HOF BIBLIOTHEK
27.053-A
ALT-

Š. A. 35 Ď. 14.

27053-1.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Neunter Band.

Nur ein Geiger.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1849.

Nur ein Geiger.

Roman

von

H. C. Andersen.

Erſter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1849.

Nur ein Geiger.

K.K.
HOFBIBLIOTHEK
WIEN

I.

Unter den an zwei Stunden im Umfang haltenden Ruinen zeichnet sich vor allen der große Tempel aus, dessen Porticus fast vollständig erhalten ist. — — Es macht eine fast rührende Wirkung, auf der Spitze des Giebelfeldes, grade über dem Kopf des steinernen Adlers, jetzt ein Storchnest zu sehen. Schade nur, daß seine Bewohner in dieser Zeit eben ihre Sommervilleggiatura in Europa bezogen hatten, so daß vielleicht einer meiner freundlichen Leser dort die Besitzer gravitätisch umher steigen sah, während mir nur das leere Nest zu betrachten blieb.

Semilasso in Africa.

Wenn der Schnee schmilzt, wenn die Wälder zu grünen beginnen, dann kehren die Störche von ihrer langen Reise zurück. Im fernen Africa sind sie gewesen, haben aus den Gewässern des Nils getrunken, auf den Pyramiden sich ausgeruht. Die Bewohner der Küsten Siciliens und des Caps Misenum in Italien sagen, daß jährlich zu einer bestimmten Zeit die Störche in großen Schwärmen über das Meer kommen und dort auf den Bergabhängen, die ganz von ihnen bedeckt werden, ausruhen; sie fliegen alle auf einmal davon, fort gegen Norden, über den Schnee und die Wolken der Alpen, wo der Haufe sich in kleine Schwärme vertheilt. Der kleinste Schwarm, wie der größte weiß nach dem Lande zu steuern, in dem er heimisch ist.

Es iſt gerade nicht die ſchwächſte Schaar, welche nach dem kleinen Dänemark fliegt. Jeder einzelne kennt den Meerbuſen, den er zu erreichen ſucht, kennt die Biegung des Waldes und den weißen Schornſteiu auf dem gezackten Giebel des Gehöfts, wo das Neſt ſeiner harrt. Sonderbar myſtiſche Vögel! Auf euren Rücken reitet der Gott des Frühlings in das Land, und die Wälder werden grüner, das Gras üppiger, die Luft wärmer!

Ein ſolches Paar war zurückgekehrt, ihr Neſt ſtand hoch auf einem Speicher in einem entlegenen Theile der Stadt Svendborg. Sie waren in voller Thätigkeit; ein auf dem Felde gefundenes, faſt drei Ellen langes Strohband trugen ſie zum Neſte hinauf, welches ausgebeſſert werden ſollte. Dieſe Geſchäftigkeit wurde wahrgenommen und war der Gegenſtand eines Geſpräches in dem dicht daran ſtoßenden kleinen Hofraume. Das einzige einigermaßen Eigenthümliche bei dem Manne dort war ein großer dunkler Schnurrbart und eine blaue, halb herabgekrämpte Mütze. Er lehnte ſich auf den Sims des offenen Fenſters. Innerhalb deſſelben ſaß auf dem Tiſche eine ebenſo kräftige Geſtalt; ein Soldatentſchako würde auf dem dunklen Haar beſſer ausgeſehen haben, als die weiße Mütze, die jetzt daſſelbe bedeckte; ein Säbel hätte der Hand beſſer angeſtanden, als die Nähnadel, die jetzt zwiſchen den Fingern ſpielte. Der Mann außerhalb des Fenſters war Feldwebel, der Mann drinnen auf dem Tiſche Schneidermeiſter. Ein kleiner Knabe lehnte ſich mit flachgedrückter Naſe gegen die Scheibe, um nach den Störchen zu ſehen, von denen ſie ſprachen.

„Komiſche Thiere!“ ſagte der Feldwebel, indem er ſeinen Schnurrbart ſtrich, „nicht für eine Monatslöhnung möchte ich einen von ihnen ſchießen! Sie bringen Glück, wo ſie bauen, darum ſind ſie auch dem Juden zugeflogen!“

„Sie ſitzen freilich auf des Juden Haus,“ erwiderte der Schneider, „aber wir haben doch ihre Abgaben! Jedes Jahr geben ſie ihren Zehnten, das eine Jahr ein Ei, das andere Jahr ein Junges. Sie ſtoßen ihm ihren Schnabel in den Nacken, es ſieht aus wie der Stich mit einem Pfriem, und dann aus dem Neſt damit! Es iſt übrigens ein wahres Schauſpiel, anzuſehen, wie ſie die Jungen füttern oder ſie fliegen lehren. Die Alten machen beſondere Künſte beim Füttern. Sie ſtehen aufrecht im Neſte, legen den Hals über den Rücken und den Schnabel gegen den Schwanz zurück, gerade wie wenn Bajazzo ſich hintenüber biegt, um einen Schilling vom Fußboden aufzunehmen. Erſt ziehen ſie den Hals ein, dann werfen ſie ihn zurück und würgen niedliche kleine Fröſche und junge Schlangen aus, mit denen die Kleinen tractirt werden. Aber am luſtigſten iſt es zu ſehen, wie ſie den Jungen das Fliegen lehren. Das Manöver geht auf dem Dachfirſt vor ſich. Da gehen die Kleinen wie Seiltänzer auf dem Seile, balanciren mit den Flügeln und fangen mit kleinen Sprüngen an, denn ihre Körper ſind ſchwerfällig. Jedes Jahr, wenn ich die Störche von ihrer weiten Reiſe zurückkehren ſehe, iſt es mir, als wäre ich ſelbſt erſt vor Kurzem von meiner großen Wanderung heimgekommen; dann ſteigen viele alte Erinnerungen in mir auf, ich denke

an die hohen Berge, über welche ich geklettert bin, an die prächtigen Städte, wo die Häuser wie Schlösser aussahen und die Kirchen einen Reichthum wie die Schatzkammer eines Kaisers hatten. Ja, es ist schön im fremden Lande!" seufzte er, „dort ist die meiste Zeit des Jahres Sommer. Der liebe Gott hat uns recht als Stiefkinder behandelt! — Aber was ich sagen wollte — es war von den Störchen, daß wir sprachen. Man kann doch die Eigenthümlichkeiten, die man bei diesen Thieren erblickt, nie recht ergründen. Ehe sie fortziehen, versammeln sie sich immer an verschiedenen Stellen des Landes. Ich habe sie mehrere Hundert an Zahl erblickt, es war ein vollständiges Manöver, das sie hielten. Sie klapperten alle auf einmal mit dem Schnabel, man konnte sein eigenes Wort nicht hören. Sie sprachen wohl von der Reise. Sie hielten Rath, und auf einmal stürzte die größte Schaar über einige einzelne her und tödtete sie; es blieben gegen ein Dutzend auf der Stelle liegen. Man sagt, daß es die kranken und schwächlichen seien, die nicht Kräfte zu der langen Reise besitzen, welche die andern dann tödten. Der ganze Schwarm steigt in die Höhe und macht Wendungen wie ein Bohrer. Gott bewahre uns, wie hoch sie hinauf steigen! Sie sehen wie ein Mückenschwarm aus und verschwinden. Die Dotter in ihrem Ei ist so roth wie Feuer und Blut. Man sieht, daß ein Sommervogel es gelegt hat. Ein Junges aus den warmen Ländern liegt darin."

„Hat der Storch mich auch aus den warmen Ländern geholt?" fragte plötzlich der kleine Knabe, der fortwährend

das Geſicht gegen die Fenſterſcheibe gedrückt, aber doch jedes Wort gehört hatte.

„Aus dem Mühlenteich hat er Dich gefiſcht!“ erwiderte der Vater; „Du weißt es ja, daß die kleinen Kinder aus dem Mühlenteich geholt werden!“

„Aber ſie haben ja keine Kleider an!“ ſagte der Knabe; „wie kann der Storch denn ſehen, welches die Knaben und welches die Mädchen ſind?“

„Ja, darum vergreift er ſich auch oft,“ ſagte der Feldwebel, „und bringt uns ein Mädchen, wenn wir einen Knaben erwarten!“

„Wollen wir nicht vom Storche zur Lerche übergehen?“ rief der Schneider aus und nahm eine blaue Flaſche, eine ſogenannte Lerche, von der Commode, die mit Theekannen und Taſſen geſchmückt war, in deren Mitte eine geputzte Puppe ſaß, wie man in den katholiſchen Ländern die Mutter Gottes dargeſtellt findet.

„Mutter Maria ſitzt gut da!“ ſagte der Feldwebel und zeigte auf die Puppe. „Ihr habt ſie wohl ſelbſt verfertigt?“

„Der Kopf iſt aus Oeſterreich,“ erwiderte der Schneider und ſchenkte ein, „die Kleider habe ich ſelbſt genäht. Es erinnert mich an meine Jugendreiſen. Ein ſolches Bild hatten die Kinder auf einem Tiſche vor der Thür, kleine Lichter brannten davor und dann bettelten ſie bei den Vorübergehenden. „Es iſt Madonna's Geburtstag!“ ſagten ſie. — „Aber hier ſollt Ihr mein Verwandlungs-Bild ſehen. Das habe ich ſelbſt gemacht.“ Er zeigte auf ein ſchlecht gezeichnetes, colorirtes Bild in großem Rahmen. „Das iſt

Doctor Fauſt mitten in ſeinem Zimmer, wo er ſtudirt. Auf der einen Seite ſteht ſeine Stubenuhr, ſie zeigt zwölf, auf der anderen Seite liegt die Bibel. Zieh' nun an dieſem Bande links! Sieh, die Uhr verwandelt ſich in den Teufel, der ihn verſuchen will. Jetzt ziehen wir an dieſem Band und die Bibel öffnet ſich, der Engel kömmt aus den Blättern hervor und ſpricht Worte des Friedens." Wie er ſagte, ſo geſchah es, und bei jeder Figur kam ein Vers zum Vorſchein, worauf des Teufels Verſuchung und des Engels Warnung zu leſen war. Der Schneider zog wieder an dem Band zur Rechten und der Engel ſtieg in die Bibel hinein, die ſich ſchloß, der Teufel blieb beim Fauſt zurück.

„Potztauſend!" rief der Feldwebel aus. „Das habt Ihr ſelbſt erfunden? Ihr ſolltet kein Schneider ſein, Ihr habt Kopf."

„Das Bild habe ich ſelbſt nach einem ähnlichen, welches ich einſt in Deutſchland geſehen, zuſammengeſetzt. Ich ergründete die Mechanik. Die Geſchichte ſelbſt mit Fauſt, dem Zauberkünſtler, iſt auch nicht von mir; ich ſah ſie auf meinen Reiſen. Es war auf einem Puppentheater. Der Engel ſtieg aus der Bibel hervor und warnte den Doctor Fauſt, aber die Uhr verwandelte ſich in den Teufel, welcher die Herrſchaft über den Doctor erhielt, als der Engel ging und das Buch ſich ſchloß. Derſelbe Fauſt hatte einen Famulus, wie ſie es nennen, er kannte den ganzen Vertrag und war ſelbſt auf dem falſchen Weg, zog ſich aber bei Zeiten zurück; arm und elend erblickte man ihn im letzten Act, wie er als Nachtwächter in der Stadt herum geht, wo der reiche

Fauſt wohnte; er wußte, daß, wenn er zwölf rufen würde, der Teufel käme und ſeinen Herrn holte. Man hörte die Uhr ſchlagen, der Famulus faltete die Hände über die Bruſt: „Die Glock' hat," rief er, holte tief Athem, aber „zwölf" konnte und wollte er nicht ſagen, ſondern flüſterte nur — „geſchlagen!" Es half nichts, Fauſt fuhr, auf der rothen Flamme reitend, zum Fenſter hinaus!"

„Ihr ſeid nicht dazu geſchaffen, auf dem Tiſch zu ſitzen!" ſagte der Feldwebel. „Ihr lebt ja doch nur im Reiſen und Marſchiren! Das Feld wäre gerade ein Leben für Euch! Vorwärts! Marſch! Das Ehrenzeichen auf der Bruſt! Bevor das Jahr um iſt, ſeid Ihr Feldwebel!"

„Und die Frau und der Junge?" fragte der Schneider. „Er ſollte wohl als Pfeifer, ſie als Marketenderin mitgehen? Das würde kein Leben für ſie ſein. Nein, los und ledig muß man ſein, dann iſt die Welt unſer! Das war ein Leben, in den fünf Jahren, wo ich mein eigner Herr war! Seht Ihr, Feldwebel, ich war erſt neunzehn Jahr, hatte weder Vater noch Mutter und keine Liebſte! Faaburg iſt eine niedliche Stadt, da bin ich geboren, da war ich in der Lehre. Des Nachbars Marie war ein erwachſenes Mädchen, als ich noch Junge genannt wurde, deshalb machte es mich ſtolz, daß das hübſche Mädchen, mit der ſo Viele gern „gut Freund" ſein wollten, mir die Hand reichte und mich ſo ſchelmiſch anlachte, aber daß ſie meine Liebſte werden könnte, ſo hoch wagte ich nicht zu blicken! Ich wollte reiſen, wenn ich Geſelle werden würde; die Welt, von der ich in Beſchreibungen geleſen hatte, wollte

ich ſehen. Als daher das Geſellenſtück angenommen und mein Sparpfennig gezählt war, wurde ſogleich das Ränzel geſchnürt und ich ſagte den guten Freunden Lebewohl. Nun iſt es ſo in Faaburg, daß die Kirche am einen und der Thurm am andern Ende der Stadt liegt. Ich ging am Abend an dem Thurm vorbei, da traf ich Marien. Sie legte ihre Hände um meinen Kopf und küßte mich mitten auf den Mund. Das war wie Feuer, nie iſt mir ſeitdem ein Kuß ſo durch Mark und Bein gegangen; ich hätte wünſchen mögen, daß die ganze Stadt es geſehen hätte. Aber wir waren Beide allein. Ich blickte nach dem Thurm hinauf. Da war kein Wächtergang, keiner, außer einem, den ſie auf die Mauer gemalt haben; hier ſind zwei Wächter abgemalt, in natürlicher Größe und mit Farben; ſie ſind noch zu ſehen, denn ſie werden immer wieder aufgefriſcht. Wie wünſchte ich, daß ſie lebendig geweſen wären! Ich konnte es doch nicht unterlaſſen, in meinem Herzen zu ſagen: Ihr habt das ſchönſte Mädchen in der Stadt mich küſſen ſehen!"

„So wurdet Ihr verlobt?" fragte der Feldwebel.

„Nein, damit hatte es noch gute Wege! Ich wurde blutroth, aber ich war fröhlich im Sinn, und die Reiſe ging weit vergnügter von ſtatten! Fünf Jahre lang reiſte ich von Land zu Land. Ehrliche Leute, gute Meiſter habe ich gefunden, aber unruhiges Leder hatte ich in den Schuhen!"

„Und der Kuß, den Ihr von Marien bekamt, machte, daß Ihr Geſchmack an den Mädchen fandet?"

„Nun, ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin, aber das iſt die Wahrheit, als ich im fremden Lande meinen

Arm zum erſten Mal um eines Mädchens Arm ſchlang und einen Kuß wiederbekam, mußte ich an Marien denken und das auf ganz eigene Weiſe, es war gerade, als ob ſie zuſähe, und das Blut ſtieg mir in das Geſicht! Nie fühlte ich mich auswärts fremd. Oft, wenn ich einige Wochen in einer Stadt geweſen war, kam es mir vor, als hätte ich immer dort gelebt, als hätte ich die Kameraden immer gekannt und ihre deutſchen Lieder mit ihnen gepfiffen. Nur wenn ich etwas erblickte, was mich recht in Erſtaunen ſetzte, wie die alte Stephanskirche in Wien, oder die hohen mit Wolken umgebenen Berge und unten am Fuße eine Fruchtbarkeit, wie in dem reichſten Küchengarten, dann ſtand Faaburg mit allen guten Bekannten vor mir, und während mir über die Pracht der Welt die Augen bald übergingen, dachte ich unwillkürlich an den Thurm in Faaburg, mit dem Wächtergang und den gemalten Wächtern, die geſehen hatten, daß Marie mich küßte, und dann kam es mir vor, daß es hier noch ſchöner für mich ſein könnte, wenn nur der alte Thurm hier ſtände, und Marie mit dem bunten Mieder und dem grünen Rocke dabei. Ich pfiff dann ein Lied, und die Munterkeit war wieder da. Heiſa! So wanderte ich mit den Kameraden weiter in die Welt hinaus."

„Aber hier zu Hauſe iſt es doch ſchön!" rief der Feldwebel aus.

„Ja, es iſt hier hübſch, wenn die Obſtbäume in der Blüthe ſtehen, wenn die Kleefelder wie ein Potpourri duften! Aber Ihr ſolltet ſehen, wenn man erſt über die hohen

blauen Berge, die Alpen, wie ſie genannt werden, gelangt iſt, das iſt wie ein großer Garten, der den gräflichen Garten auf Glorup ausſticht, das übertrifft jede königliche Anlage in den nördlichen Ländern! Marmor, weiß wie Zucker, hauen ſie aus den Bergen, und Trauben hängen dort, groß und feſt im Fleiſche, wie Pflaumen bei uns. Ich war dort drei Jahre; da kam einmal ein Brief von meinem Neffen in Horne, und unten am Rande ſtand: „Marie grüßt und bittet ſie nicht zu vergeſſen!“ Das war von ihrer eigenen Hand geſchrieben. Mir wurde weich ums Herz dabei, da merkte ich, daß es Liebe bei mir ſei, nun hatte ich keine Ruhe; es befiel mich die Sehnſucht, ich mußte heim und wollte heim! Manche Nacht ging ich auf den einſamen Wegen, an großen Klöſtern vorbei, durch enge Städte, über Berge und durch Thäler; dann hörte ich wieder die däniſche Sprache, erblickte die Thurmſpitze von Horne, die Haidehügel bei Faaburg — und als ich um Marien warb, bekam ich ein Ja. Jetzt reiſe ich nicht mehr, nun betrachte ich die Störche, wie ſie fortreiſen und zurückkehren. Mitunter bin ich nicht guter Laune, aber dann hat Marie ihre eigene Art, ſie wieder herzuſtellen; einmal im Sommer ſegeln wir auch nach Thorseng hin und ergehen uns drüben ein wenig. Das iſt ja auch Reiſen! Die weiten Touren, ja die kann der Junge machen, wenn er heranwächſt. Es iſt Leben in ihm, Feldwebel!“

„Und darum ſoll er auch von dem Klaren haben!“ erwiderte dieſer und reichte ihm das halb gefüllte Glas.

Der Knabe ergriff es mit beiden Händen und trank, daß das Waſſer ihm aus den Augen lief.

„Da haben wir unſre Madame!“ rief der Feldwebel, indem die Mutter des Knaben hereintrat. Die üppige Figur, die großen braunen Augen waren wohl im Stande, ein Herz aus dem Süden zurückzurufen. Ein ziemlich ſtrenger Blick begegnete dem Manne, ein kurzer, doch freundlicher Gruß wurde dem Feldwebel zu Theil, der ſie auf die Schulter klopfte. „Die ganze Liebesgeſchichte habe ich gehört,“ ſagte er, „bin im Oſten und Weſten mit dem Meiſter geweſen.“

Ja, man hat nichts anderes zu thun!“ erwiderte ſie kurz, und legte ihr Halstuch in die Commode. „Da hätte er bleiben ſollen, weil es da ſo prächtig war. Gott weiß, was er hier wollte! Bald iſt es hier zu kalt, bald regnet es zu viel. Ich ſage auch: reiſe! Niemand hält Dich! Ich kann ja wieder dienen, und für den Knaben finde ich wohl auch Brot!“

„Marie,“ ſagte der Mann, „das ſagſt Du doch nicht im Ernſt? Wäre ich nicht zurückgekommen, ſo wärſt Du vielleicht noch nicht verheirathet!“

„Zehn für Einen hätte ich haben können! Des Hüfners Sohn in Oerebäk bewarb ſich vor Dir um mich, aber ich war eine Thörin, wie wir Frauenzimmer oft ſind!“

„Du haſt es nicht bereut, Marie!“ ſagte der Mann liebreich und legte ſeine Wange an die ihre. Sie küßte ihn, lachte und ging nach der Küche, wo bald die Fiſche zu der kleinen Familienmahlzeit brieten.

II.

Sie gingen zwiſchen Blumen —
Umarmten ſich herzinnig
Und jubelten vor Luſt.

Oehlenſchläger.

In Provinzialſtädten hat gewöhnlich jedes Haus einen kleinen Garten, doch dieſes Haus hatte keinen, aber einen mußte man doch haben, wenn auch nicht größer, als zu einer Hand voll Schnittlauch und etwas Portulak. Er war auch bald hergeſtellt und, wenn man ihn ſo nennen darf, einer der hängenden Gärten des Nordens, wie die Armuth ſie beſitzt. Ein großer Holzkaſten, mit Erde gefüllt, machte den Garten aus; er war hoch auf die Rinne zwiſchen den Nachbarhäuſern geſtellt, wo die Enten nicht hinauf kommen und ihn beſchädigen konnten.

Sollte nun etwas gepflückt werden, dann mußte die Leiter hervor, ſie wurde in der Küche zwiſchen dem Brete, worauf die zinnernen Teller prangten, und dem Feuerherde aufgeſtellt, Einer hielt die wackelnde Leiter, während der Andere auf derſelben zum Boden hinaufſtieg, wo dann die Luke geöffnet wurde und man mit dem Oberkörper zum Kaſten hinaus kam.

Es war ein Feſt für den kleinen Knaben, da hinauf zu ſteigen; einmal hatte er ſogar die Erlaubniß erhalten, zwiſchen den Händen der Mutter aus der Luke ſchwebend die Füße auf den Rand des Kaſtens zu ſetzen.

„Wir haben vielleicht eben ſo viel Freude über unſer Bischen Grünes," ſagte Marie, „als der Jude über ſeinen prächtigen Garten hat!"

„Aber wir möchten ihn doch gern haben!" erwiderte der Mann. „Herrlich voller Blumen ſoll er ſein! Seltene Gewächſe, wie in keinem Garten in Svendborg. Und an den Sommerabenden, wenn der Wind herüberweht, kann man den Jasmin riechen. Oft habe ich Luſt gehabt, die Leiter gegen das Dach zu ſtellen, zum Storchneſt hinauf zu klettern und in den Garten hinab zu ſehen. Marie, der herrliche Pappelbaum, welcher hoch über das Dach ragt, kann in mir ganz eigenthümliche Gedanken erwecken. In den Sommernächten, wenn der Vollmond ſcheint, ſticht er ſo dunkel gegen die blaue Luft ab, es iſt gerade als ob ich in Italien die großen Cypreſſen erblickte. Oft, wenn Du ſchliefſt, bin ich aufgeſtanden und habe das Fenſter geöffnet; kam dann eine milde Luft mit dem Jasminduft zu mir herüber, ſo konnte ich mir einbilden, ich ſei dort weit draußen in dem ſchönen Italien."

„Soll ich dieſes Geſchwätz ſchon wieder hören!" ſagte Marie und zog ſich zurück; aber der kleine Knabe horchte mit großen Augen auf die Rede des Vaters. Wie gern wollte er nicht auch mit den Störchen nach den fremden Ländern fliegen, ja wie glücklich würde er ſein, wenn er nur in dem Neſte ſitzen und in den Garten des Juden hinabblicken könnte. Eine myſtiſche Welt bewegte ſich darin. Einmal war er mit ſeiner Mutter dort im Hauſe geweſen und hatte das Laubhütten-Feſt geſehen, nie konnte er die

grüne Wölbung von Tannen und Spargelbüschen, den prächtigen Granatapfel unter der Decke und das feine ungesäuerte Brot vergessen. In den langen Winterabenden las der Vater in „Tausend und eine Nacht," seine eigenen Reisen klangen dem Knaben eben so abenteuerlich; der Storch war ihm ein Wunderthier, wie der Vogel Rock, und der Garten des Juden, den er nie erblickt hatte, war ihm ein Hesperien und Scheherazade's Heimath mit den goldenen Springbrunnen und den plaudernden Vögeln.

Es war im Monat Juli. Der Kleine spielte in dem leeren Torfschuppen, welcher die Grenze zwischen seiner Heimath und seiner Feenwelt bildete. In der Ecke waren einige Steine losgegangen; der Kleine legte sich nieder und guckte durch die Fugen, aber Alles, was er erblickte, waren nur die grünen Blätter, welche die Sonne durchscheinend machte. Mit bebender Hand, als sei es ein Mysterium, das er enthüllen wollte, wagte er einen Mauerstein herauszuziehen; der darüberliegende glitt schief herab; das Herz des Knaben pochte, er wagte nicht, sich zu rühren. Nach einigen Minuten faßte er wieder Muth. Die Oeffnung war größer, doch konnte er nicht mehr überblicken, als einen so großen Fleck, wie ein einzelner Erdbeerbusch ihn einnahm. Aber für die Kinderphantasie lag hierin ein Reichthum, ein Anblick, wie ihn für den Erwachsenen der üppigste Fruchtbaum, dessen Zweige von den reifen Früchten zur Erde gezogen werden, darbietet. Die Erdbeerblätter waren so groß, so saftig, durch einzelne schienen die Sonnenstrahlen, andere hingegen traten dunkel in den Schatten, und mitten

zwiſchen dieſer Ueppigkeit hingen zwei große rothe Beeren, recht friſch und voll. Kanaans Traube erweckte nicht reichere Gedanken von Fruchtbarkeit, als dieſe beiden Beeren. In dem Anblick lag auch die Verſuchung ſie zu pflücken, aber das war nicht zu wagen. Den einen Stein aus der Mauer zu nehmen war Sünde genug für den erſten Tag.

Am folgenden Nachmittag lagen die Steine noch unberührt. Die grünen Blätter wehten beim Luftzuge durch die Oeffnung. Die Beeren ſaßen ja da; nun ſtreckte die kleine Hand ſich ängſtlich aus, berührte die Beeren, ohne ſie zu pflücken, als aber die Hand wieder herein kam, legten die Finger ſich um den grünen Stiel, doch gleichzeitig begegnete eine kleine Kinderhand der ſeinen, er zog dieſe mit ſolcher Schnelligkeit zurück, daß einer der Steine herausglitt, er ſelbſt ſprang zur Seite, erſt nach einigen erwartungsvollen Augenblicken wagte er ſich wieder näher und guckte durch dieſe vergrößerte Oeffnung.

Ein Paar große braune Kinderaugen begegneten den ſeinigen. Sie verſchwanden eben ſo ſchnell, kamen aber bald wieder zum Vorſchein. Ein ſchönes kleines Mädchen war es: neugierig guckte ſie in vorſichtiger Entfernung von der Oeffnung nach ihm.

Es war Naomi, die Enkelin des Juden, ungefähr ein Jahr jünger als der Knabe. Er hatte ſie früher oben an ihres Großvaters Fenſter ſtehen ſehen, da hatte ſie gelbe Safflan-Stiefelchen angehabt; dieſe hatten einen unauslöſchlichen Eindruck auf den Knaben gemacht.

Die Kinder ſtarrten ſich eine Weile an.

„Kleiner Knabe!“ ſagte Naomi, „Du darfſt ſchon zu mir herein kommen. Mache das Loch größer!“

Und als ob es eine gewaltige Fee geboten, glitten noch zwei Steine heraus.

„Wie heißeſt Du?“ fragte ſie.

„Chriſtian!“ erwiderte der Knabe und ſteckte den Kopf in den ſonnenbeleuchteten, duftenden Garten. Naomi ſchob die Zweige der Weinranken zur Seite, welche die Mauer reich beſchatteten. Er ſtand im Lande der Träume, ſich im Anſchauen verlierend.

Der Erwachſene würde hier nur einen hübſchen, kleinen Garten im reichen Flor erblicken, mit vielen ſeltenen Blumen, Weinranken an den Wänden hinauf, einem Pappelbaum und weiterhin mit zwei Akazien; wir müſſen ihn aber ſo betrachten, wie der Eintretende ihn erblickte, wir müſſen mit ihm den ſtarken Blumenduft athmen, die warmen Sonnenſtrahlen fühlen, die reiche Pracht bewundern.

Ueppige, breitblättrige Weinranken, duftendes Geisblatt und blaue und rothe Winden ſchlängelten ſich an den Wänden empor und bildeten eine Tapete. Ein Luſtwäldchen von Moosroſen ſchloß ſich in einem Halbmond um die prächtigſten Levkojen von einer ſeltenen Größe und Farbenmannigfaltigkeit, von der ſchwarzblauen bis zu der ſchneeweißen; ihr Duft ſchien jeden andern zu verdrängen. Bei der Pappel, um welche der dunkle Epheu ſeine feſten Blätter ſchlang, ſtand die kleine Naomi mit den klugen

Gazellen-Augen und dem braunen Teint, welche auf die asiatische Abstammung deuteten; aber das Blut schien frisch und schön durch die runden Wangen, welche von dem schwarzen Haar umwallt wurden. Ein dunkles Kleid mit einem Ledergurt umschloß die hübsche Kindergestalt.

Sie zog ihn nach der Bank unter dem Akazienbaume hin, wo die blaßrothen Blüthen in dichten Büscheln hingen. Die schönsten Erdbeeren mit saftigem Fleisch wurden verzehrt. Der Knabe blickte rings umher, er sah sich in eine hesperische Welt versetzt, die von der gewohnten Umgebung weit entfernt zu sein schien; da klapperte der Storch hoch oben, und er kannte das Nest und die Jungen, die in demselben standen und ihre klugen Augen auf ihn zu richten schienen. Jetzt dachte er an den kleinen Garten seiner Eltern, den Kasten mit Schnittlauch und Portulak oben in der Rinne, und er wunderte sich darüber, diesem Allen so nahe zu sein. Der Storch konnte seinen Norden und seinen Süden überblicken.

Nun nahm Naomi ihn bei der Hand, und sie gingen in das kleine Lusthaus, welches nur vier Personen fassen konnte, aber den Kindern wie ein großer Saal erschien; die Kinderphantasie braucht ja nur die Erde mit einem Stecken ritzen zu lassen, um sich Schlösser mit Sälen und Gängen zu schaffen.

Ein einziges Fenster von dunkelrothem Glase warf eine eigenthümliche Beleuchtung auf die bunte Tapete, wo Thiere, Vögel und Blumen sich in einander verschlangen; ein Straußenei, welches durch den rothen Lichtschein eine selt-

ſame Feuerfarbe erhielt, hing unter der Kuppel. Naomi zeigte auf die Fenſterſcheibe, Chriſtian ſtarrte hindurch und draußen lag Alles in der allerſeltſamſten Beleuchtung; er mußte an den brennenden Berg denken, von dem ſein Vater geſprochen hatte. Alles ſtand im Feuerglanze! Jeder Buſch und jede Blume glühte; die Wolken erſchienen wie Feuer in einer Feuerluft. Selbſt der Storch, das Neſt und die Jungen flammten.

„Es brennt!“ rief Chriſtian, aber Naomi lachte und klatſchte in die kleinen Händchen. Sobald die Kinder durch die offene Thür blickten, hatte Alles wieder ſeine friſche, grüne Farbe, ja dieſe ſchien ſogar ſtärker zu ſein, als wenn ſie draußen in dem Grünen ſtanden. Die Farbenmannigfaltigkeit der Blumen war da, und der Storch ſtand da, weiß wie immer mit rothen Beinen.

„Wollen wir Geld verkaufen ſpielen?“ ſagte die kleine Naomi, indem ſie einen Grashalm durch zwei Blätter zog. Das ſtellte eine Waage vor. Gelbe, rothe und blaue Blätter waren das Geld.

„Die rothen ſind die koſtbarſten!“ ſagte ſie. „Du ſollſt kaufen, aber Du mußt mir was geben! Es muß ein Pfand ſein. Du kannſt mir Deinen Mund geben! Wir ſpielen nur ſo, ich nehme ihn nicht wirklich. Du ſollſt mir Deine Augen geben!“

Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als ob ſie dieſelben nähme, und Chriſtian erhielt ſowohl von den rothen als von den blauen Blättern. Nie hatte er früher ſo ſchön geſpielt.

„Barmherziger Gott! Chriſtian, biſt Du da drinnen?“ rief Marie und ſteckte den Kopf halb durch die Oeffnung, welcher die Kleinen ſich genähert hatten.

Erſchrocken ließ er Naomi's Hand fahren, verlor die bunten Blumenblätter und kroch durch die Oeffnung zurück, wo der Empfang aus ein paar fühlbaren Schlägen auf den Rücken beſtand. Die Steine wurden wieder aufgeſtellt, ſo gut es ſich thun ließ, und dergleichen Kunſtſtücke, wie Marie es nannte, wurden auf das Strengſte verboten; doch während der Arbeit verweilte ſie ein wenig und betrachtete den Garten; überdies pflückte ſie die nächſte Erdbeere ab und verzehrte ſie.

Am nächſten Tage waren, von der Seite des Gartens, dichte Planken davor geſchlagen; ſicher hatte Naomi von dem Beſuche erzählt. Vergebens drückte Chriſtian die Steine gegen die Breter, ja er wagte ſogar anzuklopfen. — — Der Eingang zu dem ſchönen Blumenlande war geſchloſſen.

Reich und lebendig ſtand die ganze Pracht vor ihm, Bäume und Blumen, das rothe Fenſterglas und die hübſche Naomi. Daran dachte er am Abend, bis der Schlaf ihn überwältigte.

III.

Wirbelnd ſteigt des Rauches Säule durch der Mauern Riß empor,
Und der Schreckensruf um Hülfe gellt in das entſetzte Ohr.
Gaudy's Kaiſerlieder.

Es war Nacht, als Chriſtian wieder erwachte; ein ſonderbarer rother Schein, wie der im Luſthauſe durch das gefärbte Glas, erleuchtete die Stube. Er ſteckte den Kopf zum Bette hinaus. Ja, die Fenſterſcheiben hatten dieſelbe Feuerfarbe, der Himmel den brennenden Glanz, die dunkle Pappel ſchien zu glühen. Es war ein wahres Vergnügen, dieſe Feuerpracht wieder zu ſehen.

Da hörte man draußen plötzlich Geſchrei, die Eltern ſprangen auf, der Feuerruf erſcholl. Das ganze Haus des Juden ſtand in Flammen; ein Regen von Feuerfunken ſtürzte in den Nachbarhof herab, der Himmel glänzte roth, die Flamme ſchlug in ſeltſamen Zungen hoch in die Luft. Marie übergab den Knaben den Nachbarn und ſammelte in Eile die beſten Stücke aus der Wirthſchaft, die ſie in Sicherheit bringen wollte, denn das Feuer hatte ſchon das Nebengebäude entzündet, auf deſſen Dach die Störche ſtanden.

Der alte Jude hatte ſein Schlafgemach im Erker zum Garten hinaus, aber er ſchlief noch, während ihn die Flamme mit rothem Todesnetze umgarnte. Mit der Axt in der Hand brach der Schneider ein Loch durch die Wand nach dem

Garten hinein und drang mit einigen Nachbarn hindurch. Hier war es warm wie in einem Ofen, doch der Wind führte die Funken über ihre Häupter fort.

Noch ertönte keine Sturmglocke vom Thurme, die Wächter schrieen, aber ihre Pfeifen hörte man nicht; der eine hatte die seinige zu Hause liegen lassen, weil sie ja nie gebraucht wurde, der andere hatte zwar die seinige bei sich, als er aber hinein blies, hatte sie, wie er sagte, „die Luft verloren."

Die Thür wurde erbrochen. Noch zeigte sich keine Seele, da klirrte plötzlich eine Fensterscheibe; eine Katze, wild und schreiend, bahnte sich den Weg hinaus, fuhr an einem Baum empor und verschwand auf dem Nebengebäude.

Drei Menschen waren darin, das wußte man, der alte Jude mit seiner kleinen Enkelin Naomi, — diese Beiden machten die Herrschaft aus; der alte Joel, der Schacherjude, wie man ihn nannte, war das ganze Dienstpersonal; zwar hatten sie auch einen weiblichen Dienstboten, Simonia, welche Joel zur Hand ging, aber sie schlief des Nachts in ihrer eigenen Wohnung und war also nicht hier.

„Schlagt das Giebelfenster ein!" riefen einzelne Stimmen, und die Leiter wurde angesetzt. Der Rauch quoll schwarz und dick über das Fenster hin; die Dachsteine sprangen vor Hitze; die Flamme brach durch die brennenden Balken und Sparren kecker hindurch.

„Joel!" riefen Alle, als dieser, mit einem alten Schlafrock um die gelben, mageren Glieder, zur Thür hinaus

ſtürzte; die langen Finger umklammerten einen ſilbernen Pokal; unter dem Arm trug er einen kleinen Kaſten von Pappe, wie man ſolche für weibliche Arbeiten hat. Das war Alles, was er, wie aus Inſtinct, auf der Flucht ergriffen hatte. „Der Großvater und das Kind —!“ ſtammelte er, lehnte ſich, überwältigt von Schreck und Hitze, gegen die Mauer und zeigte nach dem Erkerzimmer hinauf. Da öffnete ſich das Fenſter und der alte Jude, halb nackt, mit der kleinen Naomi auf dem Arm, ſtieg heraus. Das Kind klammerte ſich feſt an ihn an, einige Zuſchauer ſprangen hinzu und hielten die Leiter feſt.

Der Alte hatte ſchon beide Füße darauf, der Oberkörper hob ſich mit dem Kinde vor, als er auf einmal Halt machte, einen ſonderbaren Seufzer ausſtieß und plötzlich mit der Kleinen umkehrte, wieder in das Fenſter hinein ſtieg und verſchwand. Der ſchwarze Rauch und die Feuerfunken verbargen einen Augenblick die Oeffnung.

„Herr Jeſus!“ riefen die unten, „wo will er hin? Er verbrennt mit dem Kinde! — Es iſt ſein Geld, was er vergeſſen hat!“

„Macht Platz!“ rief eine kräftige Stimme, und ein Mann mit einem finſtern, ausdrucksvollen Blicke drängte ſich vor, ſprang die Leiter hinauf und ergriff den Fenſterpfoſten, deſſen oberſten Theil die Flamme ſchon ſchwarz geleckt hatte. Das Feuer leuchtete drinnen, der Schein zitterte unter der ſich ſchon biegenden Decke hin. Der Mann ſtieg hinein.

„War das nicht der Norweger aus der Hohlgaſſe?“ fragten Einzelne.

„Ja, er war es, das iſt ein verwegener Kerl!“

Das Feuer erleuchtete jeden Winkel in dem Zimmer, wo er ſtand. Naomi lag auf dem Fußboden. Der alte Großvater war nicht zu erblicken, aber ein dicker, erſtickender Rauch drang aus dem Nebenzimmer durch eine kürzlich geöffnete Thür herein. Der Mann ergriff das Kind und ſprang auf die ſchwankende Leiter hinaus. Naomi war gerettet, aber der Großvater lag ſchon vom Rauch betäubt in dem Zimmer, wo er zu der eiſenbeſchlagenen Kiſte hinein gedrungen war.

Das Dach ſtürzte krachend zuſammen. Eine Säule von Funken, unzählig, wie die Sterne der Milchſtraße, ſtieg hoch in die Luft empor.

„Jeſus erbarme dich!“ war das kurze Miſerere über eine Seele, welche in dieſem Augenblick durch die Flammen zum Leben des Todes einging.

Es war unmöglich, etwas zu retten, Alles ſtand in Flammen gehüllt. Das alte Hausmädchen, Simonia, ſtreckte mit dem Schluchzen der Verzweiflung die Hände gegen den Scheiterhaufen aus, in welchem ihr Herr brannte und wo noch geſtern ihre Heimath war. Marie hatte den Joel zu ſich herein genommen, dorthin kam auch Naomi.

„Der Storch, der arme Storch!“ riefen Alle. Das Neſt war von den umringenden Flammen beſtrahlt; die Storchmutter ſtand dort oben, ihre großen Flügel über die Jungen ausbreitend, und ſuchte ſie gegen die brennende Hitze

zu decken. Das Männchen hingegen war nicht zu erblicken, es mußte früher davongeflogen sein. Die Jungen duckten sich tief herab, ängstlich herauszuflattern, die Mutter fächelte mit den Flügeln und streckte den Hals und den Kopf weit vor. „Mein Storch! Mein lieber Vogel!“ rief der Schneider. „Das arme Thier darf nicht verbrennen!“

Er setzte die Leiter an die Wand, während die Andern durch Schreien und durch Werfen von kleinen Steinen in das Nest die Storchmutter aufzujagen suchten, aber sie blieb. Ein dicker, kohlschwarzer Rauch schlug gegen die Mauer hinan, der Schneider mußte das Haupt tief hinab beugen, während Funken und Feuerklumpen wie Schneeflocken jagten. Die Flamme entzündete die trockenen Zweige, die das Nest bildeten, es flammte auf und mitten im Feuer stand die Storchmutter und verbrannte mit ihren Jungen.

Am nächsten Vormittag war das Feuer gelöscht. Das Haus des Juden war jetzt ein dampfender Kohlen- und Aschenhaufen, in welchem man seinen verstümmelten Leichnam fand.

Gegen Abend stand der Schneider mit seinem kleinen Knaben bei der Brandstätte; der hin und wieder aufsteigende Rauch zeigte, daß es noch unter dem Schutte fortglimmte. Der ganze hübsche Garten war jetzt eine niedergetretene Einöde. Rings umher lagen schwarze, verbrannte Balken; die Weinranken und die schönen Winden waren von den Wänden abgerissen und hingen und lagen nun hingeworfen und niedergetreten. Die Wege schienen in einen Wiesengrund verwandelt zu sein. Die hübschen Levkojen waren fort und

die Roſenhecken zerriſſen und mit Erde beſudelt, die eine Seite des Akazienbaumes war verſengt, und anſtatt des erquickenden, ſchönen Blumenduftes athmete man nur Rauch und Brandgeruch. Das Luſthaus war niedergehauen. Ein viereckiges Stück der rothen Fenſterſcheibe war Alles, was Chriſtian von den alten Erinnerungen wiederfand; er ſah hindurch, und die Luft glühte, ſo wie damals, als er und Naomi durch die Scheibe guckten. Aber drüben auf dem Dache der Eltern ſtand ein Storch, es war das Männchen, er war zurückgekehrt, hatte aber weder das Neſt noch das Haus gefunden, worauf daſſelbe ſtand. Verwundert drehte er den Hals und den Kopf, als ſuche er etwas.

„Das arme Thier," ſagte der Schneider, „er iſt heute unabläſſig, von dem Augenblick an, wo er kam, über die Brandſtätte hingeflogen. Jetzt ruht er ſich ein wenig aus! Ich will ein Kreuzholz hinauf ſchaffen, vielleicht baut er ein neues Neſt. Wie er nach den Jungen und der Mutter ſucht! Sie fliegen nie mehr nach den warmen Ländern."

In dem faſt leeren Hinterhauſe, wo das Loch in der Mauer nach dem verödeten Garten durchgebrochen war, ſtand der alte Joel; ſeine magere Hand hielt die verroſtete Eiſenkrampe in der Wand feſt, während ſeine ernſten ſchwarzen Augen auf einen Gegenſtand geheftet waren, den eine alte, carrirte Schürze in der großen, leeren Bettſtelle darinnen verbarg; ſeine ſchmalen Lippen bewegten ſich, und kaum hörbar ſprach er vor ſich hin:

„Eine Schachtel wurde alſo Dein Sarg, Du reicher Sohn aus Salomo's Stamm! Die Schürze der armen Frau

wurde Dein köſtliches Leichenkleid! Ach! Keine Tochter Israels wird Deinen Leichnam waſchen, die rothen Flammen haben es gethan! Das Feuer war trockner als die Kräuter, röther als die Roſen, die wir in die Bäder unſerer Todten thun. Aber auf „Beth achaim“ *) ſoll doch Dein Grabſtein errichtet werden. Der arme Joel bildet Dein ganzes Gefolge. Aber Du ſollſt in Dein geweihtes Grab gelangen, wo der ſchwarze Strom unter der Erde Dich einſt nach Jeruſalem führt.“

Er ſchob die Schürze zur Seite und nahm den Deckel von der Schachtel, worin die zu Kohle verbrannten Ueberreſte des Juden lagen. Joels Lippen bebten noch ſchneller, wie in Krampfzuckungen, die Thränen rannen ihm über die Wangen hinab, aber die Worte wurden dumpf und unverſtändlich.

„Unſer Herr Jeſus ſei ihm gnädig!“ rief Marie, indem ſie hineintrat, aus, aber eine Röthe bedeckte gleichzeitig ihr Geſicht; es kam ihr vor, indem ſie den heiligen Namen nannte, den Joel nicht anerkannte, als ob ſie den Trauernden kränke. „Der liebe Gott,“ wiederholte ſie deshalb ſchnell und mit Nachdruck, „der liebe Gott wird ihm gnädig ſein!“

„Sein Grabſtein ſoll ihm neben dem der Tochter errichtet werden,“ erwiderte Joel, indem er die verbrannten Ueberbleibſel bedeckte.

„Sie liegt ja in Fridericia begraben,“ ſagte Marie. „Ihr müßt weit fortgeführt werden, um ein Grab zu finden.

*) Das Haus der Lebenden; ſo nennen die Juden ihren Kirchhof.

Ich erinnere mich noch der Nacht, als ſie fortgefahren wurde. Der Sarg wurde zwiſchen Stroh und Halme geſtellt; ihr Vater, der jetzt in Kohlen und Aſche daliegt, und er, Joel, fuhren davon. Der Regen ſtürzte herab. Das arme Kind dort iſt allein übrig. Der Großvater war der Einzige, den es hatte!"

„Ihre Mutter war von unſern Leuten," ſagte Joel und fügte in etwas ſtolzem Tone hinzu: „Unſere Gemeinde läßt keinen der Ihrigen Noth leiden. Ich Alter bekomme auch mein Brot und werde es mit ihr theilen, wenn ſie nicht Platz an eines Reicheren Tiſche findet. Des Chriſten Kind gehört ja in des Chriſten Haus!" fügte er ſo leiſe hinzu, daß es unmöglich war, es zu hören.

„Das Kind iſt bei uns," ſagte Marie, „laßt ſie in Gottes Namen da bleiben, bis ſie es beſſer haben kann! Kocht der Topf für Drei, ſo kocht er auch für den Vierten mit!"

Am nächſten Abend, ſpät, als es dunkel und ſtill in den Straßen war, wanderte durch die Stadt zur Schiffbrücke hinab eine kleine Schaar; vorn befand ſich der Schneider mit einer Laterne, ihm folgte Joel, das Bündel auf dem Rücken und die Schachtel unter dem Arme. Marie folgte mit Chriſtian und Naomi. Das kleine Mädchen weinte, Joel küßte ihr die Hand und die Stirne und ſtieg darauf an Bord der Jacht. Es wurde nur wenig geſprochen, ſtumm ſtanden ſie am Bollwerke, wo die Taue gelöſt wurden.

Und Chriſtian ſah bei dem aufgehenden, abnehmenden Monde, daß die weißen Segel ſich entfalteten, daß das Schiff mit dem Strom dahinglitt, und wie Joel da draußen mit der Schachtel unter dem Arme ſtand; alle Umriſſe zeigten ſich ſehr beſtimmt in dem unſichern Mondlichte.

Der Dichter erzählt von Zigeunern, die ihren todten Häuptling vom Galgen herabnahmen, ihn mit der Krone und einem Purpurmantel ſchmückten, und ſeine Leiche in den tiefen Strom legten, der ihn nach Aegypten trug, wo er in der großen Pyramide ſitzen ſollte; ein ähnlicher Gedanke erfüllte die Seele des Knaben, es war ihm, als zöge Joel mit dem Todten nach einem fernen, fernen Phantaſielande, vielleicht lag es nicht weit von Jeruſalem, der königlichen Stadt der Juden.

„Wie das dem Rhein in der Gegend von Mainz gleicht!“ rief der Schneider aus und zeigte über den Meerbuſen nach der naheliegenden Inſel Thorseng.

„Lieber Gott!“ ſagte Marie, „wie kannſt Du jetzt an dergleichen denken! Wir ſollten doch anders geſtimmt ſein, wenn es auch ein Jude iſt, den wir begraben! Die armen Leute, nicht einmal im Tode haben ſie Ruhe! Sie müſſen reiſen, um unter die Erde zu gelangen!“ Schwermüthig blickte ſie dem Schiffe auf dem Meerbuſen nach.

IV.

Jetzt noch, mein Püppchen, iſt goldene Zeit,
Später, ach ſpäter iſt's nimmer wie heut.
Wiegenlied.

Wie leicht und bald ergißt nicht das Kind hier ſeine Sorgen, vielleicht ſo leicht und bald, als wir die unſeres Erdenlebens vergeſſen, wenn wir in jener Welt athmen!

Naomi hatte viel um den Großvater geweint, jetzt ſpielte ein Lächeln, wo früher Thränen waren; die große, blühende Erde hatte ſich ja ſchon einmal um ihre Achſe gedreht, und das iſt für die Trauer der Kinder, was Wochen und Monate für Aeltere ſind. In des Schneiders kleiner Stube bei dem freundlichen Spielkameraden war ſie heimiſch geworden. Ein Trauerkleid war ihr geſandt worden, das war hübſch, faſt neu, und machte ihr viele Freude.

„Darf ich es jeden Tag anziehen?“ fragte ſie. „Soll es nicht geſchont werden? Sonſt iſt es nicht mehr neu, wenn ich wieder trauern muß!“ Nach ihrem hübſchen Spielzeuge, dem Puppenhauſe mit der Küche und der Stube fragte ſie viel eifriger, als nach dem Großvater. Das war bei ihr nichts Auffälliges, ſie ſprach, wie Kinder faſt immer ſprechen. Vergnügt ſaß ſie auf der hohen Thürſchwelle und hielt ein

großes Klettenblatt in der Hand, es diente ihr als Fächer, Laube und Garten; ja der ganze ſchöne Blumengarten mit Farben und Duft wurde durch dieſes große grüne Blatt erſetzt.

Unförmliche Feldſteine, mehr auf einander geworfen als geordnet, bildeten die hohe Treppe zur Straßenthür, auf deren Schwelle Naomi ſaß. Die Oeffnungen zwiſchen den Steinen nannte ſie ihre Mühle, und der Sand, den Chriſtian hinein füllte, war das Korn, welches gemahlen wurde. Sie mußten ſpielen, wie ſie es am beſten konnten, denn all ſein eigentliches Spielzeug beſchränkte ſich auf einen Kreiſel, der mußte vor ihr herumſchnurren, aber er war auch ſchön; ein Meſſingnagel glänzte mitten in demſelben, und er war mit rothen und blauen Farben bemalt.

„Das iſt eine Blume, welche tanzt!“ ſagte Naomi.

„Nein!“ ſagte Chriſtian, „ſoll es nicht unſer Kobold ſein? Er dient in der Mühle und will nicht gut thun, wenn er nicht die Peitſche bekommt! Hör', wie er brummt! Sieh', wie er ſpringt!“

„Nun ſoll er ſterben!“ ſagte Naomi. „Dann begraben wir ihn, wie meinen Großvater, und dann ſpielen wir trauern und Begräbniß halten, das wird recht hübſch ſein!“ Und Chriſtian ſtellte ſowohl den Chorknaben als auch den Küſter vor. Den Kreiſel legten die Kinder in ein Loch in der Treppe nieder, ſtreuten Gras darüber und dann ſpielten ſie Feuer, wo die Glocken läuteten und die Leute retten wollten. Ein paar Nachbarkinder kamen hinzu, und

das Spiel gewann eine neue Geſtalt, man verſtand einander ſo gut, war gleich wie alte Freunde und Bekannte, obgleich Naomi früher nie mit ihnen geſpielt hatte. Aber es geht dem Kinde mit ſeinen Altersgenoſſen, wie uns Aeltern, wenn wir Blumen von einer bekannten Art erblicken; wir begrüßen ſie als alte Bekannte, obgleich die Blume ſelbſt, welche wir dann ſehen, uns zum erſten Mal vor die Augen tritt.

Das Spiel, auf welches die Kinder jetzt verfielen, möchte wohl keiner von uns Aelteren ſo leicht errathen haben. Sie zogen ihre Schuhe aus, ſtellten dieſe gegen die Mauer und gingen dann auf und ab. Das war Illumination, ſie gingen nun herum um ſie anzuſehen.

Damals war es bei Hochzeiten in Svendborg gebräuchlich, daß die Gäſte das Paar mit Fackeln und Laternen von dem Hauſe der Braut zu dem des Bräutigams begleiteten; deshalb ergriff nun auch jedes der Kinder ſeinen Schuh, das war eine Laterne, und geleitete Chriſtian und Naomi, die Brautleute, wie ſie dieſe nannten. Nie hatte ihr ein Spiel beſſer gefallen; was war auch das Puppenhaus, die Bilder und Blumen gegen die lebendigen Spielkameraden! Liebevoll hing ſie ſich an Chriſtian, der ſeine Arme um ihren Hals ſchlang und ſie auf den Mund küßte; ſie gab ihm das Medaillon, welches ſie auf der Bruſt trug, damit ſollte er geſchmückt werden, dann wäre er ein Graf, ſagte ſie, und ſie küßten ſich wieder, während alle die Andern herum ſtanden und mit den Schuhen leuchteten.

Es war ein eigenthümliches Genre-Bild; die kleine Schwalbe über ihnen war eben ſo ſymboliſch mit ihrer kleinen Brautkammer unter dem Vordache beſchäftigt, und in der blauen Luft ſchienen die Wolken ſich zu begegnen und mit einander zu verſchmelzen, aber ſie wurden gerade von einander getrennt, die niedrigeren zogen nach Oſten, die höheren nach Weſten, wie der Luftſtrom ſie nach den phyſiſchen Geſetzen der Weltordnung führte.

Das Spiel der Kinder wurde plötzlich unterbrochen. Eine Art von Kaleſche, wie ſie vor einigen und zwanzig Jahren Mode waren, eine plumpe Maſchine von Holz, blau angeſtrichen und inwendig mit grauem Molton bekleidet, rollte raſſelnd über das unebene Steinpflaſter hin. Noch jetzt, doch nur in kleinen Städten und auf dem Lande, bei wohlhabenden Pfarrherren, trifft man ſolches Fuhrwerk an, welches nebſt dem Kutſcher und dem Geſchirr der Pferde auf ein anderes Geſchlecht deutet und ſich überlebt zu haben ſcheint. Die Pferde ſelbſt waren in gutem Stande; der Kutſcher in ſeiner altmodiſchen Livrée zeigte eine Miene, welche andeutete, daß er wohl wiſſe, er fahre eine adelige Herrſchaft. Der Wagen machte vor der Apotheke Halt, wo eine Menge von Schächtelchen, Büchſen und Medicinflaſchen abgeliefert und neue dafür eingenommen wurden, Alles in der größten Eile; nun fuhr der Wagen weiter, hielt aber wieder vor der Thür, wo die Kinder ſpielten. Außer dem Kutſcher und dem Bedienten waren zwei Damen in demſelben, eine jüngere, untergeordnete, vielleicht eine Art Kammermädchen, und eine ältere, große, vornehme Dame,

von einem magern und kränklichen Ausſehen; ſie ſaß in Tücher und einen Mantel gut eingepackt und roch beſtändig an einem ſilbernen Riechfläſchchen.

Es währte nur einen Augenblick, ſo ſtand Marie da und verneigte ſich; demüthig küßte ſie der alten, adeligen Dame die Hand und verſicherte, daß ihr Verlangen in der Minute erfüllt werden ſollte.

Rings umher in der Nachbarſchaft wurden die Fenſter ſogleich halb geöffnet; ſelbſt aus den Thüren guckten ein paar Kaufmannsfranen hervor, nicht geputzt, wie jetzt, in Seide und Crepflor, nein, wie jene Zeit es mit ſich brachte, im roth wollenen Kamiſol und im bloßen Kopf. Die Kinder, welche zu ſpielen aufgehört hatten, ſtanden betrachtend, die Arme einander um den Hals geſchlungen, die Mauer entlang aufgeſtellt. Von dem Ganzen verſtand Chriſtian nur ſo viel, daß Naomi in der größten Eile ein Tuch um den Hals bekam und zu den fremden Damen in den Wagen geſetzt wurde, und es war, als ob gar nichts Unerwartetes geſchähe; Marie verneigte ſich, und der Schneider ſtand mit der Mütze in der Hand in der Thür.

„Ich will nicht fortfahren!“ ſagte Naomi. Aber ſie mußte, ſie mochte wollen oder nicht, und deshalb weinte ſie und ſtreckte die Arme aus, während der Wagen davonrollte. Da brach auch der Knabe in Thränen aus; die Trennung war ſo plötzlich, ſo unerwartet geweſen.

„Nun ſchweigſt Du,“ ſagte Marie, „oder ich werde Dir Urſache zum Weinen geben!“

„Wo ſoll meine Frau hin?“ fragte er.

„Hinaus und die Welt kennen lernen. Danke Du dem lieben Gott, daß Du Vater und Mutter haſt! Ja, einſt wirſt Du es ſchon einſehen lernen. — Wenn Du ſo mit Fremden fortfahren ſollteſt!“ Sie betrachtete den Knaben gedankenvoll und drückte ihn zugleich heftig an ihre Bruſt. „Nun, Du ſollſt die Erlaubniß erhalten, Deinen Pathen in der Hohlgaſſe zu beſuchen! Brauche nun die Beine,“ und hiermit zog ſie ihn in die Stube hinein.

V.

L'archet allait toujours, comme le balai du sorcier, qui apporte de l'eau, dans notre ballade allemande. Le violon et l'archet allaient toujours, toujours de nouveaux sons, des chants inconnus.

Contes fantastiques par Jules Janin.

Svendborg trägt noch das Gepräge der kleinen Städte aus dem vorigen Jahrhundert; man ſieht hier jene unregelmäßigen Gebäude, wo oft die obere Etage über die untere, auf einem freiſtehenden Balken ruhend, hervorragt, Erker, welche den Nachbaren die Ausſicht verſperren, breite Freitreppen mit Stein- oder Holzbänken, um draußen zu ſitzen. Ueber mehreren Thüren las man in Holz ausgeſchnitten theils däniſche, theils lateiniſche Inſchriften. Die un-

ebenen Straßen ſcheinen gepflaſterte Hügel zu ſein, indem man in gebrochenen Linien bald auf-, bald abwärts wandert.

An einzelnen Stellen in dieſer Stadt glaubt man in einer Bergſtadt zu ſein, beſonders iſt das der Fall in der ſogenannten „Hohlgaſſe," die in unſerer Zeit als forum der Schmuggelei und der Stelldicheins bekannt ſein ſoll. Wenn man von der hochliegenden Hauptſtraße hier hinabſieht, iſt der Anblick höchſt maleriſch. Mächtige Feldſteine, über einander gelegt, bilden das Fußſtück der nächſten Häuſer, und dieſes iſt, bei dem ſchroffen Abfall der Straße, von derſelben Höhe, wie die Wände der tieferliegenden Nachbarhäuſer. So ſieht man denn von der Hauptſtraße aus über die Schornſteine und Dächer in der ſchmalen Seitenſtraße und erblickt einen großen Theil des Meerbuſens, die ganze waldbedeckte Küſte mit den hochſtämmigen Bäumen und Theile der Inſeln Langeland und Thurö.

In dieſer Straße wohnte Chriſtians Pathe. Der Knabe ſtand ſchon an der Ecke und blickte über deſſen Haus hin, welches ſo tief lag, daß der Waſſerſpiegel ſich dem Auge ein gutes Stück höher zeigte; der Dreimaſter draußen ſchien gerade über die Schornſteine hin zu ſegeln.

Wie gewöhnlich war die Hausthür verſchloſſen, aber drinnen ertönte eine Geige. Ein jedes den Tönen offenes Ohr würde beim Hören derſelben geſtutzt haben. Es war jenes melodiſche Wehklagen, welches von Paganini's Violine die Sage ins Leben rief, daß er ſeine Mutter getödtet habe und daß ihre Seele jetzt durch die Seiten bebe.

Bald ging der Ton in weiche Wehmuth über; des Nordens Amphion, Ole Bull, nannte daſſelbe Thema auf ſeiner Violine: „Der Schmerz einer Mutter beim Tode des Kindes.“ Zwar war es nicht die Vollkommenheit, die dieſe beiden Meiſter unſerer Zeit in der Kunſt Jubals beſitzen, aber es deutete Beide an, wie der grüne Zweig in allen Einzelheiten den ganzen Baum andeutet, dem er angehört.

Wie Ole Bull war auch dieſer ein Norweger, wir hörten ihn ſo ſchon beim Feuer nennen, wo er Naomi rettete. Zwiſchen Felſen und Waſſerfällen und Eisgletſchern hatte ſeine Wiege geſtanden. Oft erzählte er Chriſtian von dieſer Heimath, von dem Waſſerneck, welcher im Bergſtrom wohne und oft im Mondſcheine mit ſeinem langen, weißen Bart im Waſſerfall ſitze und ſo ſchön ſpiele, daß man Luſt fühle, ſich hinein zu ſtürzen. Der arme Neck, wenn er am allerſchönſten ſpiele, dann ſpotteten die Knaben ſeiner. „Du kannſt ja doch nicht ſelig werden,“ ſagten ſie, und dann weine der Neck große Thränen und verſchwinde in dem Bergſtrom.

„Der Neck hat ſicher Deinem Pathen das Spielen gelehrt!“ ſagte einſt einer der Nachbarn zu Chriſtian, und von der Zeit an mußte der Knabe ſtets an den Neck in dem brauſenden Waſſerfall denken, wenn er des Pathen Violine hörte, und er wurde dann ſtumm und träumeriſch.

Deshalb ſetzte er ſich heute vor die verſchloſſene Thür, legte das Haupt gegen dieſelbe und lauſchte den ſeltſamen Tönen; erſt als die Geige verſtummte, pochte er mit ſeinem Fuß an.

Der Mann, den wir ſchon einmal erblickt haben und der noch nicht weit über ſeine beſten Jahre hinaus war, öffnete; die gelbbraune Geſichtsfarbe, das kohlſchwarze, glänzende Haar deutete auf einen Südländer oder das jüdiſche Geſchlecht, obgleich dem die auffallend hellblauen Augen widerſprachen. Dieſe waren völlig die eines Nordbewohners; ihre klare, helle Farbe bildete einen ſonderbaren Gegenſatz zu den ſchwarzbuſchigen Augenbraunen. Anfänglich mußte man glauben, daß Geſicht und Haar nur eine gemalte Maske ſeien und daß nur der völlig Blonde ſo helle Augen haben könne.

„Biſt Du es, Chriſtian?“ ſagte der Mann mit einem ſonderbar ſchielenden Blicke.

Der Knabe betrachtete ihn mit einer Miſchung von Furcht und Ergebenheit, denn ſeine Nähe hatte gerade etwas von dem, was man dem Spiel des Neck und dem Bilde der Schlangen beilegt. War Chriſtian zu Hauſe, dann drängte ihn ſeine Sehnſucht, dann war es ſein höchſter Wunſch, zum Pathen zu kommen; und doch fühlte er bei Niemanden, wie bei ihm, jenes unheimliche Gefühl, welches wir haben, wenn wir uns in einer engen Grabkapelle oder in einem großen Walde, wo wir Weg und Steg verfehlt haben, allein befinden. Bei jedem Beſuch erhielt Chriſtian zwei Geldſtücke, „Häringsſchuppen“ nannte das Volk ſie, kleine dünne Kupfermünzen, von denen ſechs auf einen Schilling gingen; aber dieſe waren es nicht, welche ihn anzogen; nein, es waren die ſeltſamen Geſchichten von den ſchwarzen Tannenwäldern, von den Eisgletſchern, Necken und

Kobolden und beſonders die Muſik. Die Geige erzählte auf ihre Weiſe ebenſo ſonderbare Sachen, wie des Pathen Zunge.

Die Thür wurde ſogleich wieder verſchloſſen, ſobald ſie innerhalb derſelben waren. Hier hingen an der Wand ein paar Bilder, die ein eigenes Intereſſe für Chriſtian hatten; es waren fünf Stücke aus dem Todtentanz, illuminirte Bilder nach den Gemälden in der Marienkirche zu Lübeck. Alle müſſen ſie mit in den Tanz, Papſt und Kaiſer, Alle bis hinab zum Kinde in der Wiege, welches ſich wundernd ſingt:

„O Dot, wo ſchal ik dat vorſtahn?
Ik ſchal danſſen: vn kann nich gahn!“*)

Chriſtian ſah nach den Bildern hinauf, ſie wendeten die Kehrſeite heraus. Er fragte, weshalb?

„Sie haben ſich im Tanze umgekehrt!“ ſagte der Pathe und brachte ſie wieder in Ordnung. „Haſt Du lange da draußen geſeſſen?“

„Nein, nicht lange! Du ſpielteſt, und ich horchte darauf; wäre ich hier drinnen geweſen, da hätte ich ſehen können, wie der Tod herum tanzte, ſo daß ſich die Bilder umkehrten. Denn das iſt doch wahr, was Du mir erzählſt?“

Sie ſollen Dein ſein!“ ſagte der Pathe und nahm ſie herab. „Sage Deinem Vater, daß Du ſie bekommen haſt! Glas und Rahmen behalte ich ſelbſt. Es ſind hübſche Bilder! Haſt Du mich nun lieb? Bin ich nicht gut? Nicht wahr?“

*) „O Tod, wie ſoll ich das verſtehn?
Ich ſoll tanzen und kann nicht gehn!“

Der Kleine wiederholte es, indem er ſich doch durch des Pathen Bild beängſtigt fühlte.

„Weshalb iſt Deine kleine Spielgefährtin nicht mitgekommen? Naomi heißt ſie, nicht wahr? Ihr hättet ja Beide kommen können!“

„Sie iſt fort!“ ſagte Chriſtian, „ſie fuhr mit dem vornehmen Kutſcher!“ und er erklärte nun ihre plötzliche Abreiſe, ſo gut er konnte. Der Pathe hörte mit einer Art von Intereſſe ſeine Erzählung an und lächelte für ſich hin. Der Bogen tanzte über die Saiten hin; wenn dieſe ſangen, was der Pathe bei ſeinem Lächeln dachte, ſo waren es gewiß fieberhafte, böſe Gedanken.

„Du ſollſt auch lernen, ſie zu ſpielen!“ rief er aus. „Das kann für Dich ein Reichthum werden! Du kannſt Dir Geld zuſammen- und die Sorgen fortſpielen, wenn Dich einſt welche drücken! Hier iſt meine alte Geige, meine beſte erhältſt Du noch nicht! So mußt Du die Finger halten!“ Er legte dieſe auf die Saiten und leitete nun ſelbſt den Bogen in der Hand des Knaben.

Die Töne durchbebten den Kleinen; er hatte ſie ja geſchaffen! Sein Ohr faßte einen jeden derſelben auf, und die kleinen Finger bogen ſich geſchmeidig über die Saiten hin.

Faſt eine Stunde währte dieſer erſte Unterricht, da ergriff der Pathe ſeine Geige und ſpielte; das war ein Spiel mit Tönen! So ſpielt der Jongleur mit goldenen Kugeln und ſcharfen Meſſern.

„O ſpiele, wie der Tod tanzt!“ bat der Kleine, und der Pathe machte einige kräftige Striche, und während die tiefſte Saite noch zitterte, ziſchelte die Quinte im klirrenden, feinen Ton. „Hörſt Du den Kaiſer? Er kommt mit Trompetenklang, aber nun kommt der Tod, er kommt wie der pfeifende Wind! Hörſt Du den Papſt? Er ſingt Pſalmen, und der Tod ſchwingt ſeine Senſe! Die ſchöne Jungfrau ſchwebt in dem wirbelnden Walzer, aber der Tod, kannſt Du ihn hören? Es iſt gerade, als wenn das Heimchen pfeift!“ und der Pathe preßte ſelbſt ſeine Augen zuſammen, und große Waſſertropfen ſtanden auf ſeiner Stirn.

Jetzt legte er die Violine hin und öffnete die Thür zum Garten, die gegen den Meerbuſen hinaus führte; da ſchwammen die waldbedeckten Inſeln in dem ganz ſtillen Waſſer. Es war beim Untergang der Sonne.

Der ganze kleine Garten war als Kohlpflanzung benutzt; Chriſtian betrachtete beſonders den Kohl, welcher anfing Köpfe anzuſetzen.

„Den wünſchte gewiß der Scharfrichter zu haben!“

„Was ſagſt Du, Junge?“ fragte der Pathe in barſchem Tone.

„Ich meinte, daß der Scharfrichter gern den großen Kohl haben möchte!“ ſagte Chriſtian, „Meine Mutter erzählte es mir im vorigen Jahre, als wir an ſeinem Hauſe und Garten vorbeifuhren, wo eben ſolcher Kohl wächſt. Sie ſagte mir, wenn ich Scharfrichter werden wollte, dann ſollte ich zu ihm in die Lehre kommen, und jedes Mal, wenn wir Kohl eſſen ſollten, dann würde ich angeleitet werden,

die Kohlſtrünke mit einem Beil abzuhauen, da wo der Meiſter erſt ſeine Kerbe geſchnitten habe!“

„Schweig'!“ rief der Pathe mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit und ſtieß den Knaben, ſo daß er zwiſchen die Kohlpflanzen fiel. Das kleine Medaillon, welches Naomi ihm um den Hals gehängt hatte, glitt heraus.

„Was haſt Du da?“ fragte der Pathe mit einem ſonderbaren Ausdruck, indem er den Knaben wieder aufhob und das Medaillon gewahr wurde. Er betrachtete die eingelegte Haarlocke und lächelte, wie das Haupt des Hingerichteten lächelt, wenn die galvaniſche Stange ſeine Zunge berührt. Plötzlich ging er in das Haus, kehrte aber bald mit den zuſammengerollten Bildern und den beiden „Häringsſchuppen“, letztere gut in Papier eingewickelt, zurück. Er öffnete die Laden nach der Hohlgaſſe hinaus, und der Beſuch war für heute beendet; aber Chriſtian hörte, wie die Geige wieder ſpielte. Das war eine Munterkeit, welche die Geige ausathmete, wie die Munterkeit auf dem Sklavenſchiffe, wenn die Sklaven, der Bewegung halber, mit der Peitſche auf dem Verdecke zum Tanzen gezwungen werden.

Am folgenden Tage ſtattete der Pathe einen Beſuch bei Chriſtians Eltern ab; er brachte ein friſches Kohlblatt und Vogelgras für den Canarienvogel mit, deſſen Käfig in eine grüne Wölbung verwandelt wurde; die geſchmeidigen, reifen Aehren ſteckte er durch die Drähte, und der kleine Vogel ſtimmte ſeinen Freuden- und Dankgeſang an. Der Pathe lauſchte mit einem ſeltſam lauernden Blick auf die

jubelnden, dreiſt ſich erhebenden Töne, es war, als ob er ſie dem Vogel ablauſche, um ſie der Geige einzuhauchen. Der Schneider hörte des Pathen Spiel gern, es weckte Erinnerungen an die Wanderung in fremden Ländern; Marie hingegen fand, daß etwas Hexenartiges darin liege, und faſt müſſen wir ihr Recht geben.

Man hat in Paris Kupferſtiche mit der Ueberſchrift: „**Diabolique**;“ alles Dämoniſche, was eine reiche Phantaſie hervorbringen kann, ſprudelt über dieſe Bogen. Auf dem einen erblickt man einen Richtplatz; der Pfahl, an welchen der Verbrecher befeſtigt werden ſoll, ragt einſam empor; oben auf dieſem ſitzt der Teufel, die Arme verbirgt er, allein beide Beine hat er in rechten Winkeln gegen den Pfahl ausgeſtreckt, auf welchem er ſitzt, und ſo bilden dieſer und er ein Golgatha-Kreuz. Ein junges Mädchen kniet davor, in dem Glauben, daß es das Heilige ſei, wovor ſie ſich beugt, während rings umher ſpottende Dämonen hervorgucken. Beim erſten Anblick ſcheint es uns das Kreuz zu ſein, welches ſie anbetet, aber bald ſehen wir, daß es der Teufel iſt. Ein ähnliches Bild in Tönen bot des Pathen Spiel dar.

Der Unterricht, welchen er geſtern mit dem Knaben angefangen hatte, ſollte einige Mal wöchentlich fortgeſetzt werden, denn dieſer hatte Finger und Kopf für das Spiel.

„Das kann ihm vielleicht ſein Brot verſchaffen!“ ſagte Marie.

„Es kann ihm dazu verhelfen, ſich in der Welt umzuſehen,“ ſagte der Vater.

„Na, er ſoll wohl gar ein Landſtreicher werden!“ rief die Mutter aus. „Du hätteſt ihn zu den Seiltänzern, die hier waren, bringen ſollen, dann hätte er herumſchweifen können!“

„Da ſagſt Du etwas Kluges, Marie!“ erwiderte de Vater. „Vielleicht wäre das glücklich für ihn geweſen. Chriſtian, möchteſt Du nicht ſo leicht wie ein Vogel ſein, über das dünne Seil dahin tanzeu, wo alle Leute über Dich in die Hände klatſchen? Dann reiſteſt Du von Land zu Land und bekämſt etwas zu ſehen und zu hören!“

„Ja, Prügel bekäme er!“ ſagte Marie. „Oel bekäme er in den Speiſen, das ekelhafte fette Oel, von dem die Körper geſchmeidig werden! Nein, daraus wird nichts. Laß ihn nur die Geige ſpielen lernen, darum iſt er noch kein Gaukler!“

„In das Herz der Mädchen ſoll er ſich hinein ſpielen!“ ſagte der Pathe. „Ich ſehe es ihm an, er wird ein wilder Vogel werden!“

„Ja,“ ſagte Marie, „laß ihn werden wie er will, wenn er nur nicht lügt oder ſtiehlt! Uebrigens wird ſeine Schönheit ihm nicht viel helfen. Der liebe Gott weiß, von wem er das Angeſicht hat.“

Alle Kinder ſind in den Augen der Eltern hübſch, doch Marie gehörte zu den ſeltenen Ausnahmen: ſie wußte, daß ihr Sohn nicht hübſch war; aber es konnte ihn auch Niemand häßlich finden. Sein Portrait aus jenem Alter kann man noch heutigen Tages in Svendborg zu ſehen bekommen, wenn man dort in die St. Nicolai-Kirche

geht. Hier hängt im Hauptgange zur Linken ein großes Gemälde; Chriſten Morſing, Prediger auf Thorseng, gab es dorthin, als ſeine Frau ſtarb; er ſteht mit ihr, ihren zwei Töchtern und ſieben Söhnen, Alle in Lebensgröße, darauf. Drei kleine in Windeln liegen todt voran. Die Anzahl der Kinder iſt mithin zwölf, und Alle ſind ſehr hübſch bis auf eins, es ſcheint das jüngſte zu ſein und iſt im Verhältniß zu den übrigen durchaus nicht ſchön. Der Maler hat ihm eine Roſe in die Hand gegeben, als ob er ihm doch etwas Hübſches hätte geben wollen. Des Knaben Antlitz war ganz wie ein Portrait Chriſtians. Die Aehnlichkeit hatte ſelbſt ſeine Eltern ergriffen, und auf dieſe bezogen ſich auch des Pathen Worte: „die Geige wird ihm eine Roſe in der Hand werden, wie auf dem Bilde in der Kirche!“

VI.

Link.
Bim bim, bim bim, bim bim, bim bim.
Bim bim, bim bim, bim bim, bim.
Hammer.
Er ſoll der Glocke Klang gedenken.
Nein. Vaudeville von J. L. Helberg.

„Wenn ich eines Tages nach Thorseng gehe, ſoll Chriſtian mich begleiten!“ hatte der Pathe geſagt.

Es war mitten im Auguſt, als dieſer Feſttag mit den Worten verkündet wurde: „morgen reiſen wir“. Das Wetter

verſprach gut zu bleiben, die Sonne war ja in klarer Luft untergegangen; nicht eine Wolke ſtand im Weſten.

„Iſt es noch lange hin bis morgen?“ fragte der Kleine, als er in das Bett kam.

„Mache nur die Augen zu und ſchlafe, dann iſt es morgen, ehe Du es merkſt!“ erwiderte die Mutter; aber mitten in der Nacht rief er ſie wieder, um zu fragen, wie lange es bis morgen wäre.

„Soll ich aufſtehen und Dir eine Tracht Prügel geben?“ war die Antwort, und keine Frage durfte mehr gethan werden.

In der Dämmerung ſtand er dann auf und erhielt ein reines hanfleinenes Hemde, an welchem der Kragen von feinem Leinen war, ſeine Sonntagskleider und neue Schnürſtiefeln, die zu ihrer Zeit weiße Nähte hatten.

Der Pathe ſtand ſchon an der Thür und ſie wanderten fort, aber nicht zur Schiffbrücke hinunter, denn es war nicht der beſtimmte Wochentag, an welchem die Fähre die Leute aus der Stadt umſonſt überſetzt; ſie gingen nach dem nahe liegenden Fiſcherdorf bei St. Jürgenshof. Der Thau war ſtark gefallen, ſo daß das Feld gleich einem See ſtrahlte; die Vögel ſangen und der Pathe verſtand es, ſie durch Pfeifen nachzuahmen. Es war nicht Zeit, Blumen zu pflücken, nur eine lange Winde wurde von der Hecke abgeriſſen und Chriſtian um die Mütze geſchlungen, ein Farrenblatt wurde ſein wehender Federbuſch.

Im Hohlwege, wo noch aus katholiſchen Zeiten her

ein altes Kreuz ſteht, ſaß eine Gruppe munterer Schnitter bei ihrem Frühſtück; der Krug Bier ging herum.

„Die Feder trägt am Hut mein Liebſter,
In Kopenhagen dient dem König er!“

ſang eins der Mädchen, indem ſie die Hände nach Chriſtian ausſtreckte, aber der Pathe ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib und drückte ihr einen Kuß auf den Mund.

Durch den kleinen Wald, welcher zum Pfarrhofe gehört, kamen ſie zu der alten Kirche und dem Kloſterhofe, welcher ſich auf der ſüdlichſten Spitze Fühnens, dicht neben dem tiefen Meerbuſen, erhob. Zur Linken, unterhalb der Hügel liegt das Fiſcherdorf mit ſeinen rothangeſtrichenen Schornſteinen; die Netze hingen zwiſchen den Weidenbäumen ausgeſpannt. Ein Fiſcherboot lag und ſchaukelte ſich an dem niedrigen Steindamme. Es befanden ſich zwei Männer im Boote, der Eine ſchöpfte das Regenwaſſer heraus, der Andere band das Segel feſt. Sie erwarteten die Kommenden.

„Den Jungen da wollt Ihr mitnehmen?“ fragte der eine Mann mit ernſter Miene.

„Das iſt mein kleiner Packeſel!“ antwortete der Pathe lachend. „Er ſoll Thorseng ſehen! In das Schloß und auf den Thurm von Breininge ſoll er. Biſt Du nicht ein guter kleiner Eſel?“

Er ſelbſt ergriff jetzt das eine Ruder, denn es mußte gerudert werden, der Wind war zu ſchwach, als daß man das Segel hätte benutzen können. Das Boot flog mit einem ſprudelnden Kielwaſſer hinter ſich über das klare, grüne Waſſer dahin. Chriſtian ſaß hinten beim Steuermanne.

Die gallertartigen Meduſen lagen gleich großen, durchſichtigen Blumen auf dem Waſſerſpiegel und verriethen durch ihre leiſen Bewegungen Leben auf dem ganz ſtillen Waſſer. Der ſichtbare, grüne Sandboden verſchwand, der Kleine erblickte nichts mehr als das Bild des Bootes und ſein eigenes Antlitz; es nickte wieder, wenn er nickte. Jetzt durchſchnitten ſie aber den Strom und glitten in den Schlagſchatten hinein, welchen Thorsengs Land auf das Waſſer warf. Der Pathe lüftete den Hut, es ſchien wie zufällig, war aber ein alter Aberglaube aus der Heimath, ein Gruß, welcher vielleicht dem Neck dargebracht wurde, deſſen Herrſchaft am ſtärkſten iſt, ſo weit die Klippen einen Schatten werfen.

Nun zogen ſie die Ruder ein und ſtiegen bei Thorseng an das Land. Der Pathe und die Fiſcher ſprachen heimlich miteinander, aber Chriſtian hörte nicht wovon. Das Fremde, das er hier erblickte, die ganze üppige Natur ringsumher bewältigte ſein Anſchauen.

Sie gingen zwiſchen Häuſern und Gärten beſtändig aufwärts. Die Fruchtbäume ſtanden mit Früchten belaſtet; große Stützen waren unter die von ihrer reichen Laſt ſich biegenden geſtellt. Wilder Hopfen ſchlang ſich üppig über die Hecken, und tief unten an einem Abhange lag ein ſtrohgedecktes Bauerhaus, neben welchem die Hopfenſtangen ſo in ſchräger Richtung ſtanden, daß ſie zum Theil auf dem Dache ruhten, wo dann der Hopfen, gleich dem reichſten Weinlaube, ſeine blätterreichen Ranken ſchlang und eine Laube zu bilden ſchien. Vor jedem Hauſe befand ſich ein

Blumengarten. Die Malve trieb Blume an Blume mit rothen und gelben Farben, bis zur halben Höhe des Hauſes. Hier, wo Alles in Schutz ſtand, war die Sonnenwärme um ſo fühlbarer. Ein Fremder, plötzlich in dieſe milde Luft und in dieſe Ueppigkeit verſetzt, würde meinen, in einem ſüdlicheren Lande zu ſein; der Sund von Svendborg erinnerte ihn ſicher an die Donau. Ja, hier war Sommer, herrlicher Sommer. Die wilde Krauſemünze duftete in den Gräben, von den blutrothen Berberitzen und vom Hollunder, welcher Früchte angeſetzt hatte, beſchattet.

„Das wird eine warme Reiſe werden!“ ſagte der Pathe, tröſtete ſich aber damit, daß ſie wohl einen Wagen treffen würden.

Nicht eine einzige Wolke war am Himmel. Ein Raubvogel flog ſchwer und mit trägem Flügelſchlag über den Wald hin. Es war, als ruhte alle Hitze des Tages auf des Vogels Rücken. Der Pathe war ungewöhnlich aufgeräumt; er ſchnitt aus dem Stengel des Schierlings für Chriſtian klangvolle Trompeten, ſtieß das Mark aus dem Hollunderzweige und machte eine ſchöne Flöte. Alles geſchah, während ſie vorwärts wanderten und über das, was ſie ſahen, in den Tag hinein plauderten.

Jetzt rollte ein Wagen, ſo daß der Staub emporwirbelte, als ob eine Kanone geknallt habe; er ſchien in der ſtillen Luft zu ruhen. Der Wagen hielt, ſie ſtiegen hinauf und Chriſtian erhielt ſogar ein großes Kohlblatt voller reifer, ſchwarzer Kirſchen, ein Geſchenk des Bauers, der den Pathen gut zu kennen ſchien.

Im nächsten Augenblick hatten sie Reisegesellschaft. Zwei Mann zu Pferde holten sie ein.

Auf unsern friedlichen Inselchen finden wir keine Räuber, und doch sahen diese Leute ganz verfänglich aus. Jeder hatte eine Pistole in der Brusttasche und ein geladenes Gewehr im Arm. Sie befahlen dem Bauer mit einem durchdringenden Blick, daß er halten solle. Sie untersuchten das Stroh im Wagen, und da sich nichts fand, murmelten sie eine Art Entschuldigung und ritten rasch davon, wie sie gekommen waren.

Während dieser ganzen Verhandlung verhielt sich der Pathe durchaus passiv; der Bauer schmunzelte mit zuversichtlichem Lächeln. „Dies Mal fischen sie nichts!" war seine spöttelnde Rede.

„Das muß ein saures Leben sein!" sagte der Pathe. „Jetzt zur Sommerszeit geht es an; aber wenn die wilden Bienen schwärmen, wenn der Wind über die See pfeift, muß es hart genug sein, die Nacht draußen zu liegen, und nur, um von klügeren Kerlen zum Narren gehalten zu werden. Paßt übrigens auf, Anders Hansen, sie haben ein gutes Auge auf Euch! Ich könnte ja fast," fügte er mit einem Lächeln hinzu, „in schlechten Geruch kommen, weil ich mit Euch fahre!"

Wer waren diese Männer? Was suchten sie? Die ganze Begebenheit beschäftigte Christian lange, wurde aber später durch den bunten Anblick verdrängt, den dieser Tag darbot. Er sah das alte Thorsenger Schloß wieder, wo

er ſchon früher einmal mit ſeinen Eltern geweſen war. Das war das größte Gebäude, was er je erblickt hatte, es war ja größer als die Kirchen in Svendborg. Doch kannte er nur das Aeußere und hatte nur zu den Fenſtern hinein geſehen. Jetzt traf es ſich ſo glücklich, daß Reiſende hier waren, und deshalb ſtieg er mit dem Pathen die hohe Treppe hinan, wanderte durch die langen Gänge und die großen Zimmer. Die vielen Portraits aus alten Tagen, Bilder Derer, die das Grab in Staub verwandelt hatte, blickten auf ihn herab. Mit jedem Bilde verbanden ſich Geſchichten oder Sagen, welche dergleichen alten Bildern eine Beleuchtung voller Wirkung verliehen, wie ſie die Marmorſtatue erhält, wenn wir ſie bei Fackellicht betrachten. Das Portrait des in voller Geſundheit blühenden Weibes, welches im Bewußtſein ſeiner Schönheit lächelt, rührt uns zur Wehmuth, wenn wir uns erinnern, daß es nun Jahrhunderte her iſt, daß ſie lebte.

Nicht für alles Gold der Welt hätte Chriſtian in dem alten Himmelbett mit den raſchelnden Seidengardinen ſchlafen mögen, denn des Nachts traten ſicher die Bilder aus den Rahmen und Tapeten; Niels Juul mit dem Schwert in der Hand nahm dann in dem bunten Lehnſtuhl mit der hohen Rückenlehne Platz. Selbſt die langen Spiegel, in denen man ſich vom Kopf bis zum Fuß ſehen konnte, hatten etwas Unheimliches für ihn, der nur gewohnt war, ſein kleines Antlitz in des Vaters Raſirſpiegel zu ſehen.

Deshalb athmete er weit leichter, als er wieder in der freien Luft ſtand, und fühlte ſich doppelt froh, als er zum

Strande bei der Fiſcherhütte hinab kam, wo die Frau ihm den Reſt an den Stachelbeerbüſchen zur freien Verfügung ſtellte. Die Kinder des Fiſchers zogen ihr Schiff vor, welches aus dem Holzſchuh des Vaters gemacht, aber mit Maſt und Wimpel geſchmückt war; das ſegelte auf dem tiefen Waſſer, wie die andern wohlbemannten Schiffe. Ein großes, glänzendes Inſect flog zufällig um das kleine Fahrzeug, ſetzte ſich auf den Saum des ſchwellenden Segels und ſchlug mit ſeinen glänzenden, durchſichtigen Flügeln. Das war ein lebender Paſſagier, den es am Bord hatte, und deshalb klatſchten die Kinder in die Hände.

Dicht vor Thurö, der Inſel, wo Balder Rune ſchlug, lag ein kleines Schiff; der Pathe ruderte zu demſelben hinaus. Er hatte viel mit den Leuten am Bord zu ſprechen; Chriſtian hatte ihn dorthin begleitet.

Die See war ruhig; die Sonne brannte.

„Nun ſollſt Du doch einmal in das Waſſer kommen!“ ſagte der Pathe. „Heute vergaßen ſie es uns zu verbieten, weil die Tour als Landreiſe galt!“

Chriſtian lächelte, er wollte gern in dem klaren, friſchen Waſſer umher ſchwimmen; zu Hauſe erhielt er nur die Erlaubniß, die Strümpfe auszuziehen und bis an die Kniee hinein zu waten.

„Das iſt ein anderes Bad, als daheim in Mutters Waſchwanne zu ſtehen und eine Kanne Brunnenwaſſer über den Kopf zu bekommen! Die Kleider ausgezogen, mein Junge!“

Das geſchah. Selbſt ſtand er da, eine athletiſche Geſtalt; er hob den Kleinen hoch auf ſeine Schultern und ließ ihn die Beine unter ſeine Arme zurück legen. Das war ein Bild des heiligen Chriſtoph mit dem Chriſtkinde.

Ein gewaltiges Plätſchern erſcholl aus dem Waſſer, und dieſes ſchloß ſich über ihnen, in großen Ringen ſpielend und hoch ſchäumend, da wo ſie verſchwanden. Einen Augenblick darauf zeigte ſich das finſtere Geſicht des Pathen wieder, aber Chriſtian war nicht zu erblicken, er war im Sprunge abgeglitten. Der Pathe vermißte ihn ſogleich und tauchte im Nu unter, ergriff den Knaben und hob ihn wieder über den Waſſerſpiegel empor. Das ſalzige Waſſer lief dem Kleinen aus dem Munde und er fing an zu weinen.

„Schäme Dich!“ ſagte der Pathe und gab ſich die Miene, als ob Alles ſei wie es ſein ſollte, aber ſein Puls ſchlug heftiger als gewöhnlich. Gut war es, daß das Abenteuer ſo endete; es fiel ihm nicht ein, daß am darauf folgenden Abend ein weit wichtigeres bevorſtand.

Eine der weiteſten Ausſichten im Lande hat man vom Breininger Kirchthurm; man findet auch hier, wie im Wirthshauſe auf dem Brocken und an anderen beſuchten Orten, ein Buch, in welches der Fremde ſeinen Namen, mitunter auch eine gewöhnliche Herzensergießung in ſchlechten Verſen oder einen Witz, welcher nur den Verfaſſer ſelbſt beluſtigt, einſchreibt.

Es war zur Zeit des Krieges, und deshalb war hier oben ein Telegraph angebracht, an welchem die ſchwarzen Ta-

ſeln magiſch ihre todte, aber bedeutungsvolle Sprache durch die Luft flüſterten. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als der Pathe mit Chriſtian zum Thurm hinauf ſtieg, um den neuen Telegraphenaufſeher zu beſuchen.

Der Meerbuſen, die Inſeln und das Meer lagen, gleicht einer Landkarte, unten ausgebreitet. Ueber Thurö und Langeland, die, wie Blumenbeete, auf dem Waſſer ruhten, erblickte man Seeland. Eine Anzahl Segel glitten vorbei, Schiffe lagen vor Anker und Fiſcherböte bewegten ſich rings herum in dem geſchlängelten Meerbuſen. Doch weit mehr als dieſer ganze Anblick zogen die ſchwarzen Tafeln Chriſtians Aufmerkſamkeit auf ſich. Er wußte ja, daß ſie ſprechen konnten, wie die Taubſtummen ſprechen; wie oft hatte er ſie nicht ſinken, ſteigen und die verſchiedenſten Stellungen annehmen ſehen!

Der Pathe ſaß am gedeckten Tiſche; Chriſtian hingegen war mitten in einem Spiel mit den beiden muntern Söhnen des Telegraphenaufſehers begriffen. Sie verließen das Zimmer und es wurde Verſteckens geſpielt.

Chriſtian kroch in eine Oeffnung der Mauer hinauf, wodurch man zu den großen Glocken gelangte; zwiſchen dieſen lag ein großer, feſter Querbalken über dem Fußboden, auf dem man zum Schallloche hinüber gelangen konnte, welches ſich in der Vertiefung der gegenüberliegenden Mauer befand; die Sonne warf ihre langen Strahlen dort herein, Stäbchen drehten ſich in deren Achſe. Durch das Schallloch mußte man hinunter blicken können, das war eine

Freude mehr, während ſie nach ihm ſuchten, und deshalb hüpfte Chriſtian den Balken entlang zwiſchen den Glocken hindurch und konnte nun über die ganze Inſel und das Meer, wo die Schiffe lagen, hinaus ſchauen. Er hörte ſchon den einen der Knaben, welcher ſuchte, die Treppe herauf kommen, und er ſah deſſen Kopf durch die Oeffnung hervorgucken, durch die er ſelbſt gekrochen war.

„Biſt Du hier?“ fragte der Knabe. „Hier dürfen wir nicht ſein, die Glocken könnten uns todt ſchlagen!“

Chriſtian antwortete nicht; ſollte er ſich bange machen laſſen? Die Glocken hingen ja ſtill, als wären ſie feſt gemauert. Auch konnten ſie nicht dahin reichen, wo er ſtand. Der ſuchende Knabe ging wieder fort.

Die Sonne ſtand dicht am Horizont und ſchien ſich jetzt mit dem Verſchwinden zu beeilen. Chriſtian konnte deutlich ſehen, wie ſie hinabglitt und verſchwand, die Abenddämmerung breitete ſich aus; er ſah nach der großen Glocke, welche vor der Niſche beim Schallloche hing, wo er ſtand; plötzlich erbebte ſie und machte eine ganz leiſe Bewegung: er wollte fort, aber im Nu erhob ſich die Glocke mehr, ihr ganzer hohler Raum wendete ſich gegen ihn empor. Erſchrocken drückte er ſich an die Mauer zurück. Der erſte Glockenſchlag dröhnte in ſeinen Ohren.

Hier, wie in allen däniſchen Dorfkirchen, wurde bei Sonnenuntergang geläutet; Niemand hatte eine Ahnung davon, daß irgend ein menſchliches Weſen dort oben ſei.

Inſtinctmäßig fühlte er, daß, wenn er nur einen Schritt vorginge, die Glocke ſeinen Kopf zermalmen würde.

Stärker und ſtärker tönten die Schläge aus dem hohlen Metall. Die erſchütterte Luft, im Verein mit dem Schrecken, wirkte gewaltſam auf ihn ein, der Schweiß quoll aus ſeinem Körper. Er wagte nicht ſich umzuwenden, die Augen ſtarrten feſt in die hohle Glocke, jedesmal wenn dieſe dröhnend gegen ihn hin ſchwebte. Er ſtieß einen lauten Schrei um Hülfe aus, aber Niemand konnte ihn hören; er fühlte, daß ſein Schrei beim Schlag der Glocken lautlos ſei.

Bis in das Innerſte erſchüttert, ſchien ſie ihm der ungeheuere Rachen einer Schlange zu ſein; der Klöppel war der Stachel, den ſie gegen ihn ausſtreckte. Verwirrte Bilder drängten ſich ihm auf; es war ein Gefühl, mit jenem verwandt, welches er an demſelben Tage gehabt hatte, als der Pathe mit ihm in das Waſſer tauchte; aber es ſauſte doch ſtärker vor den Ohren, die wechſelnden Farben vereinigten ſich vor ſeinen Augen zu gräßlichen Geſtalten. Die alten Bilder aus dem Schloſſe ſchwebten vorbei, aber mit verzogenen Mienen und ſtets wechſelnden, langen und eckigen, gallertartig durchſichtigen und lebenden Formen; ſie ſchlugen mit Becken und auf Trommeln und gingen darauf plötzlich in den Feuerglanz über, in welchem er Alles erblickt hatte, als er mit Naomi durch die rothe Glasſcheibe geguckt hatte. Er fühlte, daß es brannte! Er ſchwamm durch ein Feuermeer, und immer gähnte die Schlange mit ihrem ziſchenden Stachel vor ihm. Er fühlte einen ſonderbaren krampfartigen Trieb, den Klöppel mit beiden Händen zu ergreifen, als es auf einmal um ihn her ſtill wurde, aber in

ſeinem Kopfe dauerte das ſchreckliche Brauſen noch mit gleicher Kraft fort. Er fühlte, daß die Kleider ihm am Körper feſtklebten und daß ſeine beiden Hände wie in der Wand feſtgemauert ſaßen. Vor ihm hing der Kopf der Schlange todt und gebeugt; die große Glocke ſchwieg; er ſchloß ſeine Augen und fühlte, daß er einſchlief. Es war eine Ohnmacht.

Seine erſten Lebensempfindungen waren wie in einem Traum, einem häßlichen Traum. Alles war dunkel und mußte es ſein, denn er lag im Bauch der Schlange; die Schlange hatte ihn doch verſchluckt; ſie war alſo nicht todt, er fühlte alle ihre Bewegungen, er fühlte, wie ſie mit ihm zappelte, ſeine Glieder feſt drückte, ihn hoch empor hob und wieder ſank. Das war ein gewaltiger Kampf.

„Stecke ihm den Kirchenſchlüſſel in den Mund," hörte er ſagen, aber in weiter Ferne; wieder erſtarb der Laut, mit ihm aber auch ſein gräulicher Traum; er erwachte und fühlte ſich ſehr entkräftet.

Eine fremde Frau und der Pathe ſtanden neben ihm, er lag auf einem Bette.

Man hatte ihn vermißt und gefunden. Heftige Krämpfe oder richtiger ein Schlaganfall, den er früher nicht kannte, war ſein Leiden geweſen. Jetzt war er wieder bei Beſinnung, nur die Augen ſchmerzten ihm. Er erinnerte ſich klar alles Vorgefallenen.

„Der liebe Gott erhalte ſeinen Verſtand!" ſeufzte die Frau.

„Prügel ſollte er haben," ſagte der Pathe, „Prügel, daß ihm das Blut um die Ferſen liefe!"

„Ja, meine Knaben haben die ihrigen bekommen," verſicherte die Frau, „obgleich ſie, weiß Gott, nicht dafür konnten!"

Eine Brezel und etwas Honig wurde Chriſtian gegeben, um ſich daran zu ſtärken und ſeinen Geiſt aufzufriſchen. Der Pathe nahm ihn dann auf ſeinen Rücken und wanderte mit ihm zur Küſte hinab, denn nach Hauſe ſollten und mußten ſie dieſen Abend. Die Lichter von Svendborg blitzten über den Meerbuſen; draußen unter der Küſte lag der Fiſcher mit ſeinem Blinkfeuer für den Aalfang auf dem Waſſer; jedes Lüftchen ſchlief in der kühlen Sommernacht.

VII.

Ade, ich fliege nun davon.
Weit, weit
Reiſ' ich noch heut!

L. Tieck.

Es herrſcht der Volksglaube, daß der Blumenſtaub der Berberitzen ein Gift für das Korn ſei, die ſchwere Aehre wird von dem beißenden Roſt befleckt. Der edelſte, der blendend weiße Mohn verändert nach einem Jahre ſeine Farbe, wenn er zwiſchen dem bunten ſteht. Die Umgebung iſt die unſichtbare Hand, welche den Grundſtoff in deſſen Entwickelung umbildet.

Während der Bildhauer den weichen Thon formt, begreifen wir nicht ſogleich, welches Werk geſchaffen werden ſoll. Es erfordert Zeit und Arbeit, bevor der Gipsabguß entſteht und nach dieſem der Marmor durch den Schlag des Meißels belebt wird; wie viel ſchwieriger iſt es aber, von dem Menſchen als Kind auf deſſen Entwickelung und Schickſal als Mann zu ſchließen! Wir erblicken hier den armen Knaben in Svendborg; der Inſtinct in ihm und die Einwirkung von außen zeigen wie die Magnetnadel nur nach zwei einander durchaus entgegengeſetzten Richtungen. Entweder wird er ein ſeltener Künſtler, oder ein jämmerliches verwirrtes Weſen. Der Blumenſtaub der Umgebung wirkt ſchon mit Duft und Farbe.

Der Gott der Töne küßte ihn ſchon in der Wiege; ob wohl der Geſang der Zeitgöttinnen Begeiſterung oder Wahnſinn bringen wird? Zwiſchen beiden bildet nur eine dünne Wand die Grenze. Wird er vielleicht die Bewunderung von Tauſenden erwecken oder gar in der elenden Schenke, mit der Geige unter dem Arm, als alter Mann für die wilde, rohe Jugend aufſpielen und mit ſeinen Träumereien als ein halb Verrückter verſpottet werden, er, deſſen Seele unſichtbar die Taufe der Töne erhielt?

Vom Herzoge von Reichſtadt weiß man, daß er wie todt zur Welt kam, vergebens wandte man alle Mittel an, ihn in das Leben zurückzurufen; da donnerten die hundert Kanonenſchüſſe, er öffnete die Augen, ſein Puls ſchlug. Er war der Sohn des großen Kaiſers, deshalb erfuhr es die Welt; dagegen weiß Niemand ein Gleiches von dem

Kinde der Armuth. Auch er war eine Leiche, eine neugeborene Leiche, ſchon bei der zerſchlagenen Fenſterſcheibe auf den Tiſch gelegt, da ertönten draußen Flöten und Violinen, von herumwandernden Muſikanten geſpielt; eine Weiberſtimme erklang wehmüthig, ſtark, und der Kleine ſchlug die Augen auf, bewegte das Händchen. Ob es die Töne waren, welche die Seele zurücktrieben, um hier auf der Erde zu wirken, oder nur der Zufall, dieſes ſalomoniſche Schwert des Vernunftmenſchen?

Ein ſeltener Künſtler mußte er werden, oder ein jämmerlicher Stümper, ein Sperling mit Goldſchaum auf den Flügeln, den die anderen Sperlinge deshalb blutig beißen. Und wenn er es nun würde? Welchen Troſt giebt es für ihn? Welchen Troſt für eine Menſchennatur mit Stolz im Herzen? Der wird verwiſcht und vergeſſen, wie die Schneeflocke, welche in den rinnenden Strom fällt, nur das Werk und der Name eines Einzelnen geht auf Jahrhunderte über. Beneidenswerthes Loos! Aber zukünftige Freuden können uns in unſerm neuen Daſein erwarten, wo ſein Glück der Berühmtheit weit entfernt in einer Welt ſteht, in der er nicht auftreten, an der er nicht Theil nehmen kann. Was thut es, wie hoch wir ſtehen, wenn wir nur gut ſtehen? Das iſt das Troſtlied der Welt, das iſt der Selbſttroſt der großen Menſchenwoge, indem ſie ſich gegen die Küſte der Ewigkeit dahinwälzt.

An den Knoten der Tannenſtämme kann man erkennen, wie viele Jahre jeder Baum gewachſen iſt; ein Menſchenleben hat auch ſeine ſichtbaren Glieder. Ein wichtiger Ueber-

gangspunkt, ein Art Hauptmoment in Chriſtians Kindheit bildete dieſer Sommer durch die Bekanntſchaft mit Naomi, den Muſikunterricht und den Beſuch auf Thorseng.

Wie die Blume das Blatt und den Zweig gegen die Sonne wendet, ſo verlangte ſeine Seele nach den Tönen. Die Muſik der Orgel zog ihn zur Kirche, der einfache Choral war ein Miſerere Allegri's. Er beneidete die Gefangenen auf dem Rathhauſe, daß ſie an den Geburtstagen des Königs und der Königin aus ihrem Gefängniß die ganze Nacht die Muſik über ſich hören konnten, wo getanzt wurde. So wie die Nerven empfindlicher wurden, öffnete ſich das Ohr mehr für die Sprache der Töne. Der unglückliche Krampfanfall kehrte öfter zurück und hinterließ ein ſonderbares Zittern im Augenlide, einen Schmerz in den Augen ſelbſt, während alle Gegenſtände ſich in bunten, immer wechſelnden Farben zeigten. Der Körper kränkelte, und das Seelenleben war ein Schweben zwiſchen Phantaſien und Träumen. Auf eine ſolche Natur war die ſtarke Sehnſucht des Vaters nach dem Reiſeleben und des Pathen Sonderbarkeit von derſelben Einwirkung, wie Luft und Waſſer es im Thale der Cretins für die Kinder ſind, die dort geboren und erzogen werden. Das Schulleben konnte jetzt allein, durch ſein ſtreng vernünftiges Uebergewicht, einige Kühlung in dieſen Sirocco der Phantaſie bringen, welcher ſeinen Geiſt und Körper ermattete, aber zu jener Zeit gab es noch keine ordentliche Schule in der ganzen Stadt. Ein alter ehrlicher Mann, Namens Sevel, mit ſeiner tauben Frau

waren die Einzigen, welche Unterricht ertheilten; ſie wohnten in dem alten verfallenen Kloſtergebäude, welches jetzt mit den Ruinen der Kirche abgetragen iſt.

Die Mönche haben ſowohl im Norden, als im Süden die ſchönſten Gegenden zu wählen gewußt, um ihre Klöſter darin zu erbauen. Dicht am Meerbuſen, mit der Ausſicht auf Thorseng und Thurö, lag hier das Kloſter der grauen Brüder; das gewölbte Gemach, welches einſt als Speiſeſaal diente, war jetzt die Schulſtube; in der kleinen Niſche in der Mauer, wo das Crucifix geſtanden hatte, fand nun die Ruthe und das Strickzeug Platz. Unter der gewölbten Decke ſaß auf Schemeln und Bänken das jüngere Geſchlecht mit Luthers kleinem Katechismus, worin doch die Bilder, der Chineſe mit ſeiner langen Pfeife und die Jungfrau Maria mit dem Kinde, eben nicht ſo ganz lutheriſch waren, dieſe hatten aber gerade das meiſte Intereſſe. Die wenigen ſchmalen Fenſter befanden ſich in ziemlicher Höhe, alſo konnte man ſich nicht darüber wundern, daß, wenn Herr Sevel oder ſeine Frau einen Augenblick fort waren, die Jugend auf Bänke und Tiſche ſprang, um nach den grünen Walde und dem großen Schiffe hinaus zu gucken.

Dicht neben der Schulſtube ſtand die alte öde Kloſterkirche, wo die Denkmäler abgebrochen und der Altar fort war, aber auf der Mauer ſah man noch halbverwiſchte Frescobilder von Mönchsſchrift umgeben. Die Leichenſteine lagen noch in den Gängen, die Fenſterſcheiben waren zerſchlagen, aber das Vogelgras ſchlängelte ſeine Ranken zwiſchen den Riſſen hinauf, und die Schwalben hatten ihr

Neſt, wo früher die großen meſſingenen Kronleuchter gehangen hatten. **Jesus hominum salvator** ſtand noch mit eiſernen Buchſtaben auf der Kirchenthür, die mitunter geöffnet wurde, und war die Schuljugend dann in der Nähe, ſo ſtrömte ſie hinein und erhob ihr vandaliſches Geſchrei, welches gerade, durch den ſtarken Wiederhall, eine eigene Wirkung machte.

Auf Chriſtian dagegen machte die Kirche eine ganz andere Wirkung, er wurde ſtill und nachdenklich; doch war kein Ort ihm lieber als dieſer: hier fand er Nahrung für ſeine Träumereien und fühlte ſich der Sagen- und Geiſterwelt näher. Er konnte ſo lange die verbleichten Bilder anſtarren, daß es ihm vorkam, als ob ſie die Augen bewegten; er konnte ſo lange vor den Grabſteinen auf den Knieen liegen und die Buchſtaben zu entziffern ſuchen, bis er glaubte, den Todten dort unten gegen den Stein klopfen und ſo ihn verjagen zu hören. Wenn beim Luftzuge das Vogelgras vor den zerbrochenen Fenſtern bebte oder eine Schwalbe ſcheu unter der Wölbung umherflog, gedachte er der unſichtbaren Geiſter, die mit dem hohen Graſe ſpielten oder die Vögel aus ihren Schlafkammern aufſcheuchten.

Sein Körper kränkelte: der unglückliche Krampfanfall kehrte häufiger wieder. Die Hülfe des Arztes ſuchte man nicht, denn das gemeine Volk glaubt nicht recht an ihn und er koſtet ja Geld. Marie meinte auch, man könne krank von dem Zeuge werden, das ſie aufſchreiben; aber ſie hatte gegen alle innere Krankheiten eine Univerſalcur: Wachholder-

beertropfen in Branntwein genommen, welche vertheilten und ſtärkten. Dieſe Medicin erhielt Chriſtian.

Die Zeit verging und es wurde doch nicht beſſer; darum ſei es gewiß am richtigſten, meinte die Mutter, daß mit der klugen Frau in Querndrup geſprochen würde, aber bei Gelegenheit. Dieſe kam, und es wurde zu mehreren ſympathetiſchen Mitteln gerathen. Er wurde mit einem wollenen Faden an Armen und Beinen gemeſſen, und erhielt geweihte Erde und ein Maulwurfsherz, um es auf der Herzgrube zu tragen; das war ein unfehlbares Mittel.

So verſtrichen Tage und Wochen in faſt zwei Jahren. Die kluge Frau rieth zu einem Beſuch der Frörupquelle, dieſe hatte vielen Kranken geholfen, denen der Arzt nicht helfen konnte; Marie baute auf deren Kraft, wie auf die Worte der Bibel. Man findet noch jetzt den Aberglauben beim Volke, daß einzelnen Quellen in Dänemark, wie in den Zeiten des Katholicismus, eine große Heiligkeit beigelegt wird. Der Bewohner Fühuens betrachtet die Regiſſe-Quelle bei dem Dorfe Frörup als die kräftigſte, und da ein ſogenannter Quellenmarkt mit derſelben verbunden iſt, ſo ſtrömt die Menge dorthin. Aus dem Umkreiſe mehrerer Meilen, ja von jenſeits Odenſe und Svendborg kommen die Kranken hier in der Nacht vor dem St. Johannisabend zuſammen; ſie trinken vom Waſſer, baden ſich darin und übernachten im Freien. Drei Jahre nach einander muß der Kranke dort erſcheinen; wird er in dieſer Zeit nicht friſch und geſund, dann, ſagt der gemeine Mann, wird er es nie.

„Geht nur zur Quelle!“ hatte das Orakel geſagt. „Geht nur zur Quelle, dann werdet Ihr eine Veränderung erfahren!“

Es lag eine unbewußte Prophezeihung darin; nicht nur dem Knaben, ſondern der ganzen Familie ſtand eine Veränderung bevor, wenigſtens wurde eine ſolche beſchleunigt. Wie oft ſagte nicht Marie ſeitdem: „Ja, wären wir damals nicht zur Quelle gegangen, dann wäre vielleicht Alles anders gekommen!“ Vielleicht! Aber wir haben ja unſern freien Willen zum Handeln.

Marie meinte, man müſſe des Knaben halber die Quelle beſuchen, ſie hätten eine große Verantwortung vor dem lieben Gott, wenn ſie es nicht thäten. Der Glaube ihres Mannes war nicht ſo ſtark wie der ihrige, aber er ergriff gern die gute Gelegenheit, in das Freie zu gelangen. Sein Freund, der Feldwebel, befand ſich gerade in der Stadt, um auf einige Tage einen Beſuch abzuſtatten, denn er lag mit ſeinem Regiment in Odenſe.

Sie hatten einen Weg von vier Meilen zurückzulegen, bevor ſie zur Quelle gelangten, aber die große Landſtraße ging dort dicht vorbei; die Mutter und der Knabe konnten alſo mit Retourwagen, die nach Nyburg gingen, fahren; beide Freunde wanderten zu Fuß, denn da hatten ſie ihre Freiheit und konnten ihren Weg über Wieſen und durch Wälder nehmen. Der Maler kann uns wohl das Farbenſpiel eines ſchönen Sommertages wiedergeben und ſelbſt die warme Luft fühlen laſſen, aber er iſt nicht im Stande, den Wohl-

geruch hervorzubringen, welcher ebenso behaglich auf unser Wohlsein, als die Form und die Farbe des Gegenstandes wirkt: den aromatischen Duft des Flieders und der Weißdornblüthen, wie den von den grünen Blättern der wilden Rosenhecke. Die Sperlinge zwitscherten, und der Schneider sang mit, wie er in der Fremde gesungen hatte.

„Reise zu Fuß, reise zu Fuß!
Da verstehst Du Menschengruß!
Reise zu Fuß!“

jodelte er wieder lustig, und war bald in der Erzählung von seinem Wanderleben jenseits der Donau und des Po begriffen.

„Ei sieh, dort fliegt der Storch!“ unterbrach er sich selbst. „Ach, mein armer Storch kam doch nicht mehr zurück; ob er aus Schmerz über den Verlust des Weibchens und der Jungen gestorben sein mag, oder ob er noch auf der Reise ist, um sie zu vergessen? Gott verzeihe es mir, aber ich glaube, daß man auf der Wanderung jeden Verlust verschmerzen kann!“

„Das meine ich auch,“ sagte der Feldwebel. „Deswegen habe ich Euch nie meine Meinung sagen mögen, wenn Eure Frau es hörte; sie hätte sonst etwas wider mich haben können! Ihr solltet ein tausend Thaler nehmen, soviel giebt in dieser Zeit mancher Bauer, um seine gute Heimath nicht zu verlassen; Einer muß ja an seine Stelle geschafft werden. Von dem Gelde, das Ihr bekämt, könnten Marie und der Knabe gut leben. Ihr würdet Unteroffizier, kämet wieder

nach fremden Ländern, und das iſt es doch, wofür Ihr allein lebt. Es iſt eine unruhige Zeit, kein Soldat weiß, wohin er kommen kann, Frankreich iſt uns ebenſo nahe als Deutſchland."

Der Schneider ſchüttelte den Kopf. „Das würde mir Marie nie vergeben!" ſagte er und fügte etwas wehmüthig hinzu: „Ich glaube auch nicht, daß ich ſie entbehren könnte. Nein, nein! Laß uns nicht daran denken!"

Raſch wanderten ſie, nach dem Rittergute Broholm zu, weiter. Die Blätter des Waldes waren durchſichtig, Veilchen wuchſen in ganzen Büſchen, die Waldlilien ſtanden in der Blüthe, und zwiſchen den Bäumen durch ſahen ſie über den Belt und nach Langeland hinüber, welches mit ſeinen Wäldern und Windmühlen hoch ſchwebend erſchien. Leſen wir Pückler-Muskau's „Briefe eines Verſtorbenen," ſicher das beſte Werk dieſes Schriftſtellers, ſo treten Englands Parks und Landhäuſer wunderbar vor uns hin, und wir erblicken deutlich die Alleen mit alten großen Bäumen, die zum Hauſe hinführen. Eine ſolche Allee führt auch nach Broholm. Wilhelm Müller's Lieder ſind lauter kleine Gemälde, wir ſehen das Mühlrad ſich drehen, das Waſſer ſtürzt über das größte Rad; eine ſolche Mühle liegt dicht neben der erwähnten Allee, aber ſo tief, daß „die ſchöne Müllerin" zu denen, die auf dem Wege fahren, hinaufſehen muß. Aus unſern eigenen däniſchen Volksſagen ſchweben uns Binnenſeen vor, in deren Mitte einſt eine

Inſel mit einer alten Ritterburg gelegen hat; aber ſie iſt verſunken, und der Schwan ſchwimmt über der Spitze des Thürmes hin. Ein ſolcher See liegt dicht bei der Allee und der Mühle, aber die Inſel mit der alten Burg erhebt ſich aus demſelben; der große runde Thurm mit ſeinem Kupferdach und ſeiner Spitze ſpiegelt ſich im Waſſer; das iſt Broholm. Noch erblickt man die Schießſcharten in der Mauer, noch ſtrömt das Waſſer friſch und klar durch die doppelten Schloßgräben.

In der gewölbten Geſindeſtube, welche auf ſtarken Mauerpfeilern ruht, ſaßen unſere beiden Reiſenden an dem langen hölzernen Tiſche, in deſſen Platte ein Jeder der Leute ſeinen Namen eingeſchnitten hatte. Hier war außerdem noch ein dritter Fremder, ein junger Bauer aus Oerebäk, der Bruder von Mariens erſtem Freier.

Noch heutigen Tages iſt das Aeußere des Gebäudes unverändert. Hirſchgeweihe prangen über des Jägers Thür, und der Eingang zu den herrſchaftlichen Gemächern geht durch den hohen Thurm, wo die Wendeltreppe von mächtigen, über einander gelegten Balken zur Spitze hinauf führt. Längs der Gartenmauer wachſen in dem innern Hofe in einer Reihe die alten blühenden Lindenbäume.

Bei jedem Gepräge aus älterer Zeit dachte der Schneider immer an das, was ihm in der Fremde Aehnliches vorgekommen war, und er ſtellte dann ſeine Vergleichung an. So prächtige Linden wie dieſe hatte er nur in Böhmen im Schatten der langen Allee geſehen, wo er gewandert war

und ſein „**krasna holga!**“) geſungen hatte. Das alte Gebäude ſelbſt mit ſeinem hohen Thurm glaubte er weit weg, an der Donau, erblickt zu haben, als das Schiff raſch mit ihm über Strudel und Wirbel davon fuhr. Ja, die kühle Wölbung, wo ſie jetzt zwiſchen den dicken Mauerpfeilern ſaßen und tranken, erinnerte ihn an die Kloſterhallen. Was das Herz dachte, mußte der Mund plaudern, es mochte nun die Andern ergötzen oder nicht.

„Aber ſo reiſe doch wieder!“ war der Refrain, den die Andern ausſprachen.

„Ich ſoll jetzt die rothe Uniform anziehen,“ ſagte der junge Bauer, „dann in einem Monat fort, aber ich habe die Mittel und den Willen, einen Stellvertreter zu kaufen. Tauſend Reichsthaler in Zetteln zähle ich auf den Tiſch! Habt Ihr Luſt?“

Tauſend Reichsthaler in Zetteln! Welch ein Duft lag in dieſen Blättern, ein Duft, welcher das Herz mit den Träumen des Reichthums erfüllen konnte! Der arme Schneider hob die Augen empor und ſah durch das Fenſter die grüne Krone der Lindenbäume. Ob es jene grünen Blätter dort oder die weißen hier waren, die am ſtärkſten auf ſein Herz wirkten?

Außerhalb des Gehöftes, nicht weit davon, wo die Schmiede ſteht, erblickt man noch einen gewaltigen Knorren einer großen Eiche. Damals ſtand noch der ganze alte Baum; aus der Zeit des Katholicismus war noch ein großes

---

*) „Hübſches Mädchen!“

eiſernes Kreuz im Stamme befeſtigt. Als die Spanier 1808 in Fühnen lagen, war dieſer Baum ihnen ein heiliges Crucifix am Wege, ein Altar unter offenem Himmel, vor welchem ſie knieten und ihre Andacht verrichteten. Die ſonnenverbrannten Geſtalten lagen hier auf dem friſchen Graſe und hefteten ihre dunklen Augen voller Hoffnung auf das heilige Zeichen, der Prieſter ſtand darunter und der Geſang ertönte in der fremden, melodiſchen Sprache. Jetzt war der Baum nicht mehr, was er geweſen war, der Blitz hatte im letzten Jahre ſeine Lebenskraft gehemmt, nur ein einziger grüner Zweig ſtach noch unter den übrigen blattloſen und verdorrten hervor. Der Weg ſollte ausgebeſſert werden, der alte Baum mußte fort; die Axt war ſchon tief eingedrungen, ein langes Seil war um den Stamm geſchlungen und in gehöriger Entfernung Pferde vorgeſpannt. Bald mußte der Baum fallen.

Der Schneider mit ſeiner Geſellſchaft ſtand dort am Wege, als die Peitſche knallte und die Pferde mit aller Kraft einen Ruck vorwärts thaten. Der alte Baum ſchüttelte ſeine dürre Krone, aber der Stamm hielt feſt. Noch ein Ruck, und er ſank mit einem mächtigen Krachen und einem hohlen Gedröhne zu Boden, er drehte ſich im Falle, das alte eiſerne Kreuz nach oben. Da lag die ſtolze Eichenleiche, mit ihrem Ordenszeichen auf der Bruſt.

Der Feldwebel machte eine ähnliche Bemerkung. Der Schneider blickte gedankenvoll vor ſich hin; das, worüber er grübelte, wurde ihm klarer und klarer: „mit Ehren im

Kriege fallen iſt doch der ſchönſte Tod, und man kann ja auch mit dem Leben davonkommen! Ach, möchte Marie dieſelben Gedanken wie ich haben!“

„Nun, denkt Ihr nicht daran, das Glück zu verſuchen?“ fragte der Feldwebel. „Das Leben im Freien iſt doch etwas Anderes, als daheim auf dem Tiſche ſitzen. Dieſen Morgen erblicktet Ihr zum erſten Mal in dieſem Jahre den Storch; er flog, das bedeutet: Ihr ſollt auch reiſen!“

Der Schneider blieb ſtumm.

Ueber den Weg hin lag der alte, mächtige Baum, in deſſen Spitze der Storch ſchon vor Jahrhunderten ſein Evangelium von den warmen Sommertagen klapperte. Die alte Ritterburg ſpiegelte ſich im Waſſer. Der Schein und die Wirklichkeit bildeten ein ſchönes Ganzes. Ort und Umgebung wirkten hier auf die träumende Seele ein, wie der Bogenſtrich auf des Phyſikers Glasplatte: bedeutungsvolle Klangfiguren tauchten darin auf.

Der Tropfſtein, die Schmetterlingsflügel und die ſchwimmenden Wolken haben alle ihre ſeltſamen Naturhieroglyphen, die der Menſch zu entziffern nicht im Stande iſt, und doch verkünden ſie eine ſich entwickelnde Weltkraft. Das menſchliche Herz hat in einzelnen Augenblicken ähnliche Chiffern, die es ſelbſt nicht verſteht. Der unſichtbare Regent ſchreibt dort ſein „**mene, mene, tekel, upharzin,**“ und eine Nothwendigkeit erwacht, ein unerklärliches „ich muß!“ iſt die Wirkung.

„Habt Ihr nie," fragte der Träumende, „vom Venusberge reden hören? Er wird in alten Geschichten genannt. Mancher stattliche Ritter, ja auch arme Handwerksburschen mit dem Ränzel auf dem Rücken kamen in dieses Reich der Verzauberung und kehrten nie zurück; geschah es, daß ein Einzelner heraus und wieder zu den Seinen kam, dann war er selten recht bei Sinnen, er litt an Sehnsucht, mußte wieder zurück oder sterben. Das ist zwar nur eine Fabel, wie man weiß; sie ist gewiß von Einem oder dem Andern, der sich recht in fremden Ländern herumgetummelt hat und der später alle diese Herrlichkeiten verlassen und zu Hause sitzen mußte, zusammengesetzt. Die fünf Jahre, wo ich wanderte, ja da war ich auch im Venusberge, denn es ist doch nichts Anderes als die Herrlichkeit dieser Welt. Nun bin ich wieder daheim, und deshalb leide ich an Unruhe, Sehnsucht ist mein Tagewerk, Reiselust mein Kopfkissen, und wollte Marie — aber sie muß wollen —!" Seine Augen funkelten, er ergriff die Hand des Feldwebels: „Ich werde Soldat!"

VIII.

Der heil'ge Quell, zu dem die frommen Bauern
Von nah und fern hinſtrömen.
— — Ich ſah ſie Waſſer trinken. War's das Glühen
Der Sonne, oder war's des Waſſers Kraft?
Es rötheten ſich wieder ihre Wangen.

Oehlenſchläger.

Ungefähr zwei Meilen von Nyborg liegt zwiſchen den Dörfern Oerebäk und Frörup, doch dem letzten zunächſt, die St. Regiſſe-Quelle, die, wie die Volksſage erzählt, ihren Namen von einer höchſt gottesfürchtigen Frau hat, welche von böſen Menſchen arg verfolgt wurde, ja ſie nahmen ſogar ihren Kindern das Leben, aber an derſelben Stelle, wo das geſchah, ſprudelte ſogleich eine herrliche Quelle hervor. Als Frau Regiſſe längſt geſtorben war, kamen viele fromme Pilger von weit her, um von dem Waſſer der Quelle zu trinken, und ſie bauten zum Angedenken eine Kapelle nahe an der Quelle und hingen ihr Bild darin auf. Jedes Jahr am Tage der Boelmeſſe wurde hier Predigt gehalten, als aber Luthers Lehre im Lande eingeführt wurde, ließ man dieſe Kapelle in Schutt verfallen; die Quelle dagegen rieſelt noch und wird Jahr für Jahr zur Zeit des Johannistages beſucht, wo dann ein Markt abgehalten wird.

Um nicht den Blicken einer zahlreichen Menge ausgeſetzt zu ſein, iſt ſicher nach und nach der Gebrauch entſtan-

den, daß die Kranken die Nacht vor dem Johannis-Abend bei der Quelle zubringen. Bei Sonnenuntergang werden ſie in dieſem Waſſer gewaſchen und ein Nachtlager wird zubereitet; in der Morgenſtunde brechen ſie auf, die Schwächſten werden nach Hauſe geführt, diejenigen aber, deren Krankheit es zuläßt, bleiben und nehmen an den Freuden des Marktes Theil.

Im Dorfe Frörup, wo der Quellenmarkt gehalten wird, war man damit beſchäftigt, Buden und Zelte aufzuſchlagen. Auf allen Nebenwegen erblickte man Fahrende und Gehende mit ihren Kranken; Einzelne wanderten ſchon über das Feld, wo zwiſchen Haſelmußſträuchern und Erlen die Quelle fließt; ſie wird von einigen ziemlich hohen Bäumen umſchattet, an denen der gemeine Mann noch heutigen Tages nach katholiſchem Gebrauch ſein Opfer aufhängt, welches in einigen Lichtern beſteht. Die grüne Hecke rings herum muß als Schirmwand für die Kranken dienen, welche entkleidet und gewaſchen werden; ihre alten Kleider bleiben auf den Zweigen hängen, wo die Armen ſie ſich zum eigenen Gebrauch erbetteln.

Marie kam mit Chriſtian an der Hand allein angewandert; ſie trug eine alte Bettdecke und ihres Mannes großes Wamms, dieſes wollte ſie ſelbſt anziehen, denn die Nacht wurde kalt, die Bettdecke ſollte der Kranke über ſich haben.

„Ich bleibe bei Dir!“ ſagte ſie. „Kann ich ſchlafen, ſo iſt es gut, und kann ich es nicht, ſo iſt es nicht das erſte Mal, daß ich Deinethalben gewacht habe. Ja, Kind, Du

weißt nicht, was ich für Dich ausgeſtanden habe! An einer Mutter Sorgen und Unruhe denken die Kinder nicht eher, als bis ſie ſelbſt Kinder haben. Als ich Dich unter meinem Herzen trug, wie viel Angſt habe ich da nicht erlitten! Das Leben habe ich für Dich gewagt. Lange Nächte habe ich meine Augen nicht geſchloſſen, ſondern bin mit Dir in der Stube herumgegangen und habe Deinem Athemzuge gelauſcht. Mich abäſchern bei Tage und wachen bei Nacht, das war mein Loos! Alles habe ich gethan und will es noch für Dich thun, mein Kind, möchteſt Du nur wieder ein Menſch werden! Ich habe nur Dich allein. Mag Dein Vater in Gottes Namen reiſen, wenn er es nicht bleiben laſſen kann!" Sie brach in lautes Weinen aus, aber das währte nur kurze Zeit; ſie küßte des Knaben Augen und Mund und näherte ſich der Quelle.

Viele Gedanken bewegten ſich in ihrer Seele. In Oerebäk hatte ſie ihren Mann mit dem Feldwebel und dem jungen Bauer, dem Bruder ihres erſten Freiers, angetroffen; ſie kam mit ihnen in ſein Gehöft und er ſcherzte mit ihr und ſagte, daß dieſes Alles ihr hätte gehören können. Sie koſteten das ſtarke Bier, den Meth und das ſelbſtgebackene Weißbrot, und zuerſt als Scherz, dann als Ernſt theilten ſie ihr des Mannes Werbung und ſeine Luſt, an des jungen Bauers Stelle einzutreten, mit.

„Seht, deshalb geht er ja noch nicht fort!" ſagte der Feldwebel, „er ſteht nur in der Nummer," und er miſchte jetzt mehrere Mal die Summe von tauſend Reichsthalern in das Geſpräch.

„Er hat ſeinen eigenen Willen!“ erwiderte Marie, „Ich halte ihn nicht!“ war ihr letztes Wort, aber es war, als ſollte ihr Herz dabei in hundert Stücke zerſpringen. Sie wollte nicht bleiben, „das Veſperbrot wäre Abendeſſen genug für ſie,“ ſagte ſie; der Mann und der Feldwebel blieben und übernachteten da.

Nun ſtand ſie an der Quelle. Einzelne hatten ſchon mit dem Baden begonnen, Andere beſchäftigten ſich damit, ein Nachtlager einzurichten; das prächtigſte von dieſen war eine alte Bettſtelle, aus einem der nahegelegenen Bauerhäuſer geholt und hier zwiſchen den Haſelnußſträuchern aufgeſtellt; die anderen beſtanden entweder nur aus einem Bund Stroh, oder in Wagen, worin Stroh oder ein Bett lag. Das Feuer brannte hinter dem niedrigen Wall von Raſen, wo der Kaffeekeſſel kochte und wo ein paar alte Leute ſich die Hände wärmten.

Das Ganze bot eine der jetzt mehr und mehr aus dem Volksleben unſeres Zeitalters verſchwindenden Situationen dar, durch welche wir gleichſam in frühere Jahrhunderte zurückverſetzt werden. Könnte der Todte, über deſſen Grab der Geſang der Mönche in dem katholiſchen Dänemark ertönte, hervorſteigen und bei Sonnenuntergang als Wieſennebel über das Gras hinſchweben, er würde glauben, daß in Dänemark noch Alles ſo ſei, wie zu der Zeit, wo er ſeine Augen ſchloß. Das Volk verſammelte ſich noch mit demſelben frommen Aberglauben im Herzen um die heilige Quelle, die Kirchenglocken läuteten beim Sonnenuntergang,

wie da ſie zum Ave Maria riefen, und in der Dorfkirche ſelbſt lächelte das Bild der Mutter Gottes mit dem Kinde. Das nächſte Rittergut, das alte Oerebäkkelunde, ſtand ja unverändert mit ſeinen gezackten Giebeln, ſeinem hohen Thurme, ganz als gothiſche Burg da.

Nicht weit davon, wo Chriſtian in dem kalten friſchen Waſſer gebadet wurde, ſtanden zwei Frauen mit einem jungen Mädchen; dieſes war ungefähr dreizehn Jahr alt. Man erblickte keinen Körperfehler, entdeckte kein Zeichen der Krankheit an ihr; ihr Antlitz glänzte in Geſundheitsfülle; alle Formen waren faſt ganz entwickelt; das lange üppige Haar rollte über die weißen vollen Schultern herab; die rothe Abendſonne beſtrahlte ein lachendes lebensfrohes Angeſicht. Die jüngſte der Frauen war ihre Mutter, dieſe goß eine Schale voll Waſſer über das Haupt des Mädchens aus; die Tropfen lagen glänzend auf Rücken und Schultern; das Mädchen ſchüttelte ihr langes Haar und ſang mit klarer Stimme:

„Hört' ich ihn und ſah ihn doch
Mit der Dornenkrone noch.
— Springet, ihr Roſenknospen!"

Die ältere Frau, die Großmutter, beugte ihre Kniee und betete ſtille, mit gefalteten Händen, ein „Vaterunſer."

Der Abend war ungewöhnlich mild, aber über dem Belt zogen ſchwere Wolken auf.

Wo Unglück und Hoffnung den Menſchen gemeinſchaftlich ſind, da werden dieſe leicht vertraut. Sie ſprachen

gegenseitig über ihre Kranken und von der Kraft der Quelle. Sie helfe nicht gegen den Schlagfluß, meinte die alte Frau; doch, fügte sie hinzu, wenn der liebe Gott es wolle, so könne er ja wohl. „Es giebt ein Mittel," sagte sie, „das hat nie fehlgeschlagen," und sie nannte dieses Universalmittel des gemeinen Volkes, welches ein neueres Geschlecht vielleicht aus dem Gehirn Eugen Sue's entsprungen glauben wird, welches aber vor noch nicht vielen Jahren wirklich hier in Dänemark angewendet wurde: das widrige Mittel, das unglückliche Kind nach einer Richtstätte zu führen und da sich bei dem Verbrecher für dasselbe die Erlaubniß zu erbitten, von seinem warmen Blute trinken zu dürfen, sobald das Haupt vom Rumpfe getrennt sein würde.

Marie schauderte; nein, das konnte und sollte nie geschehen!

Bald waren sie mit ihrem Nachtlager beschäftigt. Das junge Mädchen und die Großmutter sollten in ihrem Wagen schlafen. Den unbedeutenden Raum, welcher hier zu ihren Füßen übrig blieb, bot man Christian an. Die Mutter des Mädchens und Marie setzten sich, mit dem Rock über den Kopf, auf ein Bund Stroh und lehnten den Rücken gegen den Wagen.

Rings umher war es jetzt stille; man konnte das Geplätscher der Quelle und das tiefe Athemholen der Schlafenden hören. Christian betete still sein Abendgebet, wie seine Mutter es ihm gelehrt hatte, und schloß die Augen, um zu schlafen, aber es wollte ihm damit nicht glücken. Er dachte

mit einer Art von Furcht an das geiſtesſchwache Mädchen. ſeine Füße berührten die ihrigen; ſie ſchlief tief und feſt. Er blickte zum Himmel auf, der war ſo hoch dort oben, unendlich blau, mit unzähligen Sternen; der Himmelswagen fuhr über ſeinen Kopf hin. Bald war er in einem Zuſtande zwiſchen Wachen und Schlafen; er träumte und war ſich doch bewußt, daß es ein Traum war; er konnte ſich ſelbſt Rechenſchaft darüber ablegen, wo er ſich befand, denn er hörte noch das Geplätſcher der Quelle, wie er aber Alles um ſich her betrachtete, da hatte es eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem Garten des Juden, wo er mit Naomi geſpielt hatte, nur daß hier Alles weit größer, weit geräumiger war. Die Luft wurde heller, er glaubte ihre Stimme zu vernehmen, ja, ſie nannte ſeinen Namen, aber er wagte nicht zu antworten, denn das wahnſinnige Mädchen, zu deren Füßen er ſchlief, konnte ja dadurch erwachen. Alles wurde milder und heimiſcher um ihn her. Auch den Storch erblickte er, dieſer flog über ſein Haupt hin und klapperte, als ob er ſeinen Jungen Futter brächte. Naomi war es, die bei ihm ſaß, er blickte ihr in die großen, ſchwarzen Augen, ſie ſchüttete die ſchönſten Blumen über ihn aus und ſagte, daß es Geld ſei. Sie ſpielten ſo herrlich und er gab ihr, wie das erſte Mal, ſeinen Mund und ſeine Augen zum Pfand, und ſie nahm ſie wirklich, er fühlte einen Schmerz dabei, und Alles war Dunkelheit und Nacht rings umher, aber er hörte ihren Wagen davonrollen. „Lebewohl! Lebewohl!“ rief ſie, und der Wagen fuhr hoch in die Luft empor. Da erhob er ſich, und obgleich die leeren Augenhöhlen und die

blutenden Lippen brannten, dachte er doch faſt nur an ſie; er fühlte ſich leicht gleich einer Feder in der Luft und konnte Naomi nachſchweben; aber das wahnſinnige Mädchen war erwacht und hielt ihn feſt, und weiter und weiter rollte der Wagen. Es war ein Traum, das fühlte er, und doch rollte es noch fern hin in der Luft; etwas Schweres lag feſt auf ſeinen Füßen. Er hob den Kopf in die Höhe. Da ſaß ſie wie eine weiße, glänzende Elfe, mit nackter Bruſt und nackter Schulter, das lange Haar umflatterte ſie; aber nur einen Augenblick war ſie ſichtbar, der phosphoriſche Schein, der ſie umgab, verſchwand, es wurde ſtockfinſter und weithin rollte der Donner.

„Ich brenne!“ ſagte ſie. „Es iſt als ob mein Herzwaſſer fort wäre und ich hätte nur die heiße Flamme in mir! Schläfſt Du, kleiner Knabe?“

Chriſtian wagte nicht zu antworten. Es war das geiſtesſchwache Mädchen, die auf ſeinen Füßen kniete, ihre Kleidung hatte ſie abgeriſſen, ihre nackten Arme hielt ſie hoch in die Höhe.

„Hörſt Du, wie die Stiere dort oben brüllen?“ fragte ſie. „Sie fahren hervor wie die Hirſche und tragen brennende Feuergeweihe; jagen ſie ſie Dir in den Leib, dann mußt Du ſterben, berühren ſie Dein Haus, dann ſteht es in Flammen. Der größte Baum zerfliegt in Splitter. Sahſt Du die Hörner? Sie glänzen wie Kupfer und Zinn. Fürchte Dich nicht! Bald ſind ſie vorüber, dann laufen nur die kleinen Kälber hinterher und brüllen; dieſe haben

kleine Hörner, die im Zickzack aus den Rändern der schwarzen Wolken hervorgucken!“

Ein blendender Blitz, dem der Donnerschlag in demselben Augenblicke folgte, erweckte alle Schlafenden rings umher. Erschrocken flogen die Weiber empor. Die Alte ergriff das halbnackte Mädchen, welches mitten im Wagen stand. Der Sturm ergriff die langen Locken und den leichten Teppich, welcher nur um ihre Füße hing, und hob sie hoch in die Luft.

„Jesu Kreuz!“ war der allgemeine Ausruf. Jeder suchte seine Kranken aufs Beste einzuhüllen. Christian wurde unter die große Pferdedecke gesteckt, aber der nächste Windstoß ergriff diese so heftig, daß sie weit fort gewirbelt worden wäre, hätte Marie sich nicht darüber hin gebeugt. Bäume und Büsche schwankten gleich dünnem Rohr, Blätter und Zweige flogen umher, und mitten im Sturm hörte man das junge Mädchen singen und die Weiber beten.

Da leuchtete ein schrecklicher Blitz, während der Donner betäubend über ihnen rollte. Der Wagen schien zu beben und Christian erblickte die ganze Gegend in einem Nu von dem blendendsten Lichte erleuchtet. Jeder Busch, jeder Baum, die Kirche und die Häuser, Alles trat so deutlich hervor, und vorn im Wagen erhob sich das Mädchen, sie hatte nur das dünne, weiße Hemd an. Mit den Händen breitete sie ihr langes Haar aus, stieß einen wilden Schrei aus und sprang vom Wagen herab; im nächsten Augenblick

lagerte sich wieder die kohlschwarze Finsterniß über die ganze Gegend. Es herrschte Todesstille.

„Wo ist Lucie?“ riefen Mutter und Großmutter. „Gott! wo ist sie geblieben?“

Sie griffen rings herum mit den Händen nach ihr, stießen aber nur auf Bäume und Büsche. Der Regen stürzte in großen Strömen herab. Beide Weiber stießen einen Schreckensschrei aus, den der rollende Donner übertönte. Die Großmutter suchte mit der Hand auf der Erde, die Mutter lief in Regen und Finsterniß davon und rief: „Lucie!“ Christian drängte sich fest an seine Mutter; es war eine schreckliche Nacht.

Ein Blitz und ein Donnerschlag, beide von gleicher Kraft, als jene, bei welchen das junge Mädchen verschwunden war, folgten später, und mit diesen schien sich das Unwetter gelegt zu haben; die folgenden waren weit schwächer, der Regen fiel nur noch in einzelnen Tropfen herab. Aber diese ganze Zwischenzeit war die schrecklichste für die arme Mutter, welche, unsicher, wohin sie sich wenden sollte, um ihre unglückliche Tochter zu finden, über Stock und Stein fortlief. Einen Augenblick, bei einem leuchtenden Blitzstrahl, glaubte sie etwas Weißes über das Feld hinschweben zu sehen; sie schlug dieselbe Richtung ein, wurde aber bald von einem Graben, bald von einem Busch, zwischen dessen Zweigen sie sich verwickelte, aufgehalten. Mitten in Regen und Wind glaubte sie die Stimme ihrer Tochter zu hören, was doch unmöglich war, denn des Sturmes Geheul über-

täubte jeden Laut. Sie war genöthigt, dieſelbe Richtung einzuſchlagen, die der Wind fuhr, und dieſer führte ſie wie einen Spielball ſeiner Kraft vorwärts. Mitunter fühlte ſie ſich über die Erde davongetragen; endlich hemmte ein hochaufgeworfener Graben ihren Lauf; inſtinctmäßig ſtieg ſie hinauf und wurde augenblicklich vom wirbelnden Sturme auf der andern Seite in das hohe Gras hinab geriſſen.

Ein Blitz erleuchtete vor ihr die alte Burg Oerebäkkelunde mit ihrem Thurm, ihren mächtigen Pfeilern und den gothiſchen Karnappen. Sie befand ſich im Garten, wo die alterthümlich verſchnittenen Hecken und die weißen Steinfiguren ſtehen; war es eine derſelben, die ſich beim leuchtenden Blitz zu bewegen ſchien, oder war es ihre Tochter, die ſie erblickte? Ihre Füße zitterten; bebend rief ſie ihren Namen, während der Sturm die jungen Blätter und das wintergelbe Laub herumwirbelte.

Es war früh am Morgen, als Chriſtian aus einem tiefen Schlaf erwachte. Seine Mutter und die alte Frau ſaßen vorn auf der Wagendeichſel und hörten begierig, was Luciens Mutter erzählte. Erſt in dieſem Augenblick war ſie zurückgekehrt, ihre Freude war jetzt faſt eben ſo groß als ihre frühere Angſt es geweſen war. Ihre Tochter ſchlief einen guten geſunden Schlaf drüben beim Gärtner in Oerebäkkelunde; dort im Garten bei einer der weiß übertünchten Steinfiguren hatte ſie ſie niedergekauert mit dem Kopf gegen das Fußgeſtell der Figur gelehnt gefunden. In Folge des ſchlechten Wetters waren die Leute im

Schloſſe auf; die Lichter ſchienen vom Gärtnerhauſe herüber, und dort bekam die geängſtigte Mutter Hülfe, da wurde Lucie zu Bett gebracht. „Mutter, ich habe ja keine Kleider an!“ war ihr einziger Ausruf geweſen, als ſie, vom mächtigen Blitz durchbebt, der im Garten dicht neben ihr einſchlug, zu einer Art Beſinnung gekommen war. Darauf hatte ſie bitterlich geweint, aber endlich ihre Augen geſchloſſen und ſchlief jetzt einen wohlthuenden Schlaf.

„Vielleicht hat ſich der liebe Gott ihrer erbarmt!“ ſagte die alte Großmutter, „ſie war geſund und munter wie wir, aber nach einem ähnlichen böſen Wetter gleich dieſem kam ſie vom Felde zurück, wo der Blitz einen Baum zerſplittert hatte.“ Ob dabei das Unglück ſie getroffen; ob ſie, bevor das Unwetter eintrat, geſchlafen und einen Sonnenſtich bekommen hatte oder ob böſe Mächte mit im Spiele waren, ſo daß ſie erblickt hatte, was das Gehirn eines Menſchen verwirren kann, wußten ſie nicht, aber ihr Verſtand war fort, das war ſicher. Jetzt war es das zweite Jahr, daß ſie mit ihr bei der Quelle waren. „Der liebe Gott erleuchte ihren Verſtand oder nehme ſie zu ſich!“

IX.

Ah! quel plaisir d'être soldat!
E. Scribe.

Gegen Nachmittag hatte Alles bei der Quelle ein feſtliches Ausſehen. Auf dem grünen Platz, wo in der Nacht die Kranken geſeufzt und gebetet hatten, tanzten jetzt die Geſunden, während eine Geige und eine Clarinette eine alte Ecoſſaiſe ſpielten. Bei der Quelle tranken Mägde und Knechte einen Liebes-Toaſt, auf die Liebe, welche das Blut, aber nicht die Seele kennt.

Im Dorfe war bunter Markt. Stiefeln und Töpfe, Komödie und Kramerwaaren, Alles wurde zur Schau geſtellt. Chriſtian hatte ſchon einen Marktkauf gemacht, wie man ſah: in der Hand trug er ſeinen alten Hut, aber auf dem Kopfe einen neuen; das Zeitungspapier, mit einem Bindfaden befeſtigt, befand ſich noch um denſelben. Er ſtand mit den Aeltern vor einer glänzenden Bude, wo ſeidene Mützen, mit Flittern geſtickt, die Augen blendeten; ſchöne Nürnberger Bilder mit preußiſchen Soldaten und mit dem Türken in ſeinem Serail waren ausgehängt. Das ſähe aus wie eine Mädchenſchule, meinte Marie. Da ſtand ein herumwandernder Italiener mit ſeinem Bret voller Gipsfiguren, von der gewöhnlichen Art, für welche die Leute hier Sinn haben: ein grünangeſtrichener Papagei und ein Napoleon. Der Schneider fing ſogleich an, ſo gut er konnte mit Mund und Fingern italieniſch zu ſprechen, und Marie ſagte zum

Feldwebel, daß ſie ſo viel verſtehen könne, daß es nicht deutſch ſei, was ſie ſprächen. Die Sprache der Heimath, im fremden Lande gehört, macht dieſelbe Wirkung auf das Herz, wie die Melodien der Kindheit auf den Aeltern, ſelbſt wenn eine ſchnarrende Stimme ſie ſingt. Der Italiener lachte, nickte und plauderte, ja er ſchenkte Chriſtian einen Papagei, deſſen Schweif abgebrochen war.

Seidene Bänder und gewürfelte Tücher flatterten dicht daneben auf einer Stange, die an einen Tiſch befeſtigt war, hinter welchem ein Bekannter ſtand und ihnen ſeinen: Guten Tag! zurief; es war der alte Joel, der bei Naomi's Großvater gedient und darauf ſeines Herrn verkohlte Ueberreſte zu den Gräbern ſeiner Väter gebracht hatte.

„Ja, der Enkelin geht es gut!“ ſagte er, „die kleine Naomi leidet nicht Noth, ſie geht in Seide und Mouſſelin, ſie trägt goldene Ringe an den Fingern und Diamanten an der Bruſt, ſie wird eine Schönheit gleich der Königin Eſther.“

„Seid Ihr vor Kurzem auf dem Schloſſe geweſen?“ fragte Marie.

„Nein, dorthin komme ich nicht, das wäre gegen die Abrede. Ich bin, ſeit dem Tage, wo mein Herr Kohle und Aſche wurde, nicht dort geweſen, und ich kam nur als Bote dahin, um zu ſagen, wie verlaſſen das arme Kind daſtände. Damals ſprach ich mit dem jungen Grafen und mit der alten Gräfin, ſie kann bitter ſein wie die Medicin, die ſie trinkt. Aber ich bin darum doch der, welcher ich bin! Es giebt

für mich der Wege genug, ohne ihren Grund zu betreten. Naomi hat es gut, — ach ihre arme Mutter! Ein ſchöneres Frauenzimmer ſah ich nie, jetzt iſt dieſe Blume zur Erde geworden, ihre weißen Zähne ſind nun eine häßliche Schönheit!"

„Das Tuch hier, Marie, wird Dich zu einer herrlichen Schönheit machen!" ſagte der Schneider und zeigte auf eins von blauem Kattun mit großen rothen und gelben Blumen. „Nimm es nur; jetzt ſind wir reich!" Er ſchlug auf die Taſche, worin die halbe Summe, die 500 Reichsthaler und die Verſchreibung, an des jungen Bauers Stelle einzutreten, Platz hatten.

Marie ſchüttelte mit dem Haupte und ſeufzte tief, aber ihre Augen kehrten doch zum Tuche zurück, die Farben waren ſo glänzend, das Muſter ſo ungewöhnlich.

„Bin ich heute der Erſte, der von Euch kauft," ſagte der Schneider, „dann wird es ſpäter gut gehen, denn ich habe ein gutes Handgeld. Sei nur nicht ſo nachdenkend, Marie! Gott weiß, wann wir wieder nach dem Quellenmarkte kommen, und ob wir dann ſolchen Sonnenſchein und ſo viel Geld in der Taſche haben!" Er warf ihr das hübſche Tuch um den Hals, und ſie lächelte mit großen Thränen in den Augen, wie ſie ſpäter zu Hauſe lächelte, als ihr Mann die Zettel auf den Tiſch ausbreitete und mit zufriedener Miene ſagte: „Sieh, das und doppelt ſo viel iſt Dein Mann werth. Nun, ſo weine doch nicht! Das ſalzige Waſſer tröpfelt ja auf das Geld, dann iſt kein Glück

und Segen bei demſelben. Unterofficier bin ich geworden, das iſt ja der Anfang znm Officier, ſiehe, ſo nahe biſt Du daran, gnädige Frau zu werden!“

„In vierzehn Tagen mußt Du nach Odenſe und das Exercitium lernen,“ ſagte Marie, „nur einen Monat wird es währen, ſagſt Du, dann habe ich Dich wieder. Ja, der liebe Gott weiß es! Du haſt keine Ruhe, ja Du kannſt nicht anders! Glaubſt Du nicht, daß ich Dich manche Nacht im Schlafe habe ſeufzen und von fremden Ländern ſprechen hören? Du haſt geweint, wie ein Kind, und das hat mir in das Herz geſchnitten. Der alte Kalender, in welchem Du im Auslande aufzeichneteſt, wo Du den und den Tag in dem und dem Jahre geweſen biſt, der Kalender, ſage ich Dir, den Du ſo oft hervorholſt, hineinſiehſt und mir erzählſt: Herr Gott, heute vor ſoviel Jahren war ich dort, da ſaß ich nicht hier auf dem Tiſche, der ſcheint mir ein Cyprianusbuch zu ſein, woraus Du nichts Gutes lieſeſt. Jetzt kannſt Du das Datum hineinſchreiben, an welchem Du Frau und Kind verlaſſen! Kennte ich Dich nicht beſſer, ſo würde ich glauben, daß Du Dein Herz auswärts verſchenkt hätteſt und daß Du deshalb keine Ruhe haſt. Keine hält doch ſo viel auf Dich, als ich, und der Knabe iſt Dein eigener, das kann ich mit gutem Gewiſſen verſichern.“

„Marie,“ ſagte der Mann, „Du willſt mich ja nicht betrüben; habe ich etwas verkehrt gemacht, dann hilft es jetzt nichts zu trauern. Laß es uns lieber von der froheſten Seite betrachten. Heute Abend kommt der Feldwebel und

der Gevatter her; lade den Handſchuhmacher und den alten Heimerandt ein und laß uns eine Bowle Punſch, gerade wie an unſerm Hochzeitsabend, trinken."

Nie hatte Chriſtian ſo viele Gäſte in ſeiner kleinen Stube geſehen, es waren neun im Ganzen. Der Pathe hatte die Geige mitgebracht, und er ſpielte Tänze und erzählte Geſchichten von der Frau, welche näſelte, und vom Manne mit der feinen Stimme, und das verſtand er ganz genau auf der Geige nachzuahmen. Es wurde gelacht und geſungen, es war ein munterer Abend.

Aber der Tag, welcher darauf folgte, war um ſo trauriger, doch am Schlimmſten war der Tag, als der Vater nach Odenſe ſollte. Marie und Chriſtian begleiteten ihn bis Qvärndrup, und als der Wagen von da fort rollte, ſtanden ſie beide oben bei der Kirche, auf dem hohen Hügel, um noch, ſo lange ſie konnten, dem Wagen nachzublicken, wo der Vater mit dem Hute ſchwenkte. Aber der Weg bog ab, ſie konnten ihn nicht mehr ſehen, da drückte Marie den Kopf gegen die Kirchenmauer und weinte. Später wanderte ſie ſtill zwiſchen den Gräbern herum, legte die verdorrten Kränze zurecht und gätete hin und wieder das Gras aus.

„Wer doch ſo gut ſchliefe, als dieſe hier ſchlafen!" ſagte ſie. „Es iſt doch ein ſchwerer Weg, den man zu machen hat, ehe man da hinunter kommt!"

Rings um die Kirche auf dem grünen Hügel ſteht ein Kranz von hohen, alten Bäumen; an jedem derſelben hat

der Prediger kleine Tafeln mit frommen Inſchriften zur Erbauung und Erquickung angeheftet.

„Das ſind lateiniſche Buchſtaben," ſagte Marie, „ſonſt würde ich ſie leſen können. Kannſt Du es, mein Kind?"

Und Chriſtian las die frommen Worte; es war ihr, als ob jeder Baum auf der kleinen Tafel eine Bergpredigt des Troſtes enthalte.

„Der liebe Gott kann Alles zum Beſten kehren," ſagte ſie, „wüßte ich nur, was in der Zukunft geſchehen wird!" Und ſie wanderte in die Stadt hinab und ging nach einem der entlegenſten Häuſer, wo der Backofen gleich einer Halbkugel nach der Straße hinaus ſtand. Das Hufeiſen auf der Thürſchwelle und der halbe Feuerſtahl am Pfoſten deuteten an, daß man hier drinnen keine böſen Geiſter haben wolle. Das war das Haus der klugen Frau.

Der Kaffeekeſſel wurde aufgeſetzt und aus dem Bodenſatz der Taſſe las die Seherin Hoffnung und Troſtloſigkeit; doch die Hoffnung hatte das Uebergewicht, die Hoffnung, welche Sammet zwiſchen die Ketten und abgezehrten Glieder des Sklaven legt, die Hoffnung, welche Begnadigung auf des Henkers tödtendes Schwert ſchreibt, die Hoffnung, deren weiche Zunge die ſüßen, falſchen Lieder ſingt. Marie durfte hoffen.

Aus jedem Brief, welcher ſeitdem eintraf, träufelte das Oel des Troſtes. Die Zeit verſtrich. „Er kommt in nächſter Woche!" erzählte ſie Freunden und Nachbarn. „Heute habe ich nur noch ſechs Tage zu warten!" und an demſelben

Tage kam er gerade. Das war eine Freude, eine Ueberraſchung! Der arme Chriſtian lag krank danieder, die Kraft der Quelle hatte ſein Uebel noch nicht gehoben. Aber der Vater war ja heimgekehrt, und deshalb jubelte Marie, aber es währte nur Minuten; die Freude wurde zur Trauer, die Trauer zu Thränen. Nur dieſe Nacht konnte er bei ihr bleiben; als eine Gnade war es ihm geſtattet worden, achtundvierzig Stunden zu Hauſe zu ſein. Das Regiment ſollte aufbrechen, der Marſch ging nach Holſtein, wo ſie ſich mit den franzöſiſchen Truppen vereinigen ſollten; die norddeutſche Armee mit ſchwediſchen Hülfstruppen bedrohte die Grenze.

„Sei nicht betrübt, Marie! Du ſollſt Ehre an mir erleben, und wenn wir Beute machen, will ich Deiner gedenken, wir können reich werden! Weine doch nicht, es iſt nun einmal ſo. Wir wollen einen frohen Abend haben, darauf ſchlafe ich zwei bis drei Stunden und dann nach Odenſe. Ich bin vom Marſche nicht mehr ermüdet, als wenn ich nur von St. Jörgenshof hieher gegangen wäre! — Es iſt ein Jammer, Dich in Thränen und den Knaben da krank und elend zu ſehen! Soll der letzte Abend ſo traurig mir vor Augen ſchweben?“

„Nein!“ ſagte Marie, „das ſoll er nicht!“ und die letzten Thränen wurden zwiſchen den dunklen Augenlidern zerdrückt. Der Tiſch wurde gedeckt, der Gevatter kam, er pries das Soldatenleben, ſagte, es könnte ſein, daß er ſelbſt mit dabei wäre, wenn man es am wenigſten er-

wartete. Der arme Knabe lag krank und leidend in ſeinem kleinen Bette; er war eingeſchlafen, als des Vaters Kuß ihn erweckte, ihre Augen begegneten ſich, eine brennende Thräne fiel auf des Knaben Lippen, und der Vater eilte zur Thür hinaus. Marie folgte ihm.

Den ganzen übrigen Theil des Tages ſaß ſie ſtill und gedankenvoll. „Du haſt Deinen Vater verloren!“ Das waren ihre einzigen Worte.

Ein däniſches Corps von 10,000 Mann ſollte ſich mit der franzöſiſchen Armee unter Davouſt's Befehl vereinigen. Nach dem Holſteiniſchen und Mecklenburgiſchen ging der Marſch. Vorwärts! wirbelten die Trommeln, und das Heer folgte; aber in ſchnellerer Flucht ſtiegen die Zugvögel, die ſchon an den warmen Tagen des Sommers des Nordens Wintertod im Voraus fühlten. „Da fliegen die Störche!“ ſagte der Schneider, „aber dieſes Jahr fliege ich mit,“ und er ſtarrte ihnen nach, bis ſie wie ein Mückenſchwarm in der blauen Luft verſchwanden.

An der däniſchen Grenze lagen feindliche Heere; der Sohn der Steppe, der Aſiate von den Moräſten des Don, jagte in flatterndem Kaftan mit gefällter Lanze über die däniſchen Felder hin; der Gott des Krieges, das Zeitalter nannte ihn Napoleon, kämpfte allein mit den Rittern aller Länder. Es war ein großes Turnier, das letzte Ritterſpiel, was er gab, und deshalb kämpfte er allein; das kleine Dänemark war ſein Knappe: ein treues, begeiſtertes Herz, aber die Kraft kam dem Willen nicht gleich.

Tage und Wochen strichen für die daheim in Ungewißheit und Erwartung hin; mehrere ehrenvolle Scharmützel fielen im Mecklenburgischen vor; an andern Orten in Deutschland erlitten die Franzosen Niederlagen, und deshalb mußte sich Davouſt vor Bernadotte, der die norddeutsche Armee anführte, zurückziehen. Fortwährendes Vor- und Zurückmarschiren, Vorpostengefechte und Ungewißheit über den kommenden Tag. Das dänische Corps stand unter dem Prinzen Friedrich von Hessen und war in drei Brigaden eingetheilt; eine derselben wurde vom General Lallemand angeführt, er besetzte Lübeck, die andern zogen sich nach Oldesloe, während ein Theil der norddeutschen Armee mit schwedischen Hülfstruppen das dänische Corps verfolgte.

Wo war Christians Vater, er, den die Sehnsucht nach dem Venusberge aus der stillen Heimath verlockt hatte? — Hast Du Soldaten-Colonnen sich über das Feld hin bewegen sehen, hast Du sie erblickt, wenn der Feldruf „Tod" ist? Wie ein ungeheueres Krokodil mit bunter, glänzender Haut von Uniformen und Bajonetten streckt es seinen großen Körper aus. Der Donner der Kanonen ist die Stimme des Riesenthieres, der Pulverdampf sein Athem. Du gewahrst nicht die einzelnen Schuppen, die im Kampfe von dem ungeheuern Körper abfallen, und doch ist jede Schuppe ein Menschenleben. Der ganze, große Körper muß zersplittert werden, dann wird der Todesstreich erst sichtbar; wie der zerhauene Wurm, in zappelnder Flucht zittern die Theile über das Feld hin.

Da kam ein großer, verſiegelter Brief für Marien an, dicht beſchrieben und ſehr theuer an Porto. Er lautete wie folgt:

„Meine liebe Madame!

„Werden Sie nicht betrübt, wenn Sie dieſes Schreiben „geleſen haben, obgleich Sie wahrlich Urſache dazu haben. „Wir lagen in Lübeck, der General wollte gern die Stadt „ſchonen und zog ſich deshalb über Segeberg nach Born„höved. Nun iſt, wie Sie wiſſen müſſen, das Terrain „zwiſchen dieſen Orten eine offene Haide. Es hatte mehrere „Tage gereguet, die Wege waren jämmerlich, auf zwei Schritte „vorwärts kam einer zurück, das nahm uns die Kräfte; die „ſchwediſche Cavalerie, welche ſtärker war als wir, hatten „wir dicht auf den Ferſen, doch kam es zu weiter nichts als „zu einigen kleinen Scharmützeln zwiſchen den Plänklern. „Madame, Sie dürfen noch nicht betrübt ſein, das Trau„rige kommt kaum eher, als auf der andern Seite des Briefes. „Ich könnte es ja eben ſo gut gleich ſagen, aber der„gleichen erfährt man immer früh genug. Am Nachmittage „näherten wir uns Bornhöved; die Haide hörte auf und „das Terrain wurde coupirter, wir waren alſo in größter „Sicherheit gegen die feindliche Cavalerie. Nun müſſen Sie „wiſſen, daß der Prinz von Heſſen Bornhöved hatte beſetzen „laſſen und mit den beiden andern däniſchen Brigaden auf„marſchirt war, um uns aufzunehmen. Die polniſchen „Lanciers ſchloſſen unſern Trupp. Um nun den Feind, „während die Brigaden paſſirten, aufzuhalten, ſtellte er auf

„dem Wege vor dem Dorfe zwei Kanonen mit einem Ba-
„taillon Scharfſchützen zur Seite auf; unter dieſen war mein
„Freund, Ihr Mann, denn Sie werden wohl wiſſen, daß er es
„iſt, von dem dieſer Brief handelt. Aber erſchrecken Sie nur
„nicht; heute mir, morgen dir! Uns gerade gegenüber mar-
„ſchirte die ſchwediſche Cavalerie auf; unſer Bataillon an
„jeder Seite ſtand in geſchloſſenen Diviſions-Colonnen, die
„eine wollte ein Carré formiren, aber die feindliche Ca-
„valerie war vorbei geſprengt und attakirte Bornhöved, der
„andere Theil ſtand uns gegenüber; da kam Unordnung in
„unſere Reihen, und hätte der Feind dieſelbe benutzt, ſo
„wäre es mit uns vorbei geweſen, aber das that er nicht.
„Liebe Madame, dieſes wird ein langer Brief, aber Sie
„müſſen alle Umſtände wiſſen, und deshalb ſchreibe ich den
„größten Theil aus meinem Rapport ab, damit Sie die
„näheren Umſtäude recht begreifen können. Wir formirten
„ein Bataillon, aber ein Theil der feindlichen Cavalerie war,
„wie geſagt, gegen Bornhöved vorgeſprengt, die polniſchen
„Lanciers, welche unſere Brigade ſchloſſen, erſchraken und
„ſprengten auf die holſteiniſchen Reiter ein, dieſe wieder auf
„die vordern. Die Artillerie an der Spitze ſperrte völlig
„den Weg, und nun entſtand ein erſchreckliches Gedränge,
„über hundert Mann wurden niedergetreten und maſſacrirt.
„Das Gedränge war daran Schuld, daß kein Gefecht ſtatt
„finden konnte. Seite an Seite wurde der Feind gegen
„einander gedrückt. Indeſſen feuerte die däniſche Infanterie
„ſo gut es ſich thun ließ, die Schweden mußten ſich auf den
„Weg zurück ziehen, wo unſere Bataillone ſtanden, ſie jagten

„an den Gräben entlang und bogen ſich längs den Pferdehälſen „hinab, aber zweihundert wurden niedergeſchoſſen, indem „ſie vorbeifuhren. Die Beſatzung bei den beiden Kanonen „wehrte ſich tapfer und fuhr bis auf den letzten Mann fort, „mit Kartätſchen zu feuern, aber nur ein Einziger, ein „Lieutenant, blieb am Leben. Und ſo iſt Madame eine „Wittwe. Das iſt mein trauriger Brief.

Ergebenſt, mit Freundſchaft,

Jordſach,

Feldwebel.“

X.

— es muß ja ſein,
Ich blicke ſtarr und feſt vom Rabenſtein
Ins Nichts hinein.

A. Chamiſſo.

„Todt!“ Welche Welt voll Schmerz liegt in dieſem kleinen Wort! Es iſt ein zweiſchneidiges Schwert, welches, indem es das fällt, woran unſer Herz hängt, in unſere Bruſt dringt, ſo daß es vor den Augen dunkelt und die Welt uns düſter erſcheint, wenn gleich die Sonne auf Millionen Glückliche ſcheint. Nur ein Wort, kurz wie dieſes, erhebt uns wieder, athmet uns Hülfe zu, nur eins: „Gott.“

„Ja, ich war darauf vorbereitet!“ ſagte Marie, aber ſie war nicht vorbereitet. Der finſtere, naſſe Uebergang vom Herbſt zum Winter ſtimmte die Trauernde noch trauriger. Die Luft war grau, Regen und Schnee fielen in die ſchmutzigen Straßen. Finſter war es draußen und finſter im Gemüth.

„Weine nicht,“ ſagte Chriſtian, „ſonſt wirſt Du krank und ſtirbſt mir auch! Du kannſt ja waſchen und platten, ich kann auf der Geige ſpielen, dafür bekomme ich Geld, und darum mußt Du nicht trauern!“

„Du Engel Gottes!“ ſagte Marie, „laß mich Deine Augen und Deinen lieben Mund küſſen! Ja, für Dich will ich leben, was ſollte ſonſt aus Dir werden?“

Nie hatte ſich Weihnachten ſo ſtill und traurig als in dieſem Winter genähert.

„Der Hüfner in Oerebäk iſt doch ein ehrlicher Kerl! Brot und Butter hat er mir geſandt und eine Gans zum Weihnachtsabend. Ob er wohl noch Abſichten auf mich haben ſollte? Nein, den Schritt thue ich nie mehr! Deinen Pathen will ich am Weihnachtsabend herbitten, obgleich ich ihn nicht gern ſehe, aber Deinethalben thue ich es. Vielleicht bedenkt er Dich, wenn Du größer wirſt.“

Der Tiſch war gedeckt. Chriſtians Herz war voll Weihnachtsfreude. Marie nahm das Geſangbuch vor.

„Ihr habt Stimme,“ ſagte ſie zum Gevatter, „Ihr müßt den Ton für uns halten.“

„Ich kann keine Pſalmen,“ erwiderte er. „Wollen wir das Buch gebrauchen, dann wollen wir lieber aufſchlagen und ſehen, was für ein Schickſal wir bekommen werden. Da

liegt etwas darin! Was geſchehen wird, iſt nun einmal in das große Buch eingeſchrieben, wie es in unſerem Blut und in unſerer Seele geſchrieben ſteht."

Marie öffnete das Buch.

„Ein Hochzeitspſalm," ſagte ſie, „das trifft fürwahr nicht zu! Ich verändere meine Stellung nie. Könnte ich nur den Knaben munter und ſtark ſehen und ihn gut in der Welt fortbringen!"

„Das kommt auf ſeinen Stern an," ſagte der Pathe. „Wir können etwas thun, aber das wird nie viel ſein. Liegt es in ihm, daß er ſtehlen muß, daß er ein wilder Vogel nach den Weibern wird, ſo kann das nicht gedämpft werden. Er kann unter den beſten Menſchen erzogen werden, ſie können ihm die beſten Gedanken einimpfen: iſt das Böſe einmal in ihm, ſo muß es heraus. Es kann wohl aufgehalten werden, aber wenn er ein reifes Alter erreicht, dann bricht es mit um ſo ſtärkerer Kraft hervor. Das wilde Thier ſitzt in jedem Menſchen, bei Einem iſt es ein reißender Wolf, bei einem Andern eine Schlange, die auf dem Bauch zu kriechen und Staub zu lecken verſteht. Das Thier iſt uns gegeben, es kommt nun darauf an, ob jenes oder wir die ſtärkſte Kraft erhielten, und die Kraft hat Niemand von ſich ſelbſt."

„Der liebe Gott bewahre uns vor der Macht des Böſen," ſagte Marie und blickte vor ſich nieder. Es war, als ob der Geiſt, den ſie fürchtete, bei ihr am Tiſche ſäße. Die Sprache, die ſie hörte, war, wie die Geſtalt der Erlmädchen,

vorn die Wahrheit in all ihrer Herrlichkeit, hinten hohl und leer, ein Zeichen der Welt, der sie angehörten.

„Ich habe viele Schriften geleſen," ſagte der Pathe, „von fremden Nationen. Es giebt viele Völkerſtämme auf Erden. Was wir bei uns Sünde nennen, dem geben Andere den Namen Recht. Der Wilde frißt ſeinen Feind, und ſein Prieſter ſagt: nun erlangſt Du den beſten Platz im Himmel! Der Türke hat viele Weiber, und ſein Gott verſpricht ihm noch mehrere im Paradieſe. Ein General erhält Ehrenzeichen und Berühmtheit für das, was er im königlichen Krieg, der mit Unrecht geführt wird, ausrichtet, während ein Anderer, welcher dieſelbe Klugheit zeigt, an den Galgen kommt. Das Ganze kommt auf Sitte und Gebrauch an, und wer ſagt uns, daß wir gerade dem Beſten folgen, weil wir thun, was die Meiſten thun? Wer weiß, ob nicht das Thier in uns größeres Recht hat, als der Menſch, der ſeinem Schulgeſetz folgt? Iſt das nicht Wahrheit?"

„Ach ja!" ſagte Marie, „aber es iſt häßlich, daran zu denken." Aengſtlich legte ſie das Geſangbuch weg und dagegen die Speiſen vor und begann eine neue Unterhaltung. „Möchte ſich mein kleiner Chriſtian nur erholen! Ich weiß wohl ein Mittel, das haben mir Mehrere gerathen, aber es iſt allzu gräulich: warmes Blut trinken!"

„Schweigt davon," rief der Pathe. „Es iſt mir angeboren, daß ich nicht ertragen kann mit anzuſehen, wie man einer Henne den Kopf abſchneidet! Ich weiß ein unſchuldi-

geres Mittel; es ist eine Sympathie, wie man es nennt, und gerade an einem hochheiligen Abend, wie dieser, muß es geschehen. Ich sage einige heimliche Worte und er trinkt dabei kaltes Wasser aus meiner Hand."

„Herr Jesus!" rief Marie aus und rückte ihren Stuhl zurück, „seid Ihr im Kriege gewesen? Habt Ihr einen Menschen erschlagen?"

Eine kreideweiße Farbe überzog des Pathen Gesicht. „Was sagt Ihr?" fragte er mit einem lauernden Blicke.

„O Gott, ich sage gar nichts!" sagte Marie. „Es giebt ja viele wunderbare Mittel, die der liebe Gott oder ein Anderer uns gegeben hat. Aber Ihr sagtet da etwas, wodurch ich an den Schiffer erinnert wurde. Das war ein Schwede, welcher vorigen Sommer an der Brücke lag; ich sprach mit ihm von des Knaben Krankheit und was man dagegen thun könne; ich nannte, was wir hier zu Lande kennen, nämlich sich einen irdenen Topf erbetteln und darin von des armen Sünders Blut auf der Richtstätte auffangen, welches der Kranke trinken muß; da sagte der Schiffer, daß sie in Schonen denselben Glauben hätten, aber auch den, daß, wenn es ein Kind wäre, dem geholfen werden sollte, man es nur kaltes Wasser aus einer Hand trinken lassen dürfte, die Menschenblut vergossen hätte, das wäre ebenso wirksam; ich sollte deshalb zu einem Soldaten gehen, der im Kriege gewesen sei, oder auch zum Scharfrichter. Diese Worte und das, was Ihr eben sagtet —"

„Glichen sich!" unterbrach sie der Gevatter. „Ja, das ist nicht unrichtig; aber was würdet Ihr sagen, wenn ich

Euch eine Handvoll des ſchönſten Blumenſamens gäbe, und Ihr nähmet ihn, ließet ihn aber liegen, bis er ſeine Kraft verloren hätte, wäre das nicht daſſelbe, als ob Ihr ein ganzes Blumenbeet verwüſtetet? Daheim in Norwegen hat man eine Geſchichte von einem Mädchen, die Furcht davor hatte, Mutter zu werden, und die deshalb an ihrem Hochzeitsabend mit der Brautkrone und dem Schleier zur Waſſermühle ging, wo die Hexe wohnte, die ſie um Hülfe bat, daß ihr nie Nachkommen geboren werden möchten, und die Braut erhielt zwölf Körner, die ſie unter die Räder werfen ſollte; ſie dachte ſich nichts dabei, aber bei jedem, was da fiel, ertönte ein ſonderbarer Laut, gleich einem Seufzer, das war ein Kinderherz, welches brach. Sie wurde Ehefrau, blieb kinderloſe Ehefrau, und erſt im Alter, in ſilberweißem Haar, überkam ſie die Angſt. Ihre Hand war rein von Blut, und doch war ſie eine Mörderin und litt in ihrer Seele, wie Eine, die gemordet hat. Da ſchlich ſie ſich um Mitternacht in die Kirche, um ihre Sünde abzubitten, und da erblickte ſie oben am Altare ihre zwölf ungebornen Söhne ſtehn, und hinter ihnen deren ungeborene Kinder, das ganze Geſchlecht, ſie erfüllten die Gänge der Kirche, und ſie kniete nieder und betete, ſie, die Mörderin eines ganzen Geſchlechts —*)!

*) Der Schluß der Sage lautet, daß der Prediger, im Zorn über die Sünde der Frau, ausgerufen habe: „Ich vergebe Dir nicht und unſer Herr Gott auch nicht; eher ſollen da Roſen aus unſerm ſteinernen Fußboden ſpringen!“ In der Nacht, als ſie die Erſcheinung in der Kirche erblickte, träumte dem Prediger daſſelbe, und als er erwachte, war der ſteinerne Fuß-

und Ihr verſteht die Geſchichte? So wandert mancher Mörder herum, ein Mörder eines ungebornen Geſchlechtes. Ein ſolcher bin ich! Es iſt ein Abſcheu im meinem Blut, der Mann eines Weibes zu ſein! Laßt den Knaben nur aus meiner Hand trinken; obgleich man das Blut nicht gewahrt, ſo klebt es doch an meiner Hand!" Er mußte den Athem anhalten, ſonſt hätte er tief geſeufzt.

„Ihr ſeid gewiß krank!" ſagte Marie und ſah ängſtlich nach ihm hin.

„Nie bitte ich Deinen Pathen mehr her!" ſagte ſie zu dem Kleinen, als er ſie verlaſſen hatte und ſie zu Bette gingen. „Es war, als wäre ein böſer Geiſt hier in der Stube. Falte Deine Hände und bete Dein Abendgebet! Ich will Dich noch eins dazu lehren, welches ich aus der „Kette des Betenden" kenne." —

„Werden erſt die Tage länger,
Dann wird auch der Winter ſtrenger!"

ſo heißt ein altes Sprichwort. Das neue Jahr hatte manche eiskalte, finſtere Tage. Die Fenſter mußten mit einem Kohlentopf aufgethaut werden.

„Jetzt iſt die Landſtraße wie eine Stubendiele, der blanke Froſt hat gut gethan!" ſagte der Bauer von Oerebäk eines Tages, als er Marien beſuchte. „Ihr müßt Euer Gemüth erheitern; beſucht mich, nehmt den Knaben mit, ich erwarte Euch mit dem Frachtwagen!"

---

boden geborſten, und zwölf ſchöne Roſen wuchſen in den Spalten: das waren ihre zwölf ungebornen Söhne. „Jetzt iſt unſere Alte ſelig!" ſagte der Prediger und ſuchte ſie in der Kirche, wo ſie todt vor dem Altar lag.

„Ich will dem Knaben gern das Vergnügen gönnen,“ ſagte ſie. Seinetwegen würde es auch nur ſein, wenn ſie je die Thorheit beginge, ſich wieder zu verheirathen, aber das thäte ſie nie, und doch hatte das Gras im nächſten Jahre noch keine neuen Halme getrieben, bevor Marie ſchon zwiſchen einem Ja und Nein ſchwankte.

„Es müßte wahrlich nur Deinetwegen ſein, mein lieber Knabe!“ ſagte ſie. Chriſtian weinte; der neue Vater war gar nicht ſanft und luſtig. Er ſchalt über das Geigenſpiel nnd ſagte, das ſei ein langweiliges Gekratze.

„Marie! Du weißt wohl, daß Du mir immer in dem Sinn gelegen haſt! Du nahmſt dennoch einen Andern, ich auch, jetzt ſind wir frank und frei, ich brauche eine Frau in meinem Hauſe, eine Mutter für meinen Jungen. Da iſt nun Anne vom Vogelhauſe, das iſt ein hübſches Mädchen; ſie hat zwei Kinder, für jedes erhält ſie zehn Reichsthaler jährlich auf zehn Jahre; das iſt ein Capital, welches Einen ſchon an ſie denken läßt! Du haſt nichts und den Jungen dazu, aber ich bin Dir gut, und willſt Du wie ich, ſo bietet uns der Prediger morgen auf!“

Sie gab ihm die Hand.

„Ja, es geſchieht nur Deinethalben, mein Kind,“ wiederholte ſie, und die grünen Wieſen, das Gehöft und das Vieh tanzten belebend in ihren Gedanken vorbei, die ein ganzes Jahr lang bei einem Manne geweilt hatten, der das Ausländiſche mehr als ſie und die Heimath liebte.

Je heftiger die Thränen, deſto eher hören ſie auf. Der Wittwenſchleier wird zum Brautſchleier umgenäht, deshalb

lacht auch der Blumenkranz, der auf der Stirn der Braut und der auf dem Haupt der Leiche. Ja, im Sarge ſelbſt lacht er und erzählt mit ſeinen bunten Farben dem Todten: die Trauer und Du werden vergeſſen werden, ja vergeſſen wie eine Geſchichte, die ſie laſen und darüber weinten. Ja, das erzählen die lachenden Blumen dem Todten, bis ſie ſelbſt erbleichen und in Staub zerfallen, und dann lacht das Gerippe im Sarge darüber, daß auch ſie ſo ſtumm geworden ſind.

„Alſo iſt es nun mit unſerm Geigenſpiel vorbei!“ ſagte der Pathe. „Ich hatte mir es anders gedacht, aber was helfen die Gedanken eines Menſchen! Jetzt ſollſt Du den Pflug und nicht die Geige in der Hand haben. Du gehſt einen neuen Weg oder einen Umweg, das kann man nicht vorherbeſtimmen. Die alte Geige will ich Dir übrigens ſchenken; das kleine Notenbuch mit den kleinen Stückchen darin magſt Du auch behalten. Das Buch vom Reineke Fuchs mit den Bildern wird wohl mitfolgen müſſen, Du hältſt ſo viel darauf; nimm es nur! Ich bin Dir gut, und Du biſt mir wieder gut, iſt das nicht wahr? Weine nicht, Du kleine Kinderſchule! Küſſe mich nur! Ja, noch einen Kuß! Lege Deine kleine Hand um meinen Hals! Wirſt Du Dich nun ſtets an das erinnern können, was ich Dir hier ſage? Sei wild und toll in Deiner Jugend, damit Du es ſatt haſt, wenn Du älter wirſt! Jugendſünden erhalten die Verzeihung der Menſchen, den Mann dagegen beurtheilen ſie ſtrenger. Genieße die Freuden, während Du kannſt, damit Du nicht, wenn Du alt biſt, darüber zu weinen brauchſt, daß Du keine

Sünden haſt; die gehören dazu wie das Salz zu den Speiſen. Beſſer iſt es, das Leben zu viel genoſſen zu haben, als ſpäter in der Einſamkeit darüber ſeufzen zu müſſen, daß man es nicht genoſſen, während man es haben konnte. Das ſchreibe ich Dir in Dein Wanderbuch! Gott oder der Teufel, in welches Regiment Du auch geſtellt wirſt, ſei Dir ein guter Herr! Er reichte Chriſtian die Geige und die Bücher. Das war der letzte Beſuch in der Hohlgaſſe.

XI.

— Vorbei
Sind dieſe Träume.
Schiller's Don Carlos.

Der Tag vor der Hochzeit iſt ein Torturtag für die Bauernbraut; ſie muß geputzt werden, das heißt, zum erſten und vielleicht einzigen Male in ihrem Leben ſich im bloßen Haar zeigen; daſſelbe wird in Lauge ausgewaſchen, wodurch es ſteif und ſtruppig und noch ſchwerer zu ordnen wird, gewöhnlich fällt auch die Braut bei dieſem Putzen in Ohnmacht. Das war bei Marie nicht der Fall. „Ihr Haar iſt wie die feinſte Seide!“ ſagte Eine in der Gruppe, mit welcher wir den Zug zur Kirche betrachten. Daß ſie als Wittwe nicht mit einer Haube bekleidet war, ſondern mit ihrem ſchönen Haar prangen wollte, das zeigte Stolz, meinte man. Die ganze Familie des Bräutigams hatte

auch viel gegen ſie einzuwenden, denn ſie brachte nichts mit in das Haus, außer einem langen Buben.

Die Ehrenpforte war auf dem Wege errichtet; die Gitterthüren an den Zäunen, durch die ſie mußten, waren mit grünen Zweigen verziert; die Hochzeitsjunker, wie ſie genannt werden, jagten ſchon zu Pferde auf dem Wege vor dem Zuge auf und ab. Zuerſt kam die Braut mit ihren Brautjungfern, welche ihre großen Blumenſträuße, gleich Marſchallsſtäben, zum Wagen hinaus hielten; klingende Schellen und kleine Spiegel blitzten darin; prächtigere Sträuße hatte Niemand geſehen. Trompeten und Geigen ertönten bis in die Vorhalle der Kirche und übertönten die Orgel. Die Brautjungfern hatten viele Freude an der Kirche, denn dieſe war mit vielem Grün und mit dem, „was in das Auge fällt," wie der Bauer ſagt, geſchmückt: nämlich mit dem König zu Pferde auf einem Vier-Schillings-Bilde, einem farbigen Recept mit der Flaſche dazu, worauf man noch las: „für ſechs Schillinge Wachholderbeertropfen." Ein alter rother Seidenmuff und viele andere Prachtſtücke hingen zwiſchen den grünen Zweigen und Kränzen. Jede Hochzeit bei den Bauern, wenn ſie recht prächtig ſein ſoll, zeigt uns dieſen kindiſchen Schmuck.

Von den eingeladenen Frauen, die in den vorderſten Stühlen ſaßen, kennen wir zwei, die Mutter und Großmutter, die wir bei der Quelle trafen, auch die Tochter Lucie war mit dabei. Nichts Verwirrtes blickte mehr aus ihren großen ſprechenden Augen, fromm und ruhig ſaß ſie bei den Andern.

Wie das Unwetter jener Nacht, so hatte ſich auch ihr Seelenkampf gelegt. Chriſtian, der ſeinen Platz an der Seite der Männer hatte, erkannte ſie ſogleich; ſie dagegen betrachtete ihn fremd und ſang mit klarer Stimme den heiligen Geſang.

Das Brautpaar ging zum Altar, das Gefolge ſtellte ſich in dem Chor auf. Die beiden Frauen flüſterten einander leiſe zu:

„Paſſe nun auf die Braut und den Bräutigam; wer von ihnen zuerſt eine Bewegung macht, der ſtirbt zuerſt!“

„Ei ja, das that er!“

„Aber das ſtimmt nicht mit dem Anderen!“ ſagte die Jüngere. „Dazu habe ich mehr Vertrauen, das hat nie fehlgeſchlagen! Aus den Namen der Braut und des Bräutigams kann man ſehen, wer zuerſt ſtirbt. Man zählt die Buchſtaben zuſammen und ſagt dann: „Adam ſtirbt! Eva ſtirbt!“ Sieh, das iſt daſſelbe, als ob man ſagte: er ſtirbt, ſie ſtirbt, und der, bei welchem man aufhört, ſtirbt zuerſt. Aber das trifft ja auch zu, ſie heißt Marie, das ſind fünf Buchſtaben, wenn es nicht mit zwei r geſchrieben wird, und er heißt Peter, das ſind auch fünf, das macht zehn, was eine gleiche Zahl iſt, und bei einer gleichen Zahl iſt es Eva, welche ſtirbt!“

„Aber er wird ja Peer und nicht Peter genannt!“ ſagte die Jüngere.

„Aber wie iſt er getauft?“ fragte die Andere. „Heißt er Peer, dann ſtirbt er zuerſt, und dann ſtimmt es mit der Bewegung, die er machte, überein!“

Sie wurden durch einen kleinen Streit, der in ihrer Nähe entstand, unterbrochen, welcher doch, so stille er auch ablief, ihre Andacht störte. Der Sohn des Bräutigams, Niels, ein Knabe von zwölf Jahren, mit einem flachen boshaften Gesicht, stieß ziemlich unsanft seinen Halbbruder Christian zur Seite, um selbst vorzukommen; der Andere machte eine unwillige Bewegung, die Frauen deuteten ihnen durch Mienen an, still zu sein, und Christian blickte verlegen auf seine blendendweißen Strümpfe hinab, aber Niels setzte gleichzeitig seinen geschwärzten Schuh auf dessen Spanne. Die Thränen traten Christian in die Augen, Lucie sandte Niels einen strafenden Blick zu.

Die Trauung war beendet. Wie die Posaunen des Weltgerichts ertönten die Trompeten in der Vorhalle. Der Bräutigam fuhr in der größten Eile davon, um seine Braut im Brauthause in Empfang nehmen zu können. Dort auf dem Flur standen die Spielleute aufgestellt. Das Brautpaar war nun da und jeder Gast legte auf den Teller vor demselben seine Brautgabe hin; man vergaß nicht, jeden großen Bankzettel auszubreiten, so wie der Bauer nie vergißt, ein ebenso großes Geschenk zu machen, wenn der Geber oder sein nächster Verwandter Hochzeit macht. Das Essen wurde verzehrt, der Psalm gesungen, und die Schaffner tanzten die Braut in des Bräutigams Arme.

Lucie, etwas älter als Christian, nahm sich seiner einzig und allein an, die Beiden tanzten und spazierten zusammen; die hübsche Schulmeisterstochter wurde sie genannt.

Am zweiten Festtage saßen sie im Garten, wo die Federnelken blühten, und sie erzählte ihm von ihrem Großonkel Peter Wik, den sie auch Oheim nannte, und der das schöne Schiff hätte, welches ebenso, wie sie, Lucie hieß; es segelte sowohl nach Deutschland, als nach Kopenhagen. O, der Oheim war so gut und so lustig; einmal jeden Sommer, wenn das Schiff bei Svendborg lag, besuchte er sie; er hatte ihr die Geschichte von der geduldigen Helena geschickt, die, wie da stand, „sehr lustig, aber dabei traurig" zu lesen war. Da holte Christian sein Buch vom Fuchse, welches der Pathe ihm verehrt hatte, und sie betrachteten die vielen Holzschnitte, und Lucie las die Ueberschriften und sie verstanden sehr gut, wie der Fuchs sowohl den Bären als die anderen Thiere anführte.

Wie sie recht darin vertieft dasaßen, kam Niels, er schlich sich leise hinter sie, und durch einen Stoß mit dem Fuße flog das Buch ihnen aus den Händen, hoch in die Höhe und zwischen die Stachelbeersträucher. Christian weinte, aber Lucie schalt und sagte zu Niels, daß er, ebenso wie der Fuchs im Buche, ein böses Thier sei.

Der Junge sah sie mit seinem nichtssagenden Gesicht an. „Verrückte Lucie!" war seine ganze Antwort. Da wurden des Mädchens rothe Wangen bleich, er hatte sie durch diese Worte bitter gekränkt, auf die unglückliche Lage hingedeutet, in der sie früher gewesen, von der sie aber jetzt geheilt war. Mit einem Ausdruck der Wehmuth betrachtete sie ihn und ging in das Hochzeithaus, wo Alles Lustigkeit war.

Am dritten Tage des Festes sah man Lucien und Christian zusammen tanzen, Niels war mit in der Reihe. Die Sonne sinkt nicht über den Zorn der Kinder herab. Die Schaffner dankten mit der gewöhnlichen Formel ab: „Morgen ist hier kein Vergnügen mehr!“

Für Niemanden lag eine so prophetische Wahrheit in diesen Worten, wie für Christian. In den ersten Wochen gewährte ihm wohl die neue Heimath, der Garten und die Felder einige Abwechselung und Vergnügen, aber drinnen war nicht eine Heimath, wie in Svendborg. Der Stiefvater mochte sein Geigenspiel nicht, und Marie hing deshalb das Instrument hoch über der Thür auf, von wo es nicht gleich herunter genommen werden konnte. Niels sah den Stadtknaben über die Achsel an, welcher sich vor dem Vieh fürchtete, eine Kuh für einen Stier hielt und nicht fest auf einem ruhigen Milchwagengaul, der zur Tränke ging, sitzen konnte. Grinsend erzählte er das dem Vater und den Knechten, und deren Gelächter kränkte den Kleinen. Der einzige Punkt, in dem der Geschmack beider Knaben einigermaßen übereinstimmte, war das Bilderbuch. Die Thiere interessirten Niels; daß sie aber nur schwarz und weiß waren, hielt er für einen großen Fehler. So war es daher durchaus nicht Bosheit, vielmehr ein wohlgemeinter Gedanke, daß er eines Tages, als Christian abwesend war, das Buch in der Ueberzeugung hernahm, daß er etwas Verdienstliches thue, und alle Holzschnitte mit den grellsten rothen und gelben Farben überpinselte. Er galt ja auch dafür, wie der Vater und die Knechte sagten, einen Griff auf das Kritzeln zu haben.

Auf Pforten und Thüren ſtanden ſeine Skizzen von Menſchen und Thieren, aber das, was dieſen bei ſeinem Publicum Werth verlieh, war die platte Bedeutung, das Gemeine, was eine jede ausdrückte. Den Holzſchnitten gab er durch einzelne Striche und Zuſätze denſelben Charakter, und lachte ſelbſt darüber, zufrieden mit ſeiner Erfindung.

„Nun ſieh einmal!“ ſagte er zu Chriſtian, als dieſer kam. „Jetzt ſtrahlt es!“

Das ganze Buch haſt Du verdorben!“ ſagte Chriſtian und ſeine Betrübniß und ſein Aerger riefen bei ihm eine wilde Heftigkeit hervor, welche ſeiner Natur nicht eigen war. Er ſtürzte auf Niels los, aber dieſer warf ihn im Nu zu Boden.

„Ihr ſolltet beide Prügel haben,“ ſagte Marie. „Niels will ich nicht ſchlagen, aber Du biſt mein eigen, Dich kann ich ſchlagen!“ Und ſo bekam er Schläge für ſie Beide.

Der Vater fand auch, daß das Buch jetzt viel ſchöner ſei, und die gemeinen Zuſätze lockten ihm einen frohen Ausruf: „Der Satansjunge weiß gut Beſcheid!“ ab.

Sich ſelbſt und ſeinen eigenen Gedanken überlaſſen ſchlich Chriſtian umher. Tag für Tag wurde er ſtiller. Bisweilen genoß er zwar die ganze Liebe der Mutter, beſonders wenn ihr etwas Widerwärtiges begegnete, oder wenn ſie die Verwandten des Mannes ſchlecht von ſich ſprechen hörte, weil ſie nichts mit ins Haus gebracht habe. Dann durfte zuweilen die Geige heruntergenommen werden, und er ſpielte die Stücke aus dem Notenbuche; dieſes war

ihm ein Schatz, den er für nichts in der Welt entbehren mochte, und doch sollte er ihn verlieren.

Ein herrlicher Drache stieg eines Tages über das Haus auf; Niels hatte ihn aus alten Zeitungen und aus dem Notenbuche zusammengekleistert, welches für ihn keinen Werth hatte. Der Drache flog hoch in die Luft, die Knaben konnten ihn nicht halten und er flog nach dem Torfmoore hin.

Der Winter kam und verstrich. Es wurde Sommer; Christian sollte auch nützlich sein. Draußen auf der Wiese, wo der Bach zwischen den Erlenbüschen rieselte, mußte er mit Niels abwechselnd die Gänse hüten; aber er war gern in dieser Einsamkeit. Auf einem großen Erlenstamme, dicht daneben, wo der Bach eine kleine stillstehende Bucht, Teich konnte sie genannt werden, bildete, umschattet von Haselnußsträuchern und Erlen, die sich in dem klaren Wasser spiegelten, saß er in seinen Träumereien versunken und betrachtete den Wiederschein der Luft im Wasser. Dort unten schwammen die Bilder der Wolken, dort unten flog der Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, gerade so tief, als er hoch über dem Wasserspiegel schwebte. Die Bäume rings umher zeigten sich mit dem Gipfel nach unten; seine eigene Gestalt kam ebenso umgekehrt zum Vorschein; jetzt verstand er, wie es auf der andern Seite unserer Erde aussehen müsse. Die Blasen, welche hier und da emporschossen, nannte er seine Wasser-Sternschnuppen. Die Fläche selbst war ihm ein Weltmeer; die großen Wassermücken, die darüber hinstri-

chen, waren Corſaren. Welche Fahrt ſie nahmen! Im Vergleich damit erhielten die Waſſerpflanzen am Ufer eine Rieſengröße, wie die Bäume in den tropiſchen Ländern. Die Meerlinſen waren grüne ſchwimmende Inſeln; und kam plötzlich ein Froſch zum Vorſchein und ſchwamm über den Waſſerſpiegel dahin, ſo war das ein Ungeheuer, gleich denen, von welchen er aus „Tauſend und einer Nacht" gehört hatte. Wo er ſaß, ging das Waſſer gerade zwiſchen den hervorſpringenden Wurzeln bis unter den Erlenſtamm; in den Löchern deſſelben ſah es finſter und unheimlich aus; kein Fiſcher ahnt mehr, indem er an den Felſenhöhlen von Capri vorbeiſegelt, als er beim Anblick dieſer ſchwarzen Löcher zwiſchen den Wurzeln und dem Raſen, welcher über das Waſſer hinaushing, ohne es zu berühren, ſich träumte. Durch das Schlagen mit ſeinem Stock brachte er den ganzen Ocean in Bewegung, und er ſah des Weltmeers lange Wogen, Ebbe und Fluth, von denen die Höhlen der Küſte verdeckt oder größer wurden. Was er aus den Erzählungen des Vaters und des Pathen kannte, das, meinte er, wüßten die andern Bauernkinder auch; was er im Waſſer und in dem Grünen rings herum erblickte, müßten ſie ja auch ſehen können, und er ſprach mit ihnen darüber, als wäre es eine Wirklichkeit. Sie begriffen nichts, hörten ihm aber mit Erſtaunen und Neugierde zu; ſie wußten nicht, ob er klüger als ſie oder ob er ganz verrückt ſei.

„Ja, er iſt verrückt!" ſagte Niels. Dieſes veranlaßte eine ganz neue Anſicht. Alle überwältigten ſie Chriſtian, Einer band mit der grünen, zähen Borke einen

langen Weidenzweig hinten an ſein Halstuch, Andere beſetzten ihn mit Kletten, und Niels pfiff und rief: „Hurrah für den verrückten Chriſtian!“

Da ergriff ihn die Verzweiflung, und einem aufgeſcheuchten Reh gleich jagte er in wilder Flucht über das Feld hin, alle Knaben folgten ſchreiend nach und warfen ihm Mützen und Holzſchuhe um die Ohren. Er erreichte den Garten, kam über den Graben, die Buben waren dicht hinter ihm, er ſtieß einen Schrei aus; Marie ſtand im Garten, er ſuchte ſie zu erreichen, Niels und die Andern ſtanden ſchon auf dem Graben.

„Was giebt es nun wieder?“ ſagte ſie. „Kannſt Du nicht mit ihnen ſpielen? Willſt Du nun gleich ruhig ſein?“

Sie ging hinein. Die Kameraden lachten ihn aus und er mußte es mit anhören.

Eines Tages ſaß er einſam auf dem Felde und kam auf den Gedanken, durch Heckendornen Blumen und Blätter zuſammenzuheften, ſo daß ſie menſchliche Geſtalten bildeten. Ein kleines Klettenblatt war der ſteifſtehende Rock einer Dame, lange rothe Blumen bildeten die Arme, eine wilde Roſe war das Geſicht; die Männer dagegen hatten Beine und Arme von Vogelrippen, das Wegebreitblatt war ihre grüne Jacke. Es ſah wirklich nach etwas aus! Er ſtellte ſie rings um eine Baumwurzel auf und betrachtete darauf ſeine prächtige Geſellſchaft.

Mitten in dieſem Spiel wurde er von der klugen Frau aus Quärndrup unterbrochen; ſie, ſeine Seherin und

ſein Arzt, kam, um Geiskleeblätter zu pflücken und Angelicawurzeln zu ſchneiden. Sie ſah ſeine Puppen.

„Was iſt denn das, was Du da gemacht haſt?“ fragte ſie, „das ſind ja Menſchen-Geſpenſter! Aber eine Seele haſt Du ihnen doch nicht geben können. Was willſt Du ihnen nun am Tage des Gerichts antworten, wenn ſie Dich anklagen, weil ſie nur Körper wurden?“ Sie ſchüttelte mit dem Kopfe und verließ ihn; aber ihre Worte: „Sie werden eine Seele von Dir fordern!“ waren tief in ſeine Phantaſie eingedrungen.

Je mehr er ſeine Puppen betrachtete, deſto ängſtlicher wurde er; ſie zu zerreißen wagte er nicht, da riß er ein Raſenſtück auf, grub ein Loch, legte ſie alle hinein und das Raſenſtück wieder darüber. Nun waren ſie begraben, aber er träumte die ganze Nacht davon, und es war ihm, als kämen die kleinen Blumen-Männer und Frauen an ſein Bett, hüpften auf daſſelbe herauf und ſagten: „Du mußt uns eine Seele geben.“ Sein Traum kam ihm wie eine Wirklichkeit vor, aber er wagte ihn Niemanden zu erzählen. Am folgenden Tage ging er nach dem Orte hin, wo das Raſenſtück lag, und hob dieſes auf; die Blumen waren vertrocknet und zuſammengeſchrumpft. Er nahm ſie auf, breitete ſie aus, ſo gut es ſich thun ließ, legte ſie auf ein großes Klettenblatt, betete ein Vaterunſer darüber und ſetzte ſie auf den Bach hinaus, wo dann das grüne Todesſchiff davonſegelte. Nun konnten ſie ja nicht zurückkehren und ihn erſchrecken.

XII.

Alril.
— Du biſt hier, o Freude! —
Edmund.
Nenn' mir ein Meer,
Das meine Schuld drin abzuwaſchen groß genug.
Das Runenſchwert, Trauerſpiel von Alexander.

Gewöhnlich iſt es die Unfähigkeit der Umgebung, das Eigenthümliche oder überwiegende Gute zu verſtehen, die eine edel begabte Seele zum Gegenſtand des Spottes und der Zurückſetzung macht. Der Eſel tritt oft auf die ſchönſte Blume, der Menſch auf ſeines Bruders Herz.

Du, deſſen Augen dieſe Blätter durchlaufen, biſt Du je recht einſam geweſen? Kennſt Du den Schmerz, kein Herz zu haben, an welches Du Dich anlehnen kannſt, keinen Freund, keinen Bruder, Einſamkeit mitten im Getümmel? Dann kennſt Du den Keim, welcher in Chriſtians Seele hervorſchoß, weißt, wie der bittere Duft alt macht und die Gedanken reift, während jene ihre Weisheits-Runen in unſer Herz ritzt.

In der Geige wohnte noch der Tröſter der Kinderphantaſie, aber die Geige machte ihn zu einem Kopfhänger, ſagte der Stiefvater, deshalb wurde ſie für einige Mark an den Dorfmuſikanten verkauft.

„Nun hat das Predigen darüber ein Ende!“ ſagte Marie.

Stumm ſchlich Chriſtian ſich hinaus in die Scheune, legte ſich ins Heu und weinte, bis der Schlaf ihm ſeinen

tröſtenden Kuß gab, und er von längſt vergangenen Tagen träumte, als ſein Vater noch von den ſchönen Ländern erzählte und der Pathe ſagte, daß die Geige eine Roſe in ſeiner Hand werden und ſein Glück machen würde.

Die Wirklichkeit war eine Widerlegung dieſes und aller folgenden ſchönen Träume. Der Herbſt kam, es wurde unheimlich draußen wie im Hauſe.

„Es iſt ein Jammer mit dem Jungen!“ ſagte Marie. „Das hat er von ſeinem Vater, aber Niemand ſoll ſagen, daß ich ihn verziehe!“

Um eine gute Stiefmutter zu ſein, war ſie weniger liebevoll gegen ihr eigenes Kind.

„Iſt es nicht erſchrecklich!“ ſagte der Mann eines Tages, als er von Svendborg kam; „der Normann in der Hohlgaſſe, der, welcher zu Deinem erſten Manne kam, iſt eingezogen. Er hat eine gräßliche Miſſethat geſtanden. Vor vielen Jahren hat er in Norwegen einem Frauenzimmer das Leben genommen, und in Svendborg erinnerſt Du Dich an des Juden Tochter Sara, die Mutter der kleinen Naomi oder wie ſie heißt, dieſelbe, die ſo hoch geſtiegen iſt, der hat er auch in die andere Welt verholfen!“

„Gott erbarme ſich!“ rief Marie aus.

„Ja, er ſitzt in Ketten und Banden. Uebrigens iſt es ganz ſonderbar, wie es herausgekommen iſt. Er verfiel in eine ſchwere Krankheit, der Doctor ſagte, daß er nicht geſund werden könne, und das hat er denn auch geglaubt, und deshalb wollte er ſein Gewiſſen erleichtern und beichtete ſeine Sünde; aber von dem Augenblick an trat eine große Ver-

änderung bei ihm ein, die Gesundheit kam auf einmal wieder, und so ging er aus dem Bette ins Gefängniß. Begnadigt wird er nicht. Es ist so gut wie zwei Mordthaten, die er begangen hat, und auch ein Schmuggler ist er gewesen, darum reiste er so oft nach Thorseng."

„Ach ja!" seufzte Marie, „man konnte es ihm ansehen und anhören, daß ein böser Geist in ihm wohne. Mir graut noch vor seiner Sprache am vorigen Weihnachtsabend! Das Geigenspiel war wie die Stimme Kains. Es war häßlich mit anzuhören!" Sie konnte es nicht vergessen, ihre Glieder bebten.

Der Abendtisch wurde gedeckt, Niels kam, aber Christian war nicht zu finden. Man wartete, man suchte nach ihm, er kam nicht. Die Uhr ging auf elf.

„Er wird schon kommen, wenn er hungrig wird," sagte der Vater.

„Ich bin seine Mutter," sagte Marie, „ich weiß am besten, wie nahe er meinem Herzen ist. Finden muß ich ihn, aber die Künste soll er bezahlt bekommen!"

Er war nicht zu finden.

Kurz nach der Mittagsstunde hatte er auf seinem Lieblingplatz am Bach gesessen; das Laub wirbelte über das Feld hin, die Sonnenstrahlen waren matt und kalt. Schon vor mehreren Tagen waren die Zugvögel fortgezogen; deshalb überraschte es ihn, dicht neben sich einen Storch, einen Nachzügler, zu erblicken; vielleicht war er gefangen gewesen, als die Schaar fortzog, seitdem entschlüpft und mußte jetzt,

als ein einſamer Pilger, den weiten Weg durch die Steppe der Luft nach dem fernen Süden machen.

Er hüpfte rings um Chriſtian herum, ſchien durchaus nicht ſcheu zu ſein und betrachtete ihn mit ſeinen klugen Augen. Da dachte der Knabe an die Störche, die ihr Neſt auf des Juden Haus hatten, dieſer ſchien ihm der männliche Storch zu ſein, und alle lieben Kindheits-Erinnerungen drängten ſich ihm auf. Er beſann ſich auf Alles, was der Vater von dieſem wunderbaren Thiere erzählt hatte; er näherte ſich, aber der Storch flog einige Schritte weiter fort. „Wer unter dem Storchflügel ſitzen und mit nach den fremden Ländern fliegen könnte!“ hatte ſein Vater ſo oft geſagt, und nie hatte ſich dieſelbe Sehnſucht ſo ſtark bei dem Kleinen gerührt, als in dieſem Augenblick. „Könnte ich nur nach Svendborg zu meinem Pathen kommen!“ dachte er und ging halb träumend über Feld und Wieſen; da erhob ſich der Storch in ſtolzem Flug, ſteuerte über den Wald hin, und Chriſtian wanderte, froh, wie er ſich lange nicht gefühlt hatte, auf der Landſtraße, die nach Svendborg führte, fort.

Erſt als die Dunkelheit eintrat, als der Hunger ſich einfand, kehrten ſich die Gedanken der Heimath zu, und er erſchrak, ſo weit davon entfernt zu ſein und die Gänſe auf dem Felde verlaſſen zu haben; es mußte ſpät werden, bevor er wieder zu ſeinen Eltern kommen konnte, und was würden die ſagen? Er ſtand ſtill, der Storch war Schuld an dem Ganzen, ſagte er und fing an zu weinen, denn ſie würden ihn ſchlagen, wenn er nach Hauſe käme. „Du guter

Jeſus, ſei mein Freund!“ betete er mit frommem Sinn und wanderte vorwärts.

Es wurde dunkler und dunkler, er konnte die Hand vor den Augen nicht erblicken, da kroch er auf den Graben hinauf, lehnte ſeinen Kopf gegen einen Weidenſtamm, betete ſein Vaterunſer und ergab ſich in ſein Schickſal.

Es konnte nicht ſpäter als neun Uhr Abends ſein. Wie er da ſaß, kam es ihm vor, als wenn ein helles Licht aus weiter Ferne durch die Bäume glänzte. Er hörte Muſik; die fernen Töne wogten ſo ſanft und herrlich an ihm vorüber; er lauſchte mit einer Andacht, wie der Selige auf die himmliſchen Harmonien hören wird. Bald ſchien es ihm, daß es von den Gipfeln der Bäume, bald, daß es aus den Wolken über ihm käme. Ob wohl Wahrheit in der Sage iſt, daß die Schwäne ſingen, aber nur in ſolcher Höhe von der Erde, daß die Menſchen es nicht hören können? Hier drang es doch zu einem menſchlichen Ohre herab. Die Wolken bekamen einen ſtärkeren Glanz, Alles wurde heller; er ſtarrte nach dem zunehmenden Lichte und ſah jetzt den abnehmenden Mond mit ſeinem dämmernden Schein Büſche und Bäume aus der Dunkelheit hervorrufen.

Er war bei dem Ritterſitze Glorup und ſaß an dem Graben, welcher den alterthümlichen Garten umſchließt. Aus dem Hauptgebäude ertönte die Muſik, die er hörte, von dorther ſtrahlten die Lichter zu ihm hinaus. Unwiderruflich wurde er näher gezogen; er ließ ſich zwiſchen den Büſchen hinabgleiten und befand ſich jetzt im Garten.

Mächtige alte Bäume, mit den Zweigen dicht in einander verſchlungen, bildeten eine unendlich lange Allee; eine weibliche Geſtalt von weißem Marmor ſtand mit Ketten an ein Felſenſtück gefeſſelt. Was er aus „Tauſend und einer Nacht“ von verzauberten Gärten und Schlöſſern gehört hatte, ſchien ihm hier Wirklichkeit; vielleicht wurde ihm hier geholfen und er glücklich, wie man das gewöhnlich in den Märchen wird. Er betete ein Abendgebet und ging nun mit frommem Vertrauen zu Andromeda's Statue hin, wie ſie hier im Garten ſteht. Das war ſicher eine ſchöne Prinzeſſin, die hier in Stein verzaubert war. Er berührte ihren Fuß, der war eiskalt. Wehmüthig ſchien ſie auf ihn im Mondſcheine zu blicken.

In der langen Allee lag noch die ganze Finſterniß der Nacht, das trat bei den erhellten Außenſeiten noch ſchärfer hervor. In einer beſtimmten Entfernung von einander ſtanden hier ſteinerne Säulen mit großen Kugeln darauf. Sie kamen ihm wie Zwerge vor, welche den Weg bewachten; eine ähnliche Allee mit denſelben Geſtalten erſtreckte ſich auf der andern Seite und zwiſchen beiden lag ein See mit ſteilen Ufern, in deſſen Mitte ſich eine kleine Inſel befand, auf der das bunte Herbſtlaub als die prächtigſten Blumen erſchien. Vom Hauptgebäude geradevor ſtrahlten die Lichter mit farbigem Schimmer durch die bunten Gardinen, und daher erklangen die Zaubertöne. Es war, als ob die Allee nie ein Ende nähme, darin lag gewiß auch ein Zauber.

Endlich ſtand er vor dem Eingange und ſah im Mondſchein die koloſſalen ſteinernen Adler, welche das

gräflich Moltke'ſche Wappen hielten, und dieſe kamen ihm wie der Vogel Greif vor; er fürchtete, daß ſie ihre großen Schwingen erheben, herabfliegen und ihn mit ihren Krallen packen möchten, aber ſie rührten ſich nicht. Da ſtieg er die breite Treppe hinan und erblickte den Lichtſtern, welcher mit glänzenden Glasſteinen unter der Decke hing; ſchöne Frauen, leicht wie Seifenblaſen, ſchwebten vorbei, geputzte Herren waren da; er wagte nicht in das verzauberte Schloß ſelbſt einzutreten, nur die Töne durfte er einſchlürfen, und die waren ihm ein Lebensſtrom für das verſchmachtende Herz.

Auf der Treppe lag eine Art von wollener Decke für die Hunde der Herrſchaft, damit ſie nicht auf dem harten Stein liegen müßten; darin wickelte er ſich ein, ſein Haupt beugte ſich ermüdet, er ſchlief ein. Der Wind ſtreute das gelbe Laub über den Schlafenden. Der Schlaf hatte ihn an eine Erde gefeſſelt, von der er ein Theil war. Die Lippen bewegten ſich leiſe im Traume. Kind der Armuth auf der Treppe in der kalten Nacht, biſt Du mehr, als das Meiſterwerk von Marmor? Ein unſterblicher Geiſt wohnt in Deiner Bruſt!

Die Töne verſtummten, die Lichter wurden ausgelöſcht, es ward ſtill in dem ganzen großen Gebäude, aber ſtärker ſtrömten die Töne und das Licht durch die Seele des Schlafenden; im Traum war er in dem prachtvollen Saal, der jetzt eine weit geiſtigere Schönheit beſaß. Die Wände waren Sommerwolken, das Portal ein prächtiger Regenbogen, und die Adler dort oben hatten Leben, ſie ſchüttelten ihre ſtolzen, ſchwarzen Schwingen, ſo daß Sternſchnup-

pen auf den Federn ſpielten. Die Muſik erklang, und die Tanzenden ſchwebten wie Schwanenfedern in der Luft, und als er vom Portal über den Garten hinausblickte, gewahrte er die ſchönen blauen Berge, von denen ſein Vater erzählt hatte, und von dieſen kamen, Hand in Hand, Naomi und Lucie, ſie näherten ſich dem Schloſſe; er winkte ihnen, ſie waren ganz nahe, — da erwachte er. Der Mond ſchien ihm gerade in das Angeſicht, ſo daß er im erſten Augenblick noch den Glanz in ſeinem Traum zu ſehen glaubte.

Der Wind wehte kalt; Todesſtille herrſchte ringsumher; ihn fror, die Wirklichkeit ſeiner verlaſſenen Stellung war ihm allzudeutlich. Er erhob ſich und ging einige Schritte; das ganze todte Gebäude, die langen Alleen mit ihren weißen Steinbildern hatten etwas Unheimliches; die Zähne klapperten ihm im Munde. Um Schutz gegen den ſcharfen Wind zu finden, ging er nach dem Unterholz; hier war eine Höhlung, eine Art Sandgrube, in dieſe ſtieg er hinab. Da erhob ſich plötzlich eine männliche Geſtalt mit großen Umriſſen vor ihm.

„Wer iſt da? Was willſt Du?“ fragte die barſche Stimme.

„Ach Herr Jeſus!“ ſeufzte Chriſtian und ſank in die Kniee.

„Biſt Du ein Kind?“ fragte der Mann.

Chriſtian ſagte, wer er ſei, wie er allein käme, und im ſelben Augenblick umſchlangen ihn ein paar Arme.

„Kennſt Du mich nicht?“ flüſterte der Mann. „Kennſt Du Deinen Pathen nicht? Sprich leiſe, ganz leiſe, ſage ich Dir!“

Und Chriſtian wurde beredt, klammerte ſich an den Pathen an und drückte Küſſe auf deſſen Wange.

„Was Du für einen großen Bart haſt!“ rief der Knabe aus.

„Aber darum bin ich doch nicht der Wolf, welcher die alte Großmutter und das kleine Mädchen fraß!“ erwiderte er.

„O ja, die Geſchichte haſt Du mir früher erzählt! Lange Zeit habe ich keine Geſchichten gehört. Meine Geige haben ſie verkauft, aus dem Notenbuche hat Niels einen Drachen gemacht — aber das iſt mir Alles gleich, wenn ich nur immer bei Dir ſein kann!“

Der Pathe legte den Arm um ſeinen Hals, liebkoſte ihn auf ſeine Weiſe, und daß ſie ſich hier an dieſem Ort und zu dieſer Zeit trafen, war nach des Pathen Verſicherung, er ſei auf der Reiſe, ganz in der Ordnung. Nun ſtieg der Mond ſo hoch über die Baumwipfel, daß deſſen Licht die kleine Gruppe beſcheinen konnte. Der Pathe war gelblich-bleich im Geſicht, Bart und Haar dick und unordentlich. Chriſtian ſaß auf ſeinem Schooß und horchte auf eine Geſchichte, die er ihm erzählte, aber es fiel ihm nicht im mindeſten ein, daß es des Normanns eigenes Leben ſei, welches er hörte.

„Es wurde einmal ein Tugendmenſch geboren; nun wirſt Du hören, was das für ein närriſches Thier war! Als es in der Wiege lag, war es weiß und roth, hatte unſchuldige Augen und wurde ein Engel Gottes genannt. Es ſollte in Unſchuld erzogen werden, aber in der Nacht kam der Teufel und ließ das Kind an ſeiner ſchwarzen Ziege

ſaugen, darauf kam Wildheit in das Blut, aber Niemand merkte es, denn es hatte alle Tugendgeberden. Es wurde ein Burſche, der bei einem luſtigen Wort erröthen konnte. Er las in der Bibel, aber er traf immer die Stelle im hohen Liede, wo das ſchöne Weib am Beſten beſchrieben wird, ſie, die ſchönſte von den Weibern Salomo's; er las von Suſanna im Bade und David bei Bathſeba. Niemand wußte, was er dachte, ſeine Worte waren rein wie friſch gefallener Schnee. Der Tugendmenſch war ſtolz darauf, und hätte ſich gern in einem eiſernen Käfig herumführen laſſen, damit die Leute in allen Landen der Welt ein ſo ſeltenes Thier zu ſehen bekommen könnten. Du weißt, daß aus dem alten Meth ein Baſilisk entſtehen kann; des Teufels Milch iſt ein kräftigeres Getränk, das ſchuf ein ſchlimmeres Thier in ihm, es blähte ſich auf, und der Tugendmenſch blähte ſich auf. Das waren zwei Hähne, die ſich brüſteten. So ging er in den Wald hinaus, und da kam die Waldjungfrau fein und zart, ihre Schönheit ſpornte die Kräfte des Ungeheuers an, und der Tugendmenſch wurde zu einem wilden Thiere im Arme der Waldjungfrau. Sie ſchrie um Hülfe, aber das waren Alles Teufelskünſte, und der Tugendmenſch drückte ihr den Hals, daß die Stimme erſtarb und ſie ſelbſt blau und kalt wurde; da ſtieß er ſie in den Abgrund hinab. Aber aus ihrem ſchönen Körper, den er in ſeine Arme gedrückt, wälzten ſich Schlangen und Eidechſen, die umziſchten ihn, ſie bekamen Flügel, und ſie ſangen von den Bäumen und Büſchen: „Du biſt ein ſündiger Menſch wie die Andern!“ Und die ſchwarzen Tannen nickten und ſagten: „Du biſt ein Mörder!“ —

Da flüchtete der Tugendmenſch nach fremden Landen, wo die Bäume nichts davon wußten und deshalb ſchwiegen; aber die Eidechſen mit den Flügeln waren mitgeflogen, ſie ſangen in den Büſchen, ſie pfiffen wie das Heimchen in ſeiner Ofenecke — dann nahm er die Geige hervor, ſpielte und verzog das Geſicht, dann fielen ſie in den Schlaf. Sein Blut wurde heißer, die Tochter des Nachbars — aber Du hörſt ja nicht, Knabe!" ſagte er, und murmelte vor ſich hin: „Er ſchläft; wer ſo in Ewigkeit fortſchlafen könnte! ohne Träume ſchlafen! Das wäre eine Wohlthat!"

Seine Hand bewegte ſich über des Knaben Angeſicht, die Finger berührten deſſen Kehle: „Jetzt reitet der Tod über Deinen Lebensfaden hin! Deine Seele iſt rein und unſchuldig, giebt es eine Seligkeit, ſo haſt Du Anſpruch darauf, indem ich Dich ohne Dein Wiſſen aus dieſem Leben ſtoße! — Ha! wie wenig Kraft gehört doch dazu um eine Seele von der Erde zu verjagen! — Aber ich will nicht! Mögen ſie Alle leiden und gepeinigt werden, wie ich gepeinigt worden bin. Die Menſchen ſollten ihre ſcharfen Zungen an Dein weiches Herz legen, bis ſich eine harte Haut darüber zieht; ihre Augen ſollten Dich böſe anblicken, damit Du Gift in Deine Gedanken bekämeſt. Der Menſch iſt böſe. Selbſt der Beſte hat Augenblicke, in welchen Gift von ſeiner Zunge träufelt, und biſt Du ſein Sklave, ſo mußt Du mit Haß in Deinem Herzen ſtumm ſeine Hand küſſen!"

Früh am Morgen erwachte Chriſtian, ſein Auge ſuchte den Pathen, er erblickte ihn nicht; nun hob er den Kopf in die Höhe, und über ihm, in den Zweigen des Baumes,

ſchwebte eine Leiche; Mund und Augen ſtanden krampfhaft geöffnet, das ſchwarze Haar flog um das blaſſe Geſicht. Chriſtian ſtieß einen Schrei aus, es war ja der Pathe, den er ſah. Einen Augenblick hielten Schauder und Schreck ihn gebannt, darauf lief er in wilder Flucht durch die rauſchenden Büſche und erreichte das Gehege und die Landſtraße. Hinter ihm lag der Wald wie ein böſer Traum, das Schreckgebilde ſchwebte darin.

XIII.

Weil' ich auf der wilden See,
Wo die Schürze nur ein Wimpel,
Wo das Hemd nur iſt ein Segel
Und die Fiſche Fiſche ſind;
Hat nicht Hoſen an mein Scherz
Und ich laſſ' ihn ganz gewähren;
Meine Worte koch' ich nicht;
Roh verſchlucken ſie die Freunde.

Baggeſen.

Hurrah für die betheerten Jungen!

Volksſchauſpiel „Capricciosa."

Vor ſich erblickte Chriſtian eine Frau und ein junges Mädchen; er erreichte ſie, ſie nannten ihn bei ſeinem Namen. Es waren Lucie und ihre Mutter, die ſich in der frühen Morgenſtunde auf der Wanderung befanden, um den Oheim Peter Wik zu beſuchen, welcher mit ſeiner Jacht bei Svendborg lag.

Chriſtian erzählte in verwirrter Ordnung vom Pathen drinnen im Walde, und mit der dem gemeinen Volke eigenen Angſt vor einem Selbſtmörder und der Furcht, in eine Polizei-

ſache verwickelt zu werden, ging Luciens Mutter noch raſcher zu, ohne daß die Unterhaltung dabei ſtockte.

„Aber mein Gott im Himmel!“ ſagte ſie, „ſeid Ihr Beide denn dieſe Nacht zuſammen geweſen?“

„Ich traf ihn dort,“ ſagte Chriſtian und geſtand nun, daß er die Heimath ohne Vorwiſſen ſeiner Eltern verlaſſen habe.

„Aber der liebe Gott behüte uns! Sie müſſen ja in großer Angſt um Dich ſein. Du darfſt nicht mit uns gehen. Sie werden Dich wohl ausſchelten, Du wirſt wohl eine Tracht Prügel bekommen, aber dann iſt es ja vorbei!“

„O nein!“ ſeufzte Chriſtian. „Darf ich bei Euch bleiben? Ziehet Eure Hand nicht von mir ab! Ich will Hühner und Enten hüten, ich will auf dem bloßen Stroh draußen in der Scheune ſchlafen. Schickt mich nur nicht nach Hauſe!“ Er brach in Thränen aus und küßte die Hand und die Schürze der Frau.

Da ſtanden auch in Luciens Augen Thränen, und ſie bat für ihn. „Laß ihn bei uns bleiben! Entſinnſt Du Dich nicht, wie böſe ſein Stiefbruder gegen ihn in der Kirche war?“

„Ich habe ja keine Gewalt über ihn, ich kann ihn nicht von ſeinen Eltern wegnehmen!“

„Aber er kann uns doch bis Svendborg begleiten. Der Oheim läßt ihn dieſe Nacht auf dem Schiffe ſchlafen und morgen geht er mit uns zurück; dann ſprichſt Du erſt mit ſeinen Eltern, bitteſt für ihn, und wenn ſie dann nicht mehr ſehr böſe ſind, geht er nach Hauſe. Nicht wahr, das thuſt Du?“

Chriſtian betrachtete ſie wehmüthig; ſie nahm ſeine Hand.

„Sei nicht betrübt, meine Mutter mag Dich gern leiden!“ ſagte ſie und ſah die Mutter mit einem bittenden Blick an.

„In Gottes Namen!“ erwiderte dieſe, „der liebe Gott hat Dich uns zugeführt; ſo bleibe denn! Du ſollſt heute Nacht in Svendborg keine Noth leiden. Morgen kehrſt Du mit uns zurück!“

„Ja!“ ſagte Chriſtian mit einem tiefen Seufzer.

Nun fragte ſie wieder nach dem Pathen und was dieſer wäre, und der Knabe antwortete darauf ſo gut als er konnte. Lucie ſprach von dem lieben Oheim und von dem Schiffe, an deſſen Bord ſie kommen würden, der niedlichen kleinen Cajüte mit den kleinen Fenſtern, dieſe hätten rothe Gardinen, und mitten am Pfeiler hinge die Silhouette von des Oheims verſtorbener Frau, welche eine Schwedin, drüben aus Malmö, geweſen ſei. Sie ſprach auch von dem Bücherbret mit der Bibel, dem Geſangbuch und Albertus Julius und von der alten Geige.

Bei dieſem Worte funkelten Chriſtians Augen. „Geige!“ rief er aus; jetzt verſtand er erſt, wie lieb dieſer Mann ihm werden konnte.

Gegen Mittag erreichten ſie Svendborg. Mit welchem Entzücken erblickte er nicht Thorseng, die Bucht und die ganze liebe Stadt wieder; er hätte allen Häuſern zunicken mögen, es waren ja alte Bekannte. Sie gingen die Mühlgaſſe hinauf, er ſah nach des Pathen Haus, die Fenſterladen waren zu, die Thür geſchloſſen. Sie kamen zur Schiffbrücke.

„Da liegt Lucie!“ ſagte die Mutter und zeigte nach dem Schiffe.

„Und da ſteht der Oheim!“ rief Lucie. Sie verdoppelten ihre Schritte.

In einer geblümten Nachtjacke ſtand da ein kleiner, dicker Mann mit einem runden, jovialen Angeſicht. Das war der Oheim Peter Wik.

„Seid Ihr da?“ rief er aus. „Das müſſen wir an den Balken ſchreiben! Lisbeth und mein kleiner Landſegler. Ihr kommt vom Norden mit Südwind. Nun auf dem Brete heraus!“

„Kann das uns tragen?“ fragte Lisbeth.

„Trägt es eine Laſt wie mich, ſo trägt es auch wohl ſolche Sperlinge, wie Ihr ſeid! Wie biſt Du groß geworden, Lucie! Könnteſt wohl bald Braut werden! Soll das Dein Mann ſein, der kleine Knirps, den Du da bei Dir haſt?“ Er zeigte auf Chriſtian. „Nun, aus Kleinem kann Großes werden! Nimm Dich in Acht, mein Junge, daß ſie Dir nicht entläuft, bevor Du ihr den Verlobungsring bieteſt!“

„Nein, wie nett und ordentlich doch Alles hier draußen iſt!“ ſagte Lisbeth.

„Zum Teufel, glaubſt Du, daß mein Schiff ein Schweineſtall iſt? Nein, meine See-Lucie wird alle Morgen gewaſchen und geputzt wie ein Schooßkindchen, und gehen wir in fliegender Fahrt über die See hin, dann wäſcht dieſe ihren Leib noch beſſer. Das Deck muß rein ſein; in der Woche iſt es mein Spaziergang und Sonntags meine Kirche. Aber

daß Ihr ſo unerwartet kommt, das war ein guter Einfall von Dir, Lisbeth!"

„Ehrlich geſagt," erwiderte ſie, „war es Lucie, der es zuerſt einfiel; ſie ließ mir keine Ruhe, bis wir aufbrachen."

„Ueber ein Jahr habe ich Dich nicht geſehen, Oheim!" ſagte das Mädchen.

„Wäre ich zwanzig Jahre jünger, Lucie, und Du hätteſt eine Portion Jahre dazu, ja, weißt Du was, ich will nicht fluchen, ſo könnteſt Du vielleicht dazu gelangen, Madame Peter Wik zu heißen! Herr Gott, man iſt ein alter Seehund, wenn die hübſcheſten Mädchen heranwachſen! — Aber Esben ſoll hinauf laufen und drei Portionen Suppe und einen kleinen Braten beſtellen, denn Ihr ſollt hier am Bord eſſen. Esben kocht einen Kaffee mit Cichorien, den man einem Kaiſer vorſetzen könnte, ich habe ihm gelehrt, ihn mit getrockneter Flunderhaut zu klären. Kommt nun mit hinunter in die Cajüte. Ich muß wegen meiner Wohlbeleibtheit etwas ſchräge ſegeln. Mit keiner lebenden Seele habe ich mich entzweit, ausgenommen mit meiner Cajütenthür, ſie kneipt mich in die Seiten. Einſt war ich dünn und flink wie ein Käfer."

Alles war hier drinnen, wie Lucie es beſchrieben hatte. Die kurzen, rothen Gardinen flatterten vor den kleinen Cajütenfenſtern, zwiſchen denen Madame Wik's Silhouette hing. Obendrüber auf dem Geſtelle lagen die Bücher und die Geige, dieſe zog vor allen Chriſtians Aufmerkſamkeit auf ſich; wie einfach und unanſehnlich ſie auch ſonſt ausſah, ſie war ja doch eine Aladins-Lampe, welche Geiſter beherrſchte, die mächtigen Geiſter der Töne.

„Die Fenſter ſollten weiter herunter gehen, dann wäre es hier heller!“ ſagte Lucie.

„Weiter herunter?“ erwiderte Peter Wik, „dann ginge ja die See dem Fahrzeuge in den Leib! Du haſt nicht ſo viel Verſtand vom Seeweſen wie eine Gans, die kann doch mit den Beinen rudern! Ihr Dorfleute! Ja, das iſt ganz richtig, was in dem Geſchichtenbuche vom Boote oder jungen Schiffe ſteht. Sie hatten nicht die Mittel, ein großes Schiff zu kaufen, und deshalb kauften ſie ein kleines Boot, welches hintenan hing; ſie glaubten, daß das ein Junges ſei, welches wachſen könne; ſie brachten es aufs Gras, aber es fraß nicht, da glaubten ſie, daß es krank ſei oder Sehnſucht habe, und deshalb bezahlten ſie dem Schiffer, damit er es noch ein Jahr bei der Mutter laſſe, bis es gelernt haben würde ſelbſt zu freſſen. Hei, wie munter es wird! ſagten ſie, als es hinter dem großen Schiffe auf dem Waſſer ſchaukelte. Ja, Ihr Landratten wißt viel vom Seeweſen!“ Nun fragte er nach Chriſtian und erfuhr ſeine Geſchichte und ſein Davonlaufen, aber was den Pathen betraf, da wäre es am beſten, wie er ſich ausdrückte, daß dieſe Geſchichte ihren eigenen Strich ſegle, in dieſes Kielwaſſer wollten ſie nicht hinein. Für dieſe Nacht ſollten Lisbeth und Lucie in ſeiner Wohnung oben in der Stadt ſchlafen, er ſelbſt bliebe am Bord, wo Chriſtian auch eine Koje bekommen könne. Erſt als dieſe Beiden allein waren, wurden ſie etwas näher mit einander bekannt.

„Nun, mein Junge!“ ſagte Peter Wik, „nun wollen wir uns mit Ole Lukoie herumſchlagen; aber er ſchaukelt

uns, das kannſt Du mir glauben, ſchaukelt uns bis in den ſiebenten Himmel. Jetzt möchte ich meinen Grog und meine Pfeife haben und ein Bischen mit Dir plaudern! Du ſagteſt ja, daß Du die Geige ſpielen könnteſt; laß mich hören, wie Du kratzeſt!"

Chriſtian bebte vor Freude, indem er die Saiten berührte, er machte einige der künſtlichſten Läufe, die ihm der Pathe gelehrt hatte.

„Ja wahrlich!" ſagte Peter Wik lachend, „das wäre eine ganz nette Melodie, wenn ſie aus einer andern Tonart ginge; das iſt wohl nordiſch-arabiſch, was Du ſpielſt? Das ſteigt zu Kopf wie alter Cognac, kennſt Du nicht einen, der in die Beine zieht und Einem die Sohlen juckt?" Er nahm ſelbſt die Geige und ſpielte einen Molinaski. Nun fragte er ihn nach der Heimath und nach ſeinem Stiefbruder. „Aber warum biſt Du ein ſo jämmerlicher Kerl?" ſagte er. „Du mußt um Dich hauen; gieb ihm eins auf die Theekanne, ſo daß er die Tülle nach einer andern Seite dreht! — Deine Geige verkaufen? Das war Sünde! Du mußt auf Deinen eigenen Füßen ſtehen, um, ſtehen konnteſt Du nicht und deshalb liefſt Du. Der Teufel! Es weht oft ärger auf dem Lande als auf der See! Was war Dein eigener Vater?"

Chriſtian erzählte es.

„Den habe ich gekannt!" ſagte Peter Wik. „Er iſt ja hinten herum geweſen, zu Lande hinunter bis Livorno. Das war kein Schwächling, obgleich er ein Schneider war."

„Könnte ich doch auch nach den fremden Ländern!" ſeufzte Chriſtian. „O, dürfte ich hier auf dem Schiffe bleiben!"

Er ergriff des Seemannes Hand, und die Augen bekamen Beredſamkeit wie ſeine Lippen.

„Wenn Deine Mutter ja dazu ſagte, dann könnteſt Du immerhin bleiben, ich muß ſo einen Jungen haben, aber das will ich Dir ſagen, wir liegen nicht jeden Tag im Hafen! Wir kommen auch hinaus, wo die Lucie ſchaukelt, wo Du einen kalten Ueberguß bekommſt, und mitunter kannſt Du auch von mir eine Backpfeife oder einen ſoliden Puff beſehen, und dann kannſt Du nicht wieder davonlaufen, mein Junge! Auch giebt es nicht alle Tage, wie heute, Kaffee und Feinbrot! Schlafe jetzt in Deiner kleinen Koje, da liegſt Du, wie in Deiner Mutter Commodenkaſten!“

Peter Wik ſaß mit ſeinem Grog und ſeiner Pfeife auf dem Verdeck, Chriſtian ging in ſein kleines Bett. Frommes Vertrauen auf Gott erfüllte ſeine Gedanken, es war als ob das Heilige ihm näher ſchwebte.

In früher Morgenſtunde ſtieg er, wie er gewohnt war, aus dem Bett, das machte einen guten Eindruck auf den Schiffer.

„Du machſt es recht, gerade wie die Hühner, Du biſt früh auf den Beinen. Das mag ich leiden! Aber es wird das Beſte ſein, daß Du landeinwärts ſegelſt, bis Du die Papiere klar gemacht und Deine Mutter ſagt, daß Du die Anker lichten kannſt. Gott helfe mir, nun heult er gar. Du biſt ein echter Seefiſch!“

„Er bleibt bei Dir, Oheim!“ bat Lucie, als ſie kam und Chriſtians Trauer hörte. „Meine Mutter geht noch dieſen Abend zu ſeinen Eltern hinüber und erzählt das

Ganze. Er hat Niemanden zu Hauſe, der ihm ein guter Oheim wäre, wie Du es mir biſt!“ Und ihre kleine Hand glitt liebreich über des Oheims gefurchte Wange.

„Sieh einmal, kennſt Du ſchon der ſeligen Madam Peter Wik Manieren, wenn ſie mich in ruhiges Waſſer haben wollte! Die Frauenzimmer ſind komiſche Spielwerke!“ Lucie fuhr mit ihrer ſichern Ueberredungskunſt fort, und Chriſtian durfte bleiben, bis er die Beſtimmung der Eltern über ihn erfuhr.

Schon am Mittag des folgenden Tages kam Marie nach Svendborg, ſie war allein und ſuchte ſogleich das Schiff auf, küßte den Knaben und ſchalt zugleich.

„Herr Gott, ſo von uns fort zu laufen! Ja, Du biſt Dein Vater, wie er leibte und lebte! Von ihm hatte ich auch Kummer! Glaube nicht, daß ich Dich ſchlagen werde, obgleich es Dir recht geſund ſein würde. Verſuche es jetzt, wie es draußen unter Fremden iſt. Ich weiß wohl, was ich mit Deinem Vater ausgeſtanden habe, und glaubſt Du, ich hätte mich wieder verheirathet, wenn Du nicht geweſen wäreſt? Ich tanze nicht auf Roſen, das glaube nur, aber Du biſt ein Weichling, das biſt Du! Segle nur fort mit dem Schiffe, und wenn es dann mit Mann und Maus untergeht, ſo habe ich deſto mehr Trauer!“

Das war ungefähr die Unterredung und nun ward Chriſtian Schiffsjunge. Eine Art von Contract wurde abgeſchloſſen; das Einzige, was er aus demſelben recht inne wurde, war, daß er des Schiffers Geige borgen durfte, dieſe

Bitte hatte er hergeſtammelt, als er gefragt wurde, ob er Alles begriffen habe.

Nun mußte er Bekanntſchaft mit dem Nachthauſe, dem Fock und dem Klüver machen, und bald hing er wie eine Strandmöve in den Tauen, obgleich Klettern und Springen nie ſeine Uebungen geweſen waren.

XIV.

Ich ſeh' von des Schiffes Rande
Tief in die Flut hinein —
Meerkönig auf ſeiner Warte
Sitzt in der Dämmerung tief,
Als ob er mit langem Barte
Ueber ſeiner Harfe ſchlief.
Da kommen und gehen die Schiffe
Darüber, er merkt es kaum,
Von ſeinem Korallenriffe
Grüßt er ſie wie im Traum!

Eichendorff.

Am 18. October war Alles am Bord zur Abreiſe bereit. Außer Peter Wik beſtand die Beſatzung aus drei Matroſen und zwei Paſſagieren; unter den Letztern befand ſich eine ältliche Gouvernante, die in ihrer Blüthezeit bei der gräflich Trampe'ſchen Schauſpielergeſellſchaft in Odenſe aufgetreten war, die ſie aber, wie ſie ſagte, ihrer moraliſchen Anſichten halber verlaſſen hatte; ſonſt machte ſie Verſe, aber nur deutſche, denn das höhere Gefühl, meinte ſie, könne man nur in dieſer Sprache ausdrücken. Sie wollte zu einer adeligen

Herrſchaft nach Kopenhagen. Der andere Paſſagier war dort in der Stadt anſäſſig, er war Kriegsrath, ein Titel, den er auf Verlangen ſeiner Frau ſich verſchafft hatte.

Das Schiff ging mit ſchwellenden Segeln an St. Jörgenshof und dem Fiſcherdorfe vorbei, weit hinaus in die weite Welt, wie es Chriſtian vorkam; China oder Kopenhagen, für ihn war es gleich fern, gleich neu. Sie wollten die Inſeln umſchiffen und die offene See halten.

Beide Paſſagiere hatten bald gegenſeitige Bekanntſchaft gemacht, und ehe noch das Schiff unter Aerö war, hatte der Kriegsrath ſchon mit wohlberedter Ausführlichkeit ſeine Freuden und Leiden entwickelt. Er war auch Dichter und hatte zu ſeiner Zeit in die Abendpoſt und in Poulſen's Neujahrsgabe, aber pſeudonym geſchrieben. Das Elegiſche war ſein eigentliches Fach; übrigens ſchrieb er Auctions-Cataloge, Kritiken und ab und zu eine kleine Schrift. „Aber man hat kein Vergnügen daran!“ ſagte er. „Da ſitzt man und klaubt und klaubt, um die Fehler zu finden, die Einen nur ärgern, und ſtellt man ihnen das ſo vor, dann werden ſie böſe. **Irritabile genus**, wie es heißt. Ich habe mich in allen horaziſchen Versmaßen verſucht: in asclepiadiſchen, alcäiſchen und ſapphiſchen Strophen; dieſe nun ſind es, welche die Neueren verſäumen, und das muß einen claſſiſch gebildeten Geſchmack ärgern. Ich habe auch meine Stimme erhoben, ich habe dagegen geſchrieben und mich und viele Menſchen geärgert; ſie haben auf mich geſtichelt und mich epigrammatiſirt, aber ich leſe nichts in den Blättern, außer was ich ſelbſt ſchreibe. Aber da bekam ich an meinem Geburtstage

mit der Stadtpoſt ein kleines Papier, mit einem groben Vers; ich wurde darin ein Buſſemann genannt, das ſtand mit zwei ſ geſchrieben und die Etymologie iſt Buſe, das bedeutet ein Räuberſchiff, welches in alten Zeiten die Küſten überfiel, und die Räuber am Bord wurden Buſenmänner genannt. Es iſt ärgerlich, daß die Leute ſchreiben wollen, wenn ſie nicht buchſtabiren können, das iſt, als ob man eine Rede halten wollte, wenn man keine Zähne hat. Den Einfall muß ich aufſchreiben!" unterbrach er ſich ſelbſt, indem er es zwiſchen den Zähnen murmelnd wiederholte und mit einer Bleifeder aufzeichnete. „Sehn Sie, Fräulein, ich laſſe nie etwas Gutes verloren gehen; habe ich, wie es oft geſchieht, einen drolligen Einfall, ſo ſchreibe ich ihn auf, denn ich muß Ihnen geſtehen, ich habe das Abſchreiben von Rollen in unſerer dramatiſchen Geſellſchaft übernommen, und da habe ich, gerade wie Jean Paul, in meinem Schubfache kleine Zettel mit Einfällen, die ich in die Rollen hineinſchreibe. Das macht eine gute Wirkung!

Die Gouvernante erzählte, daß ſie ein Tagebuch führe, das habe ſie ſeit elf Jahren gethan, es werde in deutſcher Sprache gehalten.

Die niedrig komiſche Wirklichkeit des Alltagslebens war hier das am meiſten Hervortretende, wir hätten aber auch bei Beiden eine ſchöne, poetiſche Seite ergreifen können, die wird bei Allen gefunden, wenn auch nur auf Augenblicke, am Ende findet ſie ſich doch. Es lag ſelbſt in dem Komiſchen bei der Gouvernante etwas, was Jeden rühren mußte. In einem Jahre hatte ſie ſo gut wie nur von Thee gelebt, das

war Morgens, Mittags und Abends Alles, was ihr Fleiß zuwege bringen konnte; ihre fixe Idee war ſchön, die: Tugend iſt Dein Ziel. Der Kriegsrath hielt treu an dem Alten, aber nur an dem Alten; was konnte er dafür, daß der Himmel ihm nicht das Janushaupt des Genies gegeben hatte, welches gleich klar vor- und rückwärts ſchauen kann?

In der Mittagsbeleuchtung flog das Schiff, dieſer Strauß des Meeres, welcher über die große Steppe des Weltmeeres dahinläuft, aus der Bucht in die offene See hinaus; zu ſchwer, um ſich in die Luft zu erheben, hat es doch den Flug des Vogels. Die ſchwellenden Segel ſtanden gleich Flügeln über die kleine Caravane hinaus, welche hier dahinfuhr. Chriſtian ſah, wie die Küſten der Heimath mehr und mehr ihr bekanntes Ausſehen veränderten; die raſche Fahrt, der friſche Luftzug mit all dem Neuen rings herum erfüllten ihn mit ſeltſamen Gedanken.

Die letzten Sonnenſtrahlen erloſchen in dem feuchten Nebel, welcher ſich über das Waſſer hinwälzte. Es wurde dunkel, die Laterne hinten warf ihr Licht nur auf die nächſten Taue. Die Wogen ſchlugen mit einförmigem Geplätſcher an die Seiten des Schiffes, welches in raſcher Fahrt über das Schloß des Meerkönigs dahinſchoß. Mit ſeinem langen Bart ſaß er ſicher dort unten und blickte nach dem Kiel des Schiffes auf; plötzlich ſtieß dieſes gegen etwas, man hörte einen lauten Ruf und darauf wurde es ſtill, aber das Waſſer plätſcherte ſtärker und unter ihnen hin hörten ſie ein Schaben.

„Herr Jeſus!“ ſagte der Matroſe am Steuer und machte eine Wendung. Die Laterne wurde in die Höhe

gezogen, das Boot wurde ausgeſetzt, Chriſtian erhielt den Befehl die Glocke zu ziehen. Alles war vergebens. Ein Boot mit Menſchen hatten ſie in der dunklen Nacht überſegelt. Und er dachte an den Tod.

Ja ſterben — eigen iſt's daran zu denken,
Doch wenig nur verſtehen wir davon;
Gar Großes, Schönes wird der Tod uns ſchenken,
Weit mehr noch als ein Dichter je erſann.

Säh'n wir es hier mit Geiſtes klarem Blicke,
Gleich gingen Alle wir gern in das Grab;
Nur Kinder ſind wir hier, nach dem Geſchicke,
Und Kindern ſchlägt man klüglich Manches ab.

„Es iſt eine kalte Luft!" ſagte der Kriegsrath in der Morgendämmerung und ſteckte ſein fahles Geſicht, welches durch das gelbſeidene Halstuch ein noch jämmerlicheres Anſehen erhielt, aus der Cajüte hervor. Der Wind wehte ſtark und hatte den Nebel in Wolken vertheilt, die dunkelgrüne See zeigte ihren weißen Schaum. „Die Luft ſieht bedenklich aus!" ſagte der Kriegsrath.

„Sie ſieht etwas mullig aus!" antwortete Peter Wik und zeigte auf die Strichregen.

„Sind Sie ſchon je in ſo böſem Wetter auf der See geweſen?" fragte die Gouvernante.

„Was fehlt dem Wetter? Es iſt ja ſo ſchön, wie man es ſich nur wünſchen kann. Wenn wir erſt einen fliegenden drei Quart bekommen, dann ſchaukelt es anders!" Ruhig ſtand er am Steuer und blickte über die ſchäumende See hinaus.

„Ja, ich bin gegen die Seekrankheit geſchützt," ſagte der Kriegsrath, „ich habe Velinpapier um die Beine, graues Papier auf dem Unterleib, eine Muskatnuß auf der Herzgrube und Lemonaſia zum Eſſen."

Die Gouvernante hatte nur einen grünen Seidenfaden um das linke Handgelenk und hielt das Antlitz immer gegen den Wind.

„Sie müſſen nicht daran denken, krank zu werden, liebes Fräulein," ſagte der Kriegsrath. „Ich werde Ihnen eine kleine Abhandlung vorleſen. Es iſt ein Vorſchlag, für die königliche Theaterdirection anwendbar. Das wird Sie vielleicht zerſtreuen. „„Zuerſt ſoll und muß jeder Sänger, welche Partie man ihm auch giebt, Baß oder Tenor, ſingen; hat er Stimme, muß er auch ſingen können."" Sehn Sie, Fräulein, das wird eine gute Veränderung zum Beſſern ſein. „„Demnächſt ſoll ein jeder Dichter die Verantwortung für ſein Stück übernehmen. Beträgt die Einnahme bei der erſten und zweiten Aufführung nicht eine beſtimmte Summe, ſo erſtattet er der Theatercaſſe das Fehlende."" Sehn Sie, das würde außerordentlich gut für die Caſſe ſein, und die iſt doch die Hauptſache; überdies ſchwächt das die Schreibeluſt dieſer originellen Autoren!"

— „Mir wird ſchrecklich übel!" ſagte die Gouvernante. Gleichzeitig ſchlug eine Welle hoch auf das Verdeck hinauf und ſpritzte ihr Salzwaſſer über das ungeſalzene Theater-Regulativ.

„Eine kleine Lemonaſia!" rief er aus.

„Gott!“ ſeufzte ſie, „ich, die ich das Meer liebe, wenn ich auf dem Lande bin!“

„Höchſt originell geſagt!“ rief er aus, „erlauben Sie, Fräulein, daß ich es aufzeichne und anwende!“ Er nahm ſein Taſchenbuch heraus und ſchrieb. Peter Wik trug das Fräulein in die Cajüte hinab.

Der Kriegsrath ſtudirte indeſſen die Navigation, über die er eine Abhandlung ſchreiben wollte, denn es gab kein Fach, über welches er nicht geſchrieben hatte, von dem Knochendünger bis zu Hamlets Charakter, Alles verſtand er gleich gut. Deshalb hegte er auch die Hoffnung, daß die Regierung einmal aufmerkſam auf ihn werden und ihn, entweder als Stuterei-Inſpector, Lootſen-Commandeur oder Theater-Director, anſtellen würde; überall würde ſeine Brauchbarkeit ins Auge fallen.

Am folgenden Morgen ſaß er und betrachtete Möens Kreidefelſen, an denen ſie vorbei kamen. In der Hand hielt er das Manuſcript der geſammelten Gedichte der Gouvernante; ſchade, daß das Gedicht fehlte, welches zu dieſem Orte gehörte: „Beim Anblick der Inſel Möen im Mondſchein,“ welches ſie erſt ſchrieb, als ſie vierzehn Tage in Kopenhagen geweſen war und die Kreidefelſen dort in Molbech's Jugendwanderungen, wo ſie in unnatürlicher Größe dargeſtellt ſind, ſtudirt hatte.

„**Insula Mona**,“ heißt es auf Lateiniſch!“ ſagte der Kriegsrath. „Es iſt doch ein ſonderbarer Klang, welcher in den alten Sprachen iſt. Das waren Menſchen!“ Nun verſank er in ſtilles Entzücken darüber, daß die Leute vor

zweitausend Jahren klüger gewesen seien, als wir sind, ergriff sein Taschenbuch und schrieb seine goldenen Gedanken nieder.

Gegen Abend tauchten die Thürme Kopenhagens und das Schloß Christiansburg aus der Kjögebucht auf; sie wurden kaum sichtbar, das Auge faßte die Umrisse eben auf, als das Bild schon wieder durch die Dunkelheit verlöscht wurde. So taucht die Erinnerung eines seltsamen Traumes in unserer Seele auf, und indem wir das Bild ergreifen wollen, fließt Finsterniß darüber hin; ob, wie hier, ein künftiger Morgen uns zur näheren Betrachtung ihrer Wirklichkeit führen wird?

Mehr und mehr stieg die Zahl der Schiffe, denen sie begegneten; weiterhin blitzten schon die Lichter von Kopenhagen und Amager. Christian hörte, wie sich das Bradspill drehte; der Anker fiel; es erschollen Stimmen vom Wasser herauf; Peter Wik stieg in das Boot, der Kriegsrath und die Gouvernante begleiteten ihn, aber erst steckte sie dem Schiffsjungen ein paar Schillinge in die Hand.

Noch in dieser Nacht sollten sie in der großen seltsamen Stadt schlafen. Erst morgen sollte Christian sie erblicken. Ob sie wohl viel größer als Svendborg war? Ob die Häuser dem Schlosse auf Thorseng glichen, und ob da wohl Musik sein würde? Als er diese Gedanken still in seinem Innern erwog, ertönte das Horn der Jäger von der Citadelle; der Wind trug die sanften, wehmüthigen Töne über die See hinaus an sein Ohr, die Hände falteten sich zum Gebet.

XV.

Auch ich war einmal in dem Tanzſalon.
Carl Dahlgren.

Der Tag brach an, Chriſtian eilte auf das Deck hinauf. Hätte eine Marmorſtadt mit goldenen Dächern und Schlöſſern von durchſichtigem Glaſe ſich ihm gezeigt, es würde ihn nicht in Erſtaunen verſetzt haben, ſeine Phantaſie war auf Alles vorbereitet. Er dachte ſich, daß er von dem Anblick überwältigt werden würde, aber er ſah durchaus nichts von dem, worauf er vorbereitet war. Viele Schiffe erblickte er, ein paar Häuſer und auf der ſchmalen Landzunge zur Linken eine Reihe hoher Gebäude, welche auf dem Waſſer zu ſchwimmen ſchienen.

Jetzt beſtrahlte die Sonne die vielen halbfertigen Schiffe auf den Werften, Arbeitsleute kamen zum Vorſchein, uud das Schiff glitt in den breiten Strom zwiſchen dem Holm und Kopenhagen hinein; da tauchten Gebäude, Thürme und Brücken auf, man ſegelte eine Straße gerade hinauf, es war Neuhafen. Hohe Häuſer erhoben ſich zu beiden Seiten, ſo viele Stockwerke hatte kein Haus in Svendborg. Große und kleine Schiffe lagen an einander in dem breiten Canal und von einem jeden wehten bunte Flaggen, denn es gab eine Hochzeit dort am Hafen. Das war eine Pracht, als ob der König erwartet würde. In den ſchmalen Straßen, an jeder Seite des Canales rollten Wagen vorbei, die Leute riefen und ſchrieen. Herren und Damen, geputzt,

wie Herrſchaften, gingen an einander vorbei, ohne ſich zu grüßen.

Lucie wurde nun an das Bollwerk gebracht und feſt gemacht.

Wo der Canal endigte, lag ein großer Platz, und von dieſem ertönte Muſik, feſtlich und ſchön! — Ja, hier in der großen Stadt gab es nur Feſttage und Freude! Der Tag verſtrich wie eine Stunde, und als es dunkel wurde und die Flaggen fielen, wurden ringsherum zu Ehren des Brautpaares Lichter an die Fenſter geſtellt; ſie leuchteten über den Canal hinaus, und aus dem klaren Waſſer ſtrahlten die illuminirten Gebäude zurück. Ein Leierkaſtenmann ſpielte wehmüthig ein luſtiges Stück.

„O," dachte Chriſtian, „wer doch immer hier in dieſer Pracht und Herrlichkeit bleiben könnte!"

Peter Wik war ſchon zum Beſuch aus; zwei der Seeleute am Bord hatten Erlaubniß an das Land zu gehen. Chriſtian fragte, ob er ſie begleiten dürfe; der Eine war dagegen, denn ſie könnten ihn nicht zu Steffen-Karrete mit nehmen. Aber er ging doch mit. Sie betraten das Land und gingen über den großen Platz. Hier ſaß ein Metallkönig zu Pferde, umgeben von vier ſchwarzen Rieſengeſtalten. Die Gebäude, die er erblickte, ſchienen Schlöſſer zu ſein, und in der Straße, die ſie betraten, ſtrahlten die Läden, der eine immer prächtiger als der andere. Hier war ein Gedränge, wie auf einem Jahrmarkte; Wagen fuhren vorbei, weit mehr als zu einem Rathhausballe in Svendborg. Jetzt kamen ſie in ſchmale Straßen, aber die Häuſer waren

ebenso hoch und schön; vornehme Damen, stattlich wie zum Ball geputzt, saßen an den offenen Fenstern und grüßten so höflich und freundlich, gerade als ob sie die Leute kennten. An der Straßenecke, auf der schmutzigen kalten Steintreppe, saß eine junge, todtenbleiche Frau, in Lumpen gehüllt, ein kleiner, halbnackter Knabe lag weinend mit dem Kopf in ihrem Schooß, ein gelbes, krankes Kind saugte an der abgezehrten Brust, sie legte den Kopf zurück, fluchte und schien weder für das größere, noch für das kleinere Kind Sinn zu haben.

„Sie ist krank!“ rief Christian aus. „Wollen wir es nicht einer der vornehmen Damen sagen?“

Die Matrosen lachten und führten ihn in eine der Seitenstraßen, wo Flöten und Geigen aus einem der niedrigen finstern Häuser ertönten. Sie gingen hinein.

Herrliche, jubelnde Töne durchströmten des Knaben Seele, seine Augen wurden durch die vielen Lichter in den Kronleuchtern geblendet, obgleich ein grauer Dampf über dem Ganzen lag. Mit dem Hut in der Hand grüßte er höflich nach allen Seiten. Niemand beachtete es. Auch waren die Männer nicht geputzt, aber die Damen sahen desto prächtiger aus, und ihre Wangen waren roth wie die Rosen. Ein Mann tanzte mit einer langen Tabackspfeife im Munde und dampfte große Wolken über die Schulter seiner Dame hin. An der Thür saß eine junge Dame bei einem Cavalier, das waren gewiß Verlobte. Nun erschien eine große Dame in weißem Kleide, Blumen im Haar und eine Bierflasche in der Hand. Das war Steffen-Karrete. Sie kannte die Seeleute gut, sie war sicher mit ihnen ver-

wandt, denn ſie ſchlang ihre Arme um ihren Hals und bewillkommnete ſie mit Küſſen. Das war eine ſehr freundliche Dame. Sie ſprach ſo bekannt und ſanft mit Chriſtian und gab ihm Punſch; er küßte ihre Hand, und ſie ſtrich ihm freundlich das Haar von der Stirn zurück. Sie war gewiß eine recht gute Dame.

Mit der größten Ehrerbietung und Dankbarkeit verließ er ihr Haus. Das Märchen vom Bauerknaben, welcher Kaiſer wurde, fiel ihm ein; ja, wollte dieſe vornehme Dame ſich ſeiner annehmen, ſo hoffte er, dann könnte er es dahin bringen die Geige zu ſpielen, unter den andern Muſikanten ſitzen oder noch etwas Vornehmeres werden, aber bei der Muſik müßte es ſein.

Auf der Straße war es ſchon ziemlich ſtill, es war ja auch ſpät am Abend, aber das hatte er drinnen gar nicht bemerkt. Noch klangen Flöten und Geigen, und durch die in den Fenſterläden ausgeſchnittenen Herzen ſpielten lange Lichtſtrahlen. Jetzt pfiff der Wächter in einer der Seitenſtraßen, Stimmen ſchrieen; es gab Lärm. Bald darauf kam ein ſeltſamer Zug: die Wächter mit einer Leiter hoch auf ihren Schultern; ein junges Frauenzimmer, geputzt wie die im Tanzſaale, lag auf der Leiter feſtgebunden. Chriſtian wußte nicht, was er von dieſer Stadt und von dieſen Menſchen denken ſollte. Er kam auf das Schiff, die Häuſer waren noch illuminirt, die Lichter ſtrahlten vom Waſſer zurück. Die Matroſen verboten ihm, Peter Wik zu erzählen, wo ſie geweſen waren.

Ueberwältigt von dem Eindruck dieſes Tags und Abends konnte er kaum einſchlafen, aber der Gedanke war in ſeiner Seele am lebendigſten: könnte ich doch immer hier bleiben! Die Dame, welche ihn geküßt und geliebkoſt hatte, ſchien ihm ſo fromm und mächtig zu ſein. Ja, ihr wollte er ſich anvertrauen; ſie konnte viel thun, und ſie würde auch ſicher wollen, wenn er ihr nur ſeine Luſt und Sehnſucht recht beſchriebe. Fromm ſchloß er ſie in ſein Gebet und ſchlief ein mit dem feſten Entſchluſſe, ſie eines Tages zu beſuchen.

Als er am folgenden Tage hoch oben im Tauwerk des Schiffes ſaß, um etwas auszubeſſern, fiel ſein Auge auf die ausgedehnte Umgebung; zur Rechten ſah er den ungeheuern Platz mit der Bronzeſtatue, zur Linken, über dem Holm, das dunkelblaue Meer mit der Küſte Schwedens, doch am meiſten feſſelte ihn der Anblick eines Gartens, dicht hinter der niedrigen Mauer, wo das Schiff lag. Wunderbare ſeltene Pflanzen wuchſen darin und ein großer Pappelbaum, welcher ihn recht an den Garten des Juden erinnerte, den er als Kind geſehen hatte. Niedrige Glashäuſer mit großen grünen Zweigen innerhalb der Fenſter blickten durch die Hecken und prachtvollen Herbſtblumen hervor. Das war der botaniſche Garten. Alles, was er bisher von Kopenhagen kannte, war ja Pracht, und die Andern ſagten, er habe doch noch nichts geſehen. Ja, hier mußte er bleiben; der liebe Gott würde ihm ſchon helfen. Sobald er wieder Erlaubniß erhielte, ſich in den Straßen umzuſchauen, wollte er die freundliche, gute Dame aufſuchen, auf die er alle ſeine Hoffnung baute.

In der darauf folgenden Woche war der Geburtstag der Königin; alle Schiffe im Hafen flaggten, Musik ertönte in den Straßen. Christian erhielt die Erlaubniß, allein herumzugehen; nun kam es darauf an, sich nach der kleinen, schmalen Straße, in der er am ersten Abend gewesen war, hinzufinden.

Die große Prachtstraße mit den vielen Läden fand er bald; bunte Zeuge wehten um die Thüren herum, das belustigendste Spielzeug stand in den Fenstern, und an den Läden waren die Schilder förmliche Gemälde, die man recht gut in einem Staatszimmer aufhängen konnte. In Anschauen vertieft wanderte er von Straße zu Straße, aber die, welche er suchte, fand er nicht, sondern stand auf einem großen Platze, wo das Wasser in Strahlen emporsprang und mit Goldäpfeln spielte; das war zur Ehre dieses Festtages. Ja, Kopenhagen war eine prächtige Stadt, aber wo sollte er die Dame finden? Da half nichts Anderes, als die Matrosen dazu zu bewegen, ihn noch einmal mit zu ihr hinzunehmen, dann wollte er sich den Weg besser einprägen.

Am Abend war Illumination; auf dem Markte brannten Pechkränze; die rothen Funken flogen wie flatternde Feuerhaare von den Kränzen herab, und der König und die Königin fuhren in ihrem prächtigen Wagen ins Theater.

„Ja, dahin wollen wir auch einen Abend!“ sagte Peter Wik. „Da sollst Du Musik hören und Lustigkeit sehen!“

Konnte die Musik schöner sein als die, welche er in den Straßen gehört hatte? Konnte die Lustigkeit größer sein, als die, welche bei den geputzten Damen war?

Sie gingen durch eine Seitenstraße. Christian erkannte sie; die Lichter schienen durch die ausgeschnittenen Herzen in den Fensterläden; drinnen ertönte Musik. Da war es ja, wo er gewesen war. Er prägte sich den Ort und die Straße genau ein.

Am Sonntag Morgen bat er um Erlaubniß in die Kirche gehen zu dürfen; er zog seine beste Jacke an, ging auch zur nächsten Kirche, sang die Töne der Orgel nach, denn ein Gesangbuch hatte er nicht, und dann suchte und fand er die Straße. Die Fensterläden waren geschlossen. Er ging in den langen finstern Gang, fand die Thür, aber bevor er anklopfte, beugte er seine Kniee, betete sein „Vater unser" und bat, daß Gott doch das Herz der guten Dame lenken möchte, damit er zur Musik gelangen könne; einen eigentlichen Plan hatte er nicht.

Er klopfte an.

Eine alte Frau in schmutzigen Kleidern öffnete und fragte, was er wolle. Das war eine schlechte Erklärung, die er gab, und die Alte war im Begriff zu schließen, als Steffen-Karrete in ziemlich leichter Morgenkleidung vor ihm stand; an den Füßen trug sie mit Pelz besetzte Schnürstiefeln.

„Bist Du es?" sagte sie bekannt, mit ihrem lächelnden Angesicht. „Hast Du einen Auftrag von Sören?"

Die Alte trat zur Seite, und Christian ergriff die Hand der Dame, küßte diese und erzählte ihr seine große Lust zur Musik, wie schlimm er es zu Hause gehabt habe und wie er in die Welt hinausgekommen sei. Die Dame lachte

anfangs, hörte ihn aber ſpäter ernſthaft an, und als ihm zuletzt die bitteren Thränen über die Wangen floſſen, trocknete ſie ihm dieſe ab.

„Ja, mein lieber Junge," ſagte ſie, „ich bin nicht bei der türkiſchen Muſik angeſtellt. Wärſt Du lieber ein kleines Mädchen!" Sie zog ihn zu dem offenen Schenktiſch hin, gab ihm Punſch und Aepfel, und brach darauf in ein munteres Gelächter aus. „Du biſt wohl ein Genie, wie man es nennt!" ſagte ſie.

Da traten ein paar andere Jungfrauen aus dem Seitenzimmer herein, ſie waren leicht gekleidet, wie jene; als ſie die Geſchichte hörten, lachten ſie und betrachteten den Knaben mit dummen Augen.

Was durfte er hoffen, was verſprach ſie? Er war voller Freude, als er das Haus verließ; ſie hatte ihm die Hand gereicht, ihn ein Genie genannt und geſagt, er ſolle guten Muthes ſein, er käme ſchon fort.

Er hatte auch dieſelbe Ueberzeugung davon, wie jedes andere wahre Genie, welches ſein Schickſal in die Hand eines vermögenden Mannes oder Weibes legt, und dieſe haben häufig den Verſtand es zu beurtheilen — ungefähr wie ſie ihn hatte.

XVI.

Margot.
Sie war's.
Louiſon.
Und ſie erkannt' uns nicht!
Schiller's Jungfrau von Orleans.

„Heute Abend wollen wir in die Komödie!“ ſagte Peter Wik und nahm Chriſtian mit ſich.

Man erzählt von einem Bauer, der zum erſten Mal in ſeinem Leben in das Theater kam, daß er in der Vorhalle gerade nach dem Billetverkauf ging, den Kopf in das viereckige Loch ſteckte und darauf ſtumm ſtehen blieb, in der Meinung, daß dieſes das Perſpectiv ſei, durch welches er das Schauſpiel ſehen ſollte. Chriſtian hätte es ebenſo gehen können, denn er war noch nie in einem Theater geweſen. Alles war ihm ein Schauſpiel, von den in der Vorhalle aufgeſtellten Soldaten an bis zu dem Gewimmel, welches die Treppen hinan jagte.

„Jetzt ſollſt Du eine Commode ſehen, in die wir hinein kommen,“ ſagte Peter Wik. „Wir kommen in das oberſte Schubfach. Siehſt Du, das unterſte iſt etwas ausgezogen, damit die Damen ihren Staat nicht zerknittern.“

Sie ſetzen ſich auf die erſte Bank. Chriſtian war andächtig und ſtumm, er meinte, es gliche einer großen Kirche.

„In das Himmelbett dort an jeder Seite kommen der König und die Königin,“ ſagte Peter Wik. „Die große Schilderei da vorn geht in die Höhe, wie ein Schiffsſegel,

und dann kommen die Frauenzimmer vor und ſtrecken die Beine aus, erſt das eine, dann das andere, gerade wie eine Fliege in einem Topf mit Sahne.“

Die Lichter ergoſſen ihre Strahlen über die vergoldeten Logen, worin die reichgekleideten Damen ſaßen. Nun kam der König und der ganze Hof. Chriſtian fühlte eine ſeltſame Angſt und doch große Freude; er war ja in demſelben Hauſe mit dem Könige, er brauchte nur laut zu rufen, dann müßte der König es hören und würde ſicher fragen: „Wer iſt es, der da ruft?“

Nun wurde es ganz ſtill, und ein Meer von Tönen wogte durch das Haus. Das Stück begann und er hörte Geſang, wie er ihn noch nie gehört hatte. Das Waſſer quoll ihm aus den Augen; er verbarg es, denn man würde ſicher über ihn gelacht haben. Die Freuden im Himmel konnten doch nicht größer ſein, meinte er, als immer hier zu ſitzen, und doch war dieſes Stück, ſagten die Andern, etwas langweilig, jetzt käme erſt das Wahre, das prächtige Ballet: der Blaubart.

Die Muſik klang wie Menſchenſtimmen, ja wie die ganze Natur. Er glaubte das Unwetter von jener Nacht bei der Quelle zu hören, als die Bäume ſich gleich dem Schilf bogen und das Laub ihn umwirbelte. Er hörte den Wind, wie wenn er um Maſt und Tauwerk ſauſt, aber melodiſch ſchön; das war weit herrlicher als die Geige des Pathen und doch erinnerte es ihn daran.

Der Vorhang rollte auf. Des Blaubarts ermordete Frauen umſchwebten in weißen Gewändern ihres Mörders

Lager; die Muſik war die gewaltige Sprache der Todten, und ſeine Phantaſie folgte mit ſtarkem Flügelſchlag der ganzen romantiſchen Dichtung. Die glücklichen Kinderchen, die vor Iſaura tanzten! O, wäre er doch unter ihnen! Ein glücklicheres Loos, als das ihre war, konnte Niemand auf der Erde haben. O dürfte er doch ſeinen Wunſch, ſeine Luſt zu dem Könige hinab rufen, der würde ihn ſicher hören und ihm helfen. Aber er wagte es nicht. Das Theaterleben ſchien ihm ein Zauberbild des Glückes und der Schönheit zu ſein, und Einzelne träumten davon wie er.

In dem Ballet: **le diable boiteux** ſieht man das Umgekehrte deſſen, was die Zuſchauer zu ſehen gewohnt ſind; man wird auf die Bühne verſetzt und blickt von dort auf einen eingebildeten Zuſchauerraum hinab, die Couliſſen kehren die ungemalte Seite heraus, der Hintergrund, welcher aufrollt, iſt ein Vorhang, man gewahrt die Reihen der Zuſchauer, welche applaudiren oder ziſchen. Die Tanzenden auf der Bühne kehren den wirklichen Zuſchauern den Rücken zu. Es iſt das Sceniſche, in welches man ſo mitten hineingeführt wird; könnten wir aber eben ſo leicht in die Menſchenherzen dort blicken, welche Schattenwelt voller Leidenſchaften und Thränen würde ſich uns da offenbaren! Dieſe Schaar luſtiger tanzender Weiber kennt zu Hauſe nur Armuth. Da geht Einer im Chore, der den erſten Platz auf der Bühne einnehmen könnte, aber die Direction begreift ihn nicht und der Regiſſeur kann ihn nicht leiden. Im Theaterſtaate ſteht man unter den dreißig Tyrannen. Wird der Künſtler ſchlecht beſoldet, dann kann er

mit ſeiner Familie um Marken bei der Armenſpeiſungs-Anſtalt nachſuchen. Der Dichter erhält keine Penſion, vielleicht damit der Gedanke an die nackte Zukunft ihn hübſch in einer tragiſchen Laune erhalte.

„Da ſitzt Naomi!“ rief Chriſtian plötzlich mitten in ſeinem Entzücken. „Ja, ſie iſt es!“ und der Blick flog von der Zauberwelt, von Iſaura's Kampf und von dem verführeriſchen Goldſchlüſſel hinweg; er ſah nur das ſchlanke, niedliche Mädchen mit den kohlſchwarzen Gazellenaugen und dem ſüdlichen Teint. Sie ſaß im erſten Rang unter den übrigen geputzten Damen. „Wir haben zuſammen geſpielt!“ ſagte er zu Peter Wik, und ſein und Intereſſe theilte ſich zwiſchen dem Ballet und Naomi.

Allzubald war das herrliche Prachtſchauſpiel zu Ende, Alle ſtürmten mit einer Eile davon, als wäre es etwas Unangenehmes, dem man zu entfliehen ſuchte. Vergebens ſpähte Chriſtian im Gedränge nach Naomi, ſie war nicht zu erblicken; vielleicht war ſie es, die in der rollenden Kutſche vorbeijagte.

Die Töne klangen noch in ihrer ganzen Fülle vor ſeinen Ohren, das ganze Spiel ſchwebte ihm noch lebend vor; ſo ſteht das Sternbild noch vor dem menſchlichen Auge, lange nachdem es aufgehört hat zu ſcheinen. Jetzt begriff er, daß es noch etwas Höheres, etwas Edleres als die Beſchäftigung des Alltagsmenſchen gebe. Das Genie bei ihm war durch Töne in das Leben gerufen und ſtrebte nach einer Art von Verkörperung. Er ahnte die Perle in ſeiner Seele, die heilige Perle der Kunſt; er wußte nicht, daß dieſe wie die Perle im Meere auf den Taucher warten muß,

der ſie an das Licht hebt, oder ſich an Muſcheln und Auſtern der hohen Patronatſchaft feſtkleben muß, um ſo zur Beſchauung zu gelangen.

„Nun, da hätteſt Du wohl mitſpringen mögen?“ ſagte Peter Wik.

„Ja!“ antwortete Chriſtian in einem begeiſterten Tone.

„Das iſt ein ſchlechtes Brot, mein Junge,“ erwiderte er, „wenn Du oder ich unſere drei Mark geben, ſo müſſen ſie unſere Narren ſein!“

Nein, ſo konnte er es nicht auffaſſen; der König und Tauſende von Menſchen hatten ja mit Andacht zugeſehen und angehört, wie man den Prediger in der Kirche ſieht und hört. Nichts hatte er vergeſſen, und mitten in dieſer Lebensherrlichkeit ſchwebte ihm das Bild von Naomi, der lieben Spielgenoſſin, vor.

Mit einem Reichthum von Gedanken lag er in ſeiner kleinen Koje in der niedrigen Cajüte; der rauhe Herbſtnebel breitete ſich über das Verdeck aus und verbarg das Schiff, wie er in demſelben verborgen und von der ganzen großen Stadt vergeſſen war. Vielleicht war das Ganze ein Bild ſeiner Zukunft, wie es das ſo vieler begabten Geiſter iſt. Das Genie iſt ein Ei, welches zu der Befruchtung des Glückes der Wärme bedarf, ſonſt wird es ein Windei.

Es war weit über Mitternacht, bevor der Schlaf des Knaben Augen ſchloß.

Manchen darauf folgenden Abend ſaß er allein in der kleinen finſtern Cajüte; innerhalb des Hafens darf kein Schiff Licht am Bord haben; er ſpielte dann Reminiscenzen

aus dem Blaubart; er ſuchte auf den Saiten die verwandten Töne zu greifen, die der Wind in das Tauwerk des Schiffes pfiff. Von den Muſikſtücken, die er täglich von der Hauptwache hörte, blieben ganze Tacte in ſeiner Erinnerung, und er gab ſie in einem bunten Potpourri wieder. Oft hoffte er, daß die freundliche Dame, die Fee ſeines Glückes, plötzlich an Bord erſcheinen und eine Veränderung in ſeiner Stellung bewirken würde. Er dachte an Naomi; ja, ſie war ihm gut, ſie hatte ja geweint, als ſie getrennt wurden.

Wie er ſo eines Abends ganz allein auf dem Schiffe ſaß, ſtrahlten die Lichter prächtig aus dem nahegelegenen großen Gebäude und er hörte jubelnde, ſchöne Muſik. Es wurde getanzt. Das Ganze erinnerte ihn an jenen Abend auf Glorup. Er ſtand an den Maſt gelehnt da und ſog den Duft der Töne ein.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke; er kletterte in das Tauwerk empor und kam in gleiche Höhe mit dem Saal, worin getanzt wurde. Eins der oberen Fenſter ſtand offen und durch dieſes ſah er die ganze geputzte Geſellſchaft. Sie beſtand größtentheils aus Kindern; ein prächtiger Kinderball war es. Alle waren fröhlich und feſtlich geputzt. Große Gemälde hingen an den Wänden; zwei Marmorſtatuen ſtanden hoch auf einer glänzenden Conſole, und rings herum blitzten Lichter und Spiegel, die Alles in doppeltem Glanz zeigten. Jetzt ſchwebte ein feines, niedliches Mädchen vorbei; ihr kohlſchwarzes Haar wogte um die hübſchen Kinderſchultern; die dunklen Augen ſtrahlten Leben und Freude. „Naomi!“ rief Chriſtian mit lauter Stimme, und er ſah, wie ſie ſtutzte, nach der Seite blickte und lachte. Seine

Augen waren nur auf ſie geheftet, ſeine Gedanken waren bei ihr, und er glitt vom Tauwerk hinab, ſprang vom Schiffe und in das Haus, die Treppe hinan, wo die Muſik ertönte, öffnete die Thür und ſtand nun mitten in dem erleuchteten, prächtigen Saal, mitten unter den geputzten Kindern, die erſtaunt den armen Schiffsjungen betrachteten, welcher jetzt, geblendet von den Lichtern und der ganzen Pracht, zu einer Art von Beſinnung gelangte und verlegen mitten im Zimmer ſtand.

„Was willſt Du?“ fragten ein Paar halberwachſene Knaben, in deren Augen man deutlich las, daß ihr Vater Vermögen oder ein Amt beſaß, welches ihnen Anſehen verſchaffte. Sie gehörten zu den vielen Nullen, die freilich keiner Familie Werth verleihen, aber welche ſelbſt Anſehen durch den Strich erhalten, hinter dem ſie ſtehen.

Naomi hatte ſich auch genähert und betrachtete ihn neugierig; ſie lächelte — ſie erkannte ihn gewiß. Chriſtian reichte ihr die Hand und ſtammelte: „Naomi!“ Sie wurde blutroth.

„Schmutziger Junge!“ rief ſie aus und riß ſich los. Gleichzeitig kam ein Bedienter herbei.

„Was willſt Du?“ fragte er und faßte ihn unſanft an der Schulter. Chriſtian ſtammelte einige unverſtändliche Worte, während der Diener ſagte, daß er ſich wohl geirrt hätte, „hier habe er nichts zu ſuchen!“ Er führte ihn nach der Treppe, und ohne Antwort, mit einer bis in den Tod betrübten Seele, eilte er hinab und auf das Schiff. Er klammerte ſich an den Maſt an und weinte bittere Thränen, während die Muſik luſtig in wogenden Tanzmelodien jubelte.

Der tiefe Schmerz einer Kinderſeele iſt ſo groß wie der größte, den der Erwachſene kennt; das Kind hat in ſeinem Schmerz keine Hoffnung, die Vernunft reicht ihre ſtützende Hand dem Kinde nicht, es hat im Augenblick nichts als ſeinen Kummer, an den es ſich anklammert. Sie hatte ihn nicht kennen wollen, ſie, die er wie eine Schweſter liebte! Er fühlte, wie der Paria, daß er zu einer verachteten Claſſe gehöre. Alle Bande, die ihn drückten, lagen ſogleich feſter auf ſeiner Seele.

Seine Altersgenoſſen im Dorfe hatten ſeiner geſpottet und ihn verrückt genannt; Naomi, die ihn einſt verſtand, wandte ſich jetzt ab von dem „ſchmutzigen Jungen.“

Ein ſolcher Augenblick giebt Lebenserfahrung. Der muntere Jubel drinnen war eine bengaliſche Flamme, welche die Schlußſcene ſeines Kindheits-Drama's beleuchtete. Er kletterte in das Tauwerk hinauf und ſtarrte durch das offene Fenſter in den prächtigen Saal, wo Naomi und die glücklichen Kinder unter dem Jubel der Töne Arm in Arm ſchwebten, die Bedienten gingen mit köſtlichen Gerichten in Kryſtallſchalen und ſchönen Früchten, die er nie zuvor erblickt hatte, herum, und mitten im Saal ſtand Naomi mit den dunkeln Augen und lachte und klatſchte in die Hände; — aber draußen fiel der kalte Schnee, und der graue Nebel ſchlug ſeinen feuchten Mantel um den „ſchmutzigen Jungen,“ der ſich am naſſen Tauwerk feſtklammerte.

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Zehnter Band.

Nur ein Geiger.

Zweiter Theil.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1849.

Nur ein Geiger.

Roman

von

H. C. Andersen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1849.

XVII.

— Fahren will ich
Uebers Meer, ſo weiß und glatt, —
— Ruhig kannſt du ihm vertrauen.
Sicher iſt es, glaub's getroſt,
Feſt ließ bauen
Seine Brücke hier der Froſt.

Chriſtian Winther.

Da ſchlug das Eis zum Strand hinauf,
Auch ſtürzt der Schaum noch obendrauf,
Hoch ſchnaubt des Meeres Woge.

Oehlenſchläger.

Es gab in dieſem Jahre einen ſtrengen Winter, das Eis lag dick und feſt zwiſchen Seeland und Schonen. Der ſchwediſche Bauer, welcher immer der Erſte iſt, der den Weg über die von der Kälte geſchlagene Brücke wagt, fuhr in ſeinem Schlitten nach Dänemark; das Vieh wurde hinübergetrieben, obgleich das Eis, wie man ſagte, nicht ſo ganz ſicher war, wo der Strom ging. Zwiſchen Kopenhagen und der eine Achtelmeile davon gelegenen Batterie „Dreikronen" erſtreckte ſich ein breiter Weg, ſchmutzig von dem Getreibe der Fahrenden, als wäre es eine wirkliche Landſtraße; Fußpfade für die Gehenden ſchlängelten ſich längs deſſelben hin. Da, wo vor einigen Monaten große Dreimaſter ſich ſicher im tiefen Waſſer geſchaukelt hatten, ſaßen jetzt alte Frauen mit ihren gedeckten Tiſchen und verkauften Weißbrot und Getränke; Zelte waren aufgeſchlagen, auf

welchen die däniſche Flagge in die blaue Winterluft wehte, und am Tage wimmelte es hier von Menſchen; Schiffe lagen im Eiſe, ſo feſt, wie in den Sand gebohrte Wracke. Gegen die Küſte nach Schweden hin bewegten ſich, ſo weit man hinausblicken konnte, hin und wieder als ſchwarze Punkte Fahrende und Gehende, die das Nachbarland beſuchten.

Ein Schnee- und Eisfeld von vier Meilen, wie hier, hat bei dem Gedanken an die Tiefe, die darunter gähnt, etwas Eigenthümliches. Ein Sturm im Verein mit der veränderten Richtung des Stromes kann in wenigen Minuten das Eis brechen; aber wie der Winzer ſeine Reben auf der warmen Lava pflanzt und ſicher am Rande der Tiefe ſchläft, ſo fährt hier der Bauer ruhig über das Eis hin, ſich damit tröſtend, daß er in Gottes Hand ſtehe.

Wie wir wiſſen, war Peter Wik's verſtorbene Frau eine Schwedin, in Malmö geboren; dort wohnten ihre Verwandten noch. Ein Schiffer, deſſen Schiff im Hafen eingefroren dort überwintert, hat nicht viel zu thun. Jetzt war die Landſtraße nach Schweden hinüber gelegt; man kam herüber, man ging dorthin, auch Peter Wik hatte Luſt den Weg zu machen, und Chriſtian ſollte mit, hatte er geſagt.

Es war an einem Vormittage im hellen Sonnenſchein, als die Wanderung angetreten wurde. Der Sund war ein Schneefeld, an einzelnen Stellen hatte der Wind den Schnee zu kleinen Hügeln zuſammengeweht, an anderen Stellen war er wie weggefegt und der blanke Eisſpiegel kam wie Teiche und Landſeen zum Vorſchein.

„Nun kommt es darauf an," ſagte Peter Wik, „ob der Deckel halten wird, damit wir nicht auf den Grund des Topfes kommen, wo es weder Sonne noch Licht giebt! Aber wir ſind muthige Seeleute, wir gehen, mag er hart oder weich ſein."

Sie waren ſchon eine Meile von Seelands Küſte entfernt; es fing ſtark an zu wehen, ſchwere Wolken zogen zuſammen, aber Peter Wik war die Heiterkeit ſelbſt. Sie begegneten einer Heerde Vieh, der Treiber verſicherte, daß das Eis feſt und gut ſei, daß aber das Wetter gewiß gegen Mittag ſich verändern würde.

„Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn die See aufginge, während wir drüben ſind," ſagte Peter Wik. „Ja, dann ſparten wir auf dem Rückwege unſere Beine. Immer zu, hier kriecht man doch wie eine Fliege an dem Leimſtock!"

Der Himmel wurde grauer, einzelne Schneeflocken fielen; unſere Reiſenden hatten noch nicht die Hälfte des Wegs zurückgelegt. Auf einmal ſchüttete die Wolke den weißen Schnee in treibenden Wirbeln aus.

„Zieh' das Halstuch über die Ohren hinauf!" ſagte Peter Wik. „Es wird bald vorüber ſein."

Sie gingen mit vorgebeugtem Kopfe gegen das Schneegeſtöber. Hoch in der Luft ſauſte der Wind gleich einem herumwirbelnden Taue.

„Na, wird es ſich nicht bald legen!" ſagte Peter Wik, indem er das Haupt emporhob und einen Augenblick ſtill ſtand. Da erſcholl unter ihnen ein Krachen, wie der ſtärkſte

Kanonenſchuß. „So lange es knackt, hält es!“ ſagte er, nahm Chriſtian bei der Hand und ging raſch vorwärts. „Wir müſſen in gerader Richtung gehen, dann treffen wir die Schiffbrücke von Malmö auf ein Haar. Wie es heute von oben ſchäumt!“ ſagte er und blies die Schneeflocken von ſich weg. Da ertönte unterhalb wieder der donnernde Ton von den ſtarken Strömungen, welche Riſſe in das Eis machten, jedoch ohne daß dieſe ſchon ſichtbar wurden. „Es ſind recht anſtändige Kanonen, die ſie da unten haben!“ ſagte Peter Wik, „damit hätten ſie am Geburtstage der Königin ſchießen ſollen!“

Einen Augenblick fielen die Schneeflocken weniger dicht; ein wunderbar ſeufzender Ton, verſchieden von denen, die ſie früher gehört hatten, erſcholl unter ihnen: es war als ob die geſchloſſene Tiefe nach Athem ſchnappte. Peter Wik ſtand ſtill, ſeine Augen blickten durchdringend vor ſich hin. „Wir haben wohl noch nicht den halben Weg,“ ſagte er. „Ich glaube, wir thun für heute am beſten, Schweden Schweden ſein zu laſſen.“ Er ſtand noch und horchte.

Als Seemann war es ihm klar, daß das ſtarke Eis durch die Veränderung des Stromes und den ſüdöſtlichen Wind, wie er jetzt geworden war, in kurzer Zeit aufbrechen und nach Norden treiben konnte. Das iſt eine der großartigſten Naturerſcheinungen, die unſer Land darbietet. Die Stärke des Eiſes und die Kraft der Strömung, beſonders bei Helſingör, wo der Sund zwiſchen den beiden Ländern nur eine halbe Meile breit iſt, ſind von großer Wirkung. Mächtige Eisſtücke drängen gegen einander, der Strom hebt ſie hoch em-

vor, und wie festgeschraubt erheben sich die glasartigen, schwimmenden Felsen in wunderlichen Formen. Dann scheint der Sund ein vorbeisegelnder Gletscher zu sein.

Noch gab es keine sichtbare Spur einer solchen Naturscene, aber das Zeichen war gegeben, das Todespferd der Tiefe hatte für die dort oben Vernichtung gewiehert. Wieder fielen die Schneeflocken. Peter Wik kehrte um, und jetzt wurde ihnen der Weg leichter, denn Wind und Schnee hatten sie nun im Rücken. Plötzlich ertönte dicht hinter ihnen ein schwacher, aber durchdringender Angstschrei, er blickte zurück und gerade zeitig genug, um nicht von einem kleinen, leichten Schlitten mit vier Menschen überfahren zu werden; er fuhr in der Richtung geradeaus zwischen den Ländern. Peter Wik stieß ein „Halloh!" aus, welches beantwortet wurde, und der Schlitten hielt still.

Ein vornehmer dänischer Herr saß bei seinem Diener auf dem Vordersitze, zwei Damen, eine ältere und ein sehr junges Mädchen, hatten den bessern Platz; die jüngste war es, welche laut weinte, die ältere Dame zog den Mantel fest um sich.

„Wie weit glauben Sie, daß wir von Seeland sind?" fragte der Herr.

„Gegen zwei Meilen!" erwiderte Peter Wik. „Wenn aber die Herrschaft nach der Seite fährt, wohin sie jetzt steuert, dann wird es ein weiter Weg. Dieser Curs geht nach Preußen. Hier liegt Schweden, dort liegt Seeland —" und er zeigte in der Richtung.

„Iſt das gewiß?“ fragte der Herr.

„Ich gehe mit dem Compaß im Kopfe!“ antwortete Peter Wik.

„Das verzweifelte Wetter!“ ſagte der Fremde. „Es war ſo hell, als wir Schweden verließen! Wir ſind wohl jetzt unter Hveen?“

„Nein, das liegt höher hinauf! Erlauben der Herr, daß ich den Steuermann mache? Auch iſt es nicht gut, im Galop zu fahren, es könnte eine kleine Spalte im Wege ſein.“

„Lieber Schiffer, ſind Sie es?“ fragte die ältere Dame. „Werden wir wohl lebend das Land erreichen?“

Peter Wik betrachtete ſie, ſie kannte ihn alſo. „O ja, liebes Fräulein,“ ſagte er, „man geht nicht gleich unter, wenn man die Augen offen hat. Jetzt wird es auch etwas heller.“

Die Dame ſeufzte tief. Es war die Gouvernante, die mit ihm nach Kopenhagen geſegelt war. Er ergriff den Zügel, der Bediente ſtieg ab, Chriſtian bekam ſeinen Platz. Der Fremde war ein Mann von einigen und dreißig Jahren, er gehörte der höheren Claſſe an, das zeigte ſein ganzes Weſen; vor zwei Tagen war er mit ſeiner Pflegetochter, wie er das junge Mädchen nannte, und deren Lehrerin nach Schonen gefahren, das Eis war ja ſtark und feſt. Heute wollten ſie zurückkehren, als plötzlich die Veränderung des Wetters eintrat, und während des Schneegeſtöbers hatten ſie die Richtung gänzlich verloren.

Sie ſetzten ſich in Bewegung. Da ertönte wieder unter ihnen der ſeufzende, durchdringende Laut; ſie wurden

leiſe in die Höhe gehoben und ſanken wieder, die Pferde ſtanden ſtill, Chriſtian betete zu Gott.

„Wir ſtehen in Gottes Hand!“

Das junge Mädchen ſchlang ihren Arm feſt um ihren Pflegevater.

„Es wird wohl am beſten ſein, daß ich abſteige!“ ſagte er.

„O nein!“ bat ſie, „wir ſterben! Das Eis bricht!“ Sie riß den Mantel zur Seite und ſah todtenbleich vor ſich hin, ihr langes kohlſchwarzes Haar glitt über die bleiche Wange. Chriſtian ſtarrte ſie an, es war ja Naomi, die er erblickte, aber er wagte nicht ihren Namen zu nennen. Die Ueberraſchung ließ ihn alle Gefahr vergeſſen.

Hin und wieder zeigten ſich hellere Stellen in der grauen Luft, aber das Eis hinter ihnen, nicht hundert Schritt entfernt, hob ſich hoch in die Höhe, ein dunkler Streifen mit wunderbaren Verzweigungen breitete ſich zur Seite aus. Keiner ſagte ein Wort. Da ertönte vor ihnen ein ſonderbarer Laut, er kam nicht von der See, nicht aus der Luft, hohl und klagend tönte er, wie man von der Seekuh erzählt, welche ſich auf den Vorderfüßen zwiſchen den Klippen erhebt und gegen das Land brüllt, wo die verwandten Thiere graſen, wo ſie aber nicht hinauf kommen kann.

„Was war das?“ ſagte der Fremde und richtete ſeinen Blick ſcharf vorwärts. Peter Wik blieb ſtumm.

Wieder ſchwankte das Eis unter ihnen, und der weiße Schnee bekam von dem hervorſchießenden Seewaſſer einen grauen Schein.

„Was ist das da vorn, zur Rechten?“ sagte Peter und wandte die Pferde. Ein Stange ragte aus dem Eise hervor. „Hier ist sicher ein Loch, welches die Fischer gehauen haben; es sieht wie ein Zeichen aus!“

„Da liegt etwas wie ein Haus,“ sagte der Diener.

„Wir können noch nicht am Lande sein!“ erwiderte Peter Wik mit gedämpfter Stimme.

„Ho!“ ertönte es nahebei, und derselbe brüllende Laut erklang in ihren Ohren.

Nicht weit davon, wo sie hielten, stand eine Art Holzschuppen, halb mit Schnee bedeckt. Hier fanden sie den Treiber mit seinem Vieh, welches in der kalten Luft brüllte.

„Was ist das für ein Kasten, der da aufgeschlagen ist?“ fragte Peter Wik. „Begebt Ihr Euch hier zur Ruhe?“

„Ja, das ist gewiß das Klügste, was ein Mensch thun kann!“ antwortete der Treiber. „Hier hat man doch das Trockne unter und den lieben Gott über sich! Die Herrschaft thut am besten, hier zu bleiben. Da liegt ja das Haus —“ und er zeigte auf ein Gebäude, welches einem Bauernhause glich und einige Schritte davon lag.

Sie befanden sich auf der kleinen, flachen Insel Saltholm; nur die höchsten Punkte liegen im Winter über dem Wasser und sie wird von den Jägern der vielen Hasen wegen besucht. Im Sommer hingegen bietet die Insel herrliche Weiden, weshalb die Bewohner von Amager ihr Vieh herüber führen. Schon in der Kriegszeit befand sich hier ein kleines Gebäude, welches in späteren Jahren zu einem ansehnlichen Hause erweitert wurde und von einer Familie bewohnt ist.

Der Treiber ſagte, daß den Winter über ein Mann dort im Hauſe ſein ſolle, aber es wäre keiner zu finden, er müſſe wohl auf Amager oder in Schweden zum Beſuch und nicht zeitig genug zurückgekehrt ſein; das Haus ſtand leer.

Unſere kleine Caravane machte Halt, die verlaſſene Inſel war ihnen ein Hafen des Glückes.

Vier nackte Wände, glänzend von der gefrornen Feuchtigkeit, bot das Innere dar. Küche und Stube waren eins. In einem Winkel auf dem gepflaſterten Fußboden ſtand ein ungemachtes ſchlechtes Bett, welches man ſchnell fortſchaffte. In der Kammer dicht daneben lag eine Menge Torf; mit einem Theil deſſelben und mit Hülfe einiger alter Breter machte Peter Wik Feuer an. Die Wagenſitze wurden hereingebracht, das waren prächtige Sopha's.

Das Ganze bot das Anſehen der einſamen Relais auf der Simplonſtraße dar, wenn Schneetreiben und Unwetter die Reiſenden nöthigt, dort Schutz zu ſuchen. Die Kälte war ſtark genug, um ſich die Berghöhe einbilden zu können, und blickte man in die graue Schneeluft auf die fortgleitenden Eismaſſen hinaus, welche in ſeltſamen beweglichen Geſtalten auf dem Strom dahinglitten, ſo war das den Wolkenmaſſen nicht unähnlich, welche an den Bergſeiten hinſchweben.

„Das hätte ich nicht geglaubt," ſagte Peter Wik lachend, „daß ich zwiſchen Seeland und Schonen ein Abenteuer wie Albertus Julius erleben ſollte! Kennt der Herr das Buch? „Wunderbares Schickſal verſchiedener Seefahrer." Ich habe es in meiner Cajüte. Hungern kann man nicht,

ſo lange Kuh und Kalb hier ſind, und durften auch nicht, wenn der Schnee ellenhoch liegt. Entweder wird es offene See, ſo daß Schiffe vorbeikommen, oder ſie friert zuſammen, ſo daß wir nach Amager hinüber gelangen und das Grüne eſſen können, das wir jetzt nicht in der Suppe haben!“

Der Fremde, Herr Graf nannte ihn die Gouvernante, ſchien eben ſo aufgeräumt als der joviale Schiffer zu ſein. Die Gouvernante legte thätig Hand an, Alles auf das Wohnlichſte einzurichten. Hoch auf dem Simſe ſtanden zwei alte Thongefäße, dieſe ſcheuerte ſie im Schnee, und ſie mußten dann ſowohl als Melkfaß wie als Kochtopf dienen. Der Viehtreiber brachte friſche Milch, und aus dem Sitzkaſten kam kalte Küche und zwei Flaſchen Wein. Das Feuer kniſterte luſtig und verbreitete Wärme, während der Sturm das Fenſter ſchüttelte und den Schnee in wirbelnder Flucht umhertrieb.

Chriſtian ging mit vielem Eifer zur Hand und legte Teppiche und Mantel dichter um Naomi, die ihren Schreck noch nicht recht vergeſſen konnte; ſie ſaß wie ein Marmorbild da und heftete ihre großen ſchwarzen Augen auf ihn. Dieſe zeigten, daß das ſtärkſte Feuer doch kohlſchwarz ſein kann.

Peter Wik hockte vor dem Feuerheerde und nickte der Gouvernante bekannt zu.

„Jetzt geht es ja beſſer,“ ſagte er, „als es neulich ging, wie wir zuſammen auf der See waren; da hatte man doch wirkliches Waſſer unter ſich; damals ſah das Fräulein

weit elender aus, jetzt geht es beſſer! Am wenigſten hätte ich gedacht, daß wir uns ſo bald auf der See treffen würden!“

„Auf dem Lande ſind wir doch nicht weit von einander,“ erwiderte ſie. „Dicht unter unſern Fenſtern liegt ja das Schiff; manchen Morgen habe ich Sie auf dem Verdeck geſehen, und des Abends kann ich Ihre Geige hören.“

„Alſo ſind wir Nachbarn im Hafen!“ ſagte Peter Wik.

„Iſt das Ihre Geige, die ich gehört habe?“ fragte der Graf. „Sie ſind ein höchſt origineller Muſiker! Phantaſien ſcheinen es zu ſein; ich bin einige Mal ſtummer Zuhörer geweſen.“

„Ja, meine Geige iſt es,“ ſagte Peter Wik, „aber mit Phantaſiren habe ich mich nie befaßt; das iſt der Junge da, den Sie gehört haben. Er kann kein Stück ordentlich, und daher ſpringt er von dem einen in das andere! Es iſt, wie ich es nenne, Sonnabendsgericht, von den Ueberreſten der ganzen Woche zuſammengekocht.“

„Iſt er es?“ fragte der Graf und betrachtete Chriſtian mit einer Art von Intereſſe. „Es iſt Genie in ihm. Du hätteſt die muſikaliſche Laufbahn einſchlagen ſollen, da hätteſt Du vielleicht Dein Glück gemacht.“

„Ja fürwahr!“ ſagte Peter Wik. „Aber ſehn Sie, Herr, wenn man nur Salz und Brot im Hauſe hat, nützt es nichts, daß man ſitzt und darüber ſpeculirt, welcher Braten beſſer ſchmecken möchte!“ und nun erzählte er in ſeiner Weiſe, wie er den Knaben an Bord bekommen hätte.

„Du biſt ein kleiner Abenteurer!“ ſagte der Graf mit einem Lächeln, indem er ihm zunickte. Chriſtian fühlte

ſein Herz ſtärker ſchlagen, als er von dem fremden, vornehmen Herrn betrachtet wurde, aber ein einziges Wort zu ſagen, obgleich von ihm ſelbſt die Rede war, wagte er nicht. Wenn doch nur Naomi ſagte: „Ich kenne ihn auch! wir haben zuſammen geſpielt!“ aber ſie blieb ſtumm ſitzen und heftete ihre ſchwarzen Augen auf ihn.

Die Mahlzeit, welche gehalten wurde, war nach Peter Wik's Aeußerung prächtig, wie ein Martinsſchmaus.

Die Sonne war im Untergehen begriffen, ſie verbrämte die zerriſſenen Wolken mit rothen Kanten. Die Ausſicht über die See war etwas ganz Eigenthümliches. Gegen Seeland hin war die ganze weiße Eisfläche in den verſchiedenſten Richtungen gebrochen, es ſah wie eine große, nicht illuminirte Landkarte aus, wo Flüſſe, Berge und die politiſchen Grenzen mit dunkleren Strichen angedeutet ſind; ein fortwährendes Knacken im Verein mit der leiſen Bewegung verhieß eine Veränderung wie die, welche die See gegen Schweden hin ſchon darbot; hier wurden große Eisſtücke zuſammengepreßt, mächtige Platten, die wie gegoſſenes Glas ausſahen, wurden hoch gegen einander gedrängt und ſegelten dann auf der grünen, wogenden See.

Die dem Lande nächſte Eisſcholle riß ſich los, der Strom trieb ſie hinaus.

„Es iſt ein Thier darauf!“ rief Naomi.

Ein armer Haſe war es, ängſtlich ſtand er an dem Eisrande und maß gleichſam die Entfernung bis zur feſten

Küſte, von der er ſich immer weiter entfernte. Er ſegelte auf ſeinem Todesſchiffe.

„Es iſt luſtig zu ſehen, wie er ſpringt," ſagte Naomi, „er kann nicht an das Land kommen!" Selbſt geſchützt lächelte ſie, wie die Spanierin beim Stiergefecht lächelt.

Im Hauſe war inzwiſchen Alles auf das Beſte zur Nacht eingerichtet worden. Naomi und die Gouvernante bekamen jede ihren Wagenſitz, um darin zu ſchlafen; die Männer hingegen mußten ſich, ſo gut ſie konnten, zu behelfen ſuchen. Der Treiber war draußen geblieben, wo er geſchützt und warm mitten unter ſeinem Vieh, die Mütze über die Ohren herabgezogen, ſaß und königlich, wie Pharao, von fetten und magern Kühen träumte. Der Graf kam von ſeiner Abendwanderung zurück; Alle ſchliefen, ausgenommen Chriſtian, welcher ſaß und das Feuer unterhielt.

„Willſt Du nicht ſchlafen, mein Sohn?" fragte der Graf.

„Ich kann nicht!" erwiderte er und blickte auf die Feuerbilder, die ihm ſeine Phantaſie in den Kohlen zeigte. So hatte das Haus gebrannt, als Naomi zum Fenſter herausgetragen wurde, ſo hatten die Pappel und das Storchneſt geglüht! Er erinnerte ſich an Alles, als wäre es geſtern geſchehen, und Naomi hatte es ſo ganz vergeſſen! Nicht ein Wort hatte ſie davon erwähnt, daß ſie ſich kannten, und doch begegneten ſich ihre Augen wie damals, als ſie mit den bunten Blättern geſpielt hatten. „Erinnerſt Du Dich meiner gar nicht mehr?" bebte auf ſeinen Lippen, als ſie „gute Nacht" zu ihm ſagte, aber die Worte blieben ein todter Laut. Und doch kannte ſie ihn, ihre Gedanken hatten bei

denſelben Punkten, wie die ſeinen, geweilt. Sie erinnerte ſich ſehr wohl, daß ſie auf der hohen Treppe geſeſſen hatten und daß er ihr da das große Klettenblatt gebracht und ſie auf den Mund und die Wange geküßt hatte, aber jetzt — war er ein armer Schiffsjunge.

Der Graf rückte näher zu ihm hin.

„Alſo biſt Du es, welcher des Abends in der dunkeln Cajüte ſpielt? Liebſt Du mehr die See oder die Muſik?“

„Die Muſik!“ ſagte er mit funkelnden Augen.

„Nun, haſt Du Genie, wie ich glaube, dann wird es ſich ſchon hervorarbeiten. Quäle Dich darum nicht, daß Du ein armer Knabe biſt, das ſind die meiſten großen Künſtler geweſen, werde aber nicht ſtolz, wenn Du Dich einſt zu einem ſolchen emporhebſt! Wenn Tauſende Dir Beifall zuklatſchen, könnte Dir leicht ſchwindeln! Ja,“ fügte er ernſter hinzu, „man muß viel Genie beſitzen, um ſich aus der Armuth zu erheben, und viel muß man lernen!“

„O, Alles wollte ich thun!“ rief Chriſtian aus. „Alles, was man verlangte!“

Die Unterhaltung ſchien den Grafen zu beluſtigen; er erzählte von ausgezeichneten Künſtlern, wie ſchwer ihr Loos geweſen, ja wie viele nie auf dieſer Erde Freude und Anerkennung von ihrer Größe genoſſen hätten, und es war Chriſtian, als ſchwebte ſeine eigene Zukunft in ſeltſamen, anſchaulichen Geſtalten vor ſeinen Augen vorbei.

„O Herr!“ ſprach er mit gedämpfter Stimme und konnte ſeine Thränen nicht zurückhalten. „Ich kenne Niemand in der ganzen Stadt, der mir helfen könnte! Muſik

möchte ich lernen! O, ich würde Tag und Nacht über das nachdenken, was man mir ſagte!“ Und er erzählte von ſeiner Heimath, von ſeiner ganz verlaſſenen Stellung.

Der Graf betrachtete ihn mit einem theilnehmenden Blicke und Chriſtian drückte deſſen Hand gegen ſeine Lippen, benetzte ſie mit Thränen und erbot ſich ihm zu dienen, ſeine Schuhe und Stiefeln zu putzen, zu gehen, wohin er ihn ſenden würde, wenn er ihm nur dazu verhülfe, das zu lernen, was er lernen müßte, um ſo ein Künſtler zu werden, wie er erzählt habe.

„Ja, mein guter Junge!“ ſagte der Graf, „das iſt nicht ſo leicht, als Du glaubſt! Ueberdies müßteſt Du viel Genie haben und erſt die Zeit kann lehren, ob Du es haſt. Du mußt bedenken, daß Du ein armes Kind biſt! Beſitzeſt Du Genie, ſo wird es ſich wohl Bahn brechen, wenn Du Dich auch noch ein Jahr lang auf der See herumtummeln mußt. **Per aspera ad astra!** Es gehören Widerwärtigkeiten dazu, um geläutert zu werden; Dir wird ſchon eine höhere Leitung helfen, davon kannſt Du Dich überzeugt halten, ich kann leider nichts für Dich thun, ich habe ſo viele Andere!“ Und er öffnete ſeinen Geldbeutel, gab ihm einen Thaler mit dem wiederholten Troſte, daß das wahre Talent ſich immer ſelbſt den Weg bahne, zog darauf den Mantel dichter um ſich und lehnte das Haupt gegen die Mauer, um zu ſchlafen.

Das waren die Icarusflügel, die er an die Schultern des Genies band; kühn gebildete Flügel, aber von Blei. Die Worte waren ja doch ein altes Thema, welches von

Geſchlecht zu Geſchlecht vor den Ohren der Künſtler tönte und in Jahrtauſenden noch mit Variationen erklingen wird, ſo lange die Welt dieſelbe iſt, die ſie war, als ſie Sokrates den Giftbecher und Chriſtus die Dornenkrone gab.

Erſt gegen Morgen ſchlief Chriſtian ein, aber bald wurde er wieder von Peter Wik geweckt, welcher verkündete, daß der Wind ſich gedreht habe, daß das Eis zuſammengefroren ſei, und daß man den günſtigen Augenblick benutzen müſſe, um Amagar zu erreichen. Der Schlitten wurde angeſpannt und Alles zur Abreiſe angeordnet. Der Viehtreiber trieb ſein Vieh voran, denn wo dieſes hinüber gehen konnte, mußte das Eis auch den leichten Schlitten mit der Gouvernante und Naomi tragen können.

Der Zug begann. Das Eis knackte rings herum. An mehreren Stellen mußte man einen Umweg machen, um den gähnenden Riſſen zu entgehen, an anderen Stellen ſtand Waſſer, welches durchwatet werden mußte. Naomi drückte vor Furcht die Augen zuſammen.

„Wir ſinken!“ ſagte ſie zu Chriſtian, welcher hinten auf dem Schlitten Platz genommen hatte.

„O nein, Gott will nicht, daß wir jetzt ſterben ſollen!“ ſagte er.

Der Schlitten ward einige Mal geſchleudert; das Eis ſchaukelte gleichſam, das Waſſer ſpritzte bei des Pferdes Tritten hoch empor, da ſchlang Naomi ihre Hände um Chriſtians Arm. Die Gouvernante lehnte ſich auf die entgegengeſetzte Seite des Schlittens. Endlich waren ſie auf einer ebeneren und feſteren Eisfläche.

„Jetzt ſind wir wieder auf der neuen Landſtraße,“ ſagte Peter Wik. „Es wird kein Trauerlied auf uns gemacht, wenn ich es nicht ſelbſt mache, aber das iſt meines Amtes nicht! Ich habe nur eine Schreiberei geliefert, und die ſteht draußen auf dem Holms-Kirchhof, auf meinen intimen Freund: „„1801 ſtand er und blieb ſtehen; 1807 lag er und blieb liegen.““

„Erinnerſt Du Dich meiner gar nicht?“ flüſterte Chriſtian Naomi zu, denn die Kirche auf Amager ſchien ſich zu nähern und dort ſollten ſie ſcheiden.

„Ja!“ ſagte Naomi, aber eben ſo leiſe, und ihre bleichen Wangen wurden roth. „Du kamſt ja an meinem Geburtstag zu uns in den Saal!“

„Aber in Svendborg —?“ fing er an.

„Ja, damals!“ ſagte ſie. „Ich entſinne mich deſſen wohl; das iſt lange her!“ Sie wendete ſich plötzlich an die Gouvernante. „Nun ſind wir bald auf dem Lande. — Du ſprichſt nicht mit mir! — Wie kalt es iſt!“ und ſie zog das Tuch feſt um die Wangen.

Chriſtian ſtieg ab und folgte dem Schlitten. Ohne ſich den Grund dazu deutlich machen zu können, fühlte er ſich doch ſo betrübt; er hatte Luſt ſich auf das Eis zu legen und, wie der Siebenſchläfer im Märchen, viele Jahre zu ſchlafen.

Jetzt erblickten ſie Menſchen an der Küſte, und bald war alle Furcht vorbei. Sie waren auf feſtem Grunde. Der Graf bot Peter Wik Geld an.

„Mein Herr," ſagte er, „es war nicht mein Fahrzeug, auf dem Sie ſich befanden, und ſoll bezahlt werden, ſo würden ich und der Junge es für die Ehre, in ſo hoher Geſellſchaft zu ſein, thun müſſen!"

Die Gouvernante reichte dem Schiffer die Hand und Naomi folgte ihrem und des Grafen Beiſpiel. Chriſtian ſtand mit dem Hut in der Hand und ſah zum zweiten Mal in ſeinem Leben, wie ſeine Spielgenoſſin vornehm in die Welt hinaus fuhr.

„Wir fahren auf den Schuhſohlen nach!" ſagte Peter Wik.

XIX.

— Wir waren Kinder,
Zwei Kinder klein und froh;
— Vorbei ſind die Kinderſpiele,
Und Alles rollt vorbei. —

H. Heine.

Erſt in den letzten Jahren hat ſich unſer Auge an das Schauſpiel des Pferdes in ſeiner natürlichen Schönheit auf der Rennbahn gewöhnt. Das Bild ſeiner wilden Flucht über die Steppen iſt uns dadurch deutlicher geworden. Eine der anſchaulichſten Schilderungen dieſes Thieres im Naturzuſtande haben wir in Waſhington Irving's „a tour on the prairies." Er führt uns in die Urwälder, wo die wilde Ranke ſich von Baum zu Baum ſchlän-

gelt und ein meilenweites Gehege bildet, von welchem man auf die ungeheuren Steppen hinausblickt, wo das hohe Gras wie eine See wogt und die wilden Pferde in großen Heerden, mit flatternder Mähne, funkelndem Blick und kühnen Sprüngen, über die Steppen dahinjagen. Der Wunsch, daß sie immer in diesem stolzen Freiheits-Zustande bleiben möchten, drängt sich uns auf. Der Jäger wirft die Schlinge um das stolze, freie Thier, und es erhebt sich mit aller Kraft, um das Band zu zersprengen, aber kräftigere Hände halten es fest; der erste Peitschenschlag fällt auf den Rücken des Thieres und schäumend und dampfend versucht es zum letzen Mal seine ganze Kraft. Vergebens! Es wirft sich wie todt auf die Erde; ein neuer Peitschenschlag fällt, und geduldig erhebt es sich; mit einem Strick gebunden folgt es dem Packpferde. Der König der Steppe ist ein Sklave.

Es liegt etwas Wehmüthiges in diesem Uebergange. Von dem wilden Pferde auf der Steppe zu dem elendesten Arbeitsgaul vor dem Wagen des Bauers ist ein unendlicher Sprung, aber Ein Geschlecht ist es und auf den glänzendsten Anfang kann ein solches Ende folgen. Kein Thier hat in der Schicksalsumgestaltung mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen. Das Pferd, welches einst einen König trug, von seiner rechten Hand gestreichelt und auf das Beste gepflegt wurde, stieg oft durch Unglück zum Dragonerpferde herunter und endete zuletzt vor dem Karren des Schinders.

Von diesen Betrachtungen erfüllt werden wir in eine eigenthümliche Stimmung versetzt, wenn wir an einem heiteren Wintertage, während der Schnee fest und funkelnd liegt,

im Mondſchein über den großen Platz in Kopenhagen gehen, welcher den Namen Königs-Neumarkt trägt. Rings um die Königsſtatue zu Pferde, wo die coloſſalen Metallfiguren ſitzen, jagt eine Reihe von Miethſchlitten, die dort ihren Stand haben. Straßenjungen und die gemeinſten Leute geben hier ihre zwei Schillinge für „eine Tour zwei Mal um das Pferd.“ Die Schlitten ſind gewöhnlich alt und höchſt jämmerlich, aber das davor geſpannte arme Pferd noch elender; wenn der Fuhrmann es vor dem Laſtwagen nicht mehr brauchen kann, ſo ſpannt er es vor den Schlitten, abgezehrt wird es nun vorwärtsgepeitſcht und kommt ſchäumend und triefend zurück, um in der ſchneidenden Kälte zu ſtehen, bis ein neuer Kutſcher es abjagt; es endet oft damit, daß es ſtürzt, und das iſt gewiß noch das größte Glück für das Thier.

Es war gegen Abend, als dieſe erwähnten Schillingsſchlitten um das Metallpferd herumjagten; die Schellen klingelten, die Peitſche knallte und Hurrahruf und Jubel von den ſchlittenfahrenden Knaben erſcholl mit knallendem Effect. Die meiſten Fußgänger machten weite Umwege; nur Wenige wagten es, den Weg gerade über den Platz einzuſchlagen; die Kühnen warfen ſpähende Blicke umher und machten raſche Sprünge über die in Kreiſen und Ellipſen gezogenen Bahnen. Unter den Dreiſten befand ſich ein Herr in einem großen Mantel, es war der Graf. An einigen Schlitten war er leicht vorbeigeſchlüpft, jetzt kam einer mit zwei jubelnden Matroſen und einem Knaben; vergebens blieb erſt ehen, damit der Schlitten vorbeijagen könne,

derſelbe drehte ſich gerade gegen ihn, das Pferd war ſo nahe, daß der Schaum ihn beſpritzte, aber in demſelben Augenblick lag das Thier auf der Erde und der Schlitten, welcher ſo plötzlich angehalten wurde, ſtürzte nach der Seite um, das arme Thier ſchnappte ein paar Mal, ſchlug ſeine Augen ſonderbar ſchmerzhaft auf und lag nun todt da. Die Leute ſtrömten herbei, ein paar der Vermiether mit der Peitſche in der Hand fanden ſich ein.

„Das war Sonderling, der ſich gelegt hat," ſagten ſie, „der thut nun auch nichts mehr!"

Sonderling, der Name rief eine vergangene Zeit in des Grafen Seele zurück; lebendig ſchwebte ihm das alte Familienhaus in der Stadt vor, wo die gnädige Frau Mama für Lafontaine's Romane geſchwärmt hatte, das hübſche Füllen wurde deshalb nach dem Roman: „der Sonderling" genannt, und der junge Graf erhielt es an ſeinem Geburtstage, es war ein ſtolzes, ſchönes Thier; wenn er durch die Straßen von Svendborg ritt, kamen alle Leute an die Fenſter und Reiter und Pferd gewannen den Beifall Aller. Die hübſche Sara, des Juden Tochter, ſtreichelte es mit ihrer feinen Hand, und das Thier hielt viel auf die Gouvernante, wie ſie im Hauſe genannt wurde. Es wieherte laut, wenn ſie es auf den Kopf küßte, doch der Reiter hielt noch mehr auf die hübſche Gouvernante, und deshalb mußten ſie fort — das war eine traurige Geſchichte! — Als der junge Graf ſpäter außer Landes reiſte, ging auch Sonderlings Glücksſtern unter, er wurde auf St. Knuds-Markt verkauft.

Konnte und mußte es nicht daſſelbe abgemagerte, gepeinigte Thier ſein, welches hier lag? Alle dieſe Gedanken ſchlugen in einem mächtigen Erinnerungsfunken bei dem Namen Sonderling, dem Einzigen, was dieſem noch aus glücklicheren Tagen geblieben war, aus des Grafen Seele auf. Deshalb weilte er länger, als er in jedem anderen Falle gethan haben würde, und bemerkte auch nichts von dem größeren Unglück dicht dabei: der Knabe, welcher im Schlitten geſeſſen hatte, war gewiß zu Schaden gekommen, er wurde zu einem Wundarzt hinein getragen.

Von der kalten Abendſcene wollen wir mit dem Grafen in deſſen gemüthliche Wohnung eintreten, vor welcher das Schiff mit Schnee auf dem Tauwerke lag. Eine warme Luft, mit aromatiſchen Düften gewürzt, begegnete den Eintretenden. Wachslichter in ſilbernen Armleuchtern erhellten das Zimmer, deſſen Fußboden mit bunten Teppichen belegt war, welche die harte Unterlage elaſtiſch weich machten. Gemälde von Juul und Gebauer ſchmückten die Wände. Gypsabgüſſe von dem ſterbenden Fechter und dem Römerknaben, welcher ſich den Dorn aus dem Fuß zieht, ſtanden zu jeder Seite des Mahagoni-Bücherſchrankes, in welchem ſich nur vornehme Schriftſteller fanden, das heißt: Goethe, Racine, Swift, aber nicht ein einziges däniſches Buch, wie man ſo oft bei unſerer ſogenannten höheren Claſſe eine Art Schaubibliothek findet, welche Geſchmack zeigt, aber ob dieſer wirklich gefunden wird, lernt man erſt durch die Converſation. Daß außerdem eine ganze Reihe von „Taſchenbüchern“ daſtand, gehörte gerade nicht zu den guten Auſpicien. Zum nächſten

Zimmer führte keine Thür. Hier hingen auf orientaliſche Weiſe Seidenteppiche, die man zur Seite ſchlug. Das Zimmer war kleiner; ſonderbare Schlingpflanzen hingen von den Pyramiden zwiſchen den Damaſt-Gardinen herab. Die blauen und blaßrothen Glocken der Hyacinthen klingelten mit Tönen von Duft. Am Theetiſche, den die Gouvernante beſorgte, ſaßen Naomi und ein ältlicher Herr; Kammerherr war er. Thorwaldſen begann zu jener Zeit einen europäiſchen Ruf zu erlangen, der Kammerherr ſprach davon.

„Ich habe ihn gekannt," ſagte er. „Als ich Kammerjunker war, war er noch nichts; aber Genie hat er, und die Zeitungen ſprechen von ihm. Ja, bei Gott! leſe ich nicht ſeinen Namen im **Journal des Débats**? Der Menſch wird célèbre, aber zur Tafel des Königs kann er doch nicht gelangen, weil er nicht Etatsrath iſt!"

Auf einem Tiſch dicht daneben lagen ſeine Kupferſtiche und Anſichten. Da waren die meiſten italieniſchen Gegenden, welche der Graf beſucht hatte.

„**Magnifique! magnifique!**" ſagte der Kammerherr „das iſt Genua! Da war ich vor ſiebenundzwanzig Jahren! Schöne Frauenzimmer giebt es dort! Und in Bologna —! Ach ja, die Bologneſerinnen! Welche Augen!" Die Gouvernante ſchlug die ihrigen nieder. Der Kammerherr flüſterte halblaut: „ſchöne Frauenzimmer! Ihrethalben reiſt man ja nur!"

Der Graf erzählte jetzt, wie nahe er dieſen Abend daran geweſen ei, überfahren zu werden, und ſagte, daß der arme Knabe gewiß zu Schaden gekommen ſei. „Das kleine muſikaliſche Genie!" fügte er noch hinzu.

„Er hat hier im Hauſe Concert gegeben!“ ſagte Naomi lachend. „Die Bedienten hatten ihn zu ſich hereingeholt, er hatte geſpielt und ſie hatten geklatſcht, aber der Kutſcher Hans war witzig geweſen und hatte ihm einen Treffle-Buben als Ordenszeichen auf die Brnſt gehängt, da merkte er doch, daß man ſich über ihn luſtig machte, und es traten ihm die Thränen in die Augen, aber da kam Eliſa hinzu,“ ſie zeigte auf die Gouvernante, „und Alles kehrte zum ſchuldigen Reſpect zurück!“

„Der arme Knabe,“ ſagte der Graf, „jetzt kömmt er in das Hospital.“

„Aber ich höre ihn die Geige ſpielen!“ ſagte die Gouvernante und lauſchte. „Das iſt ganz d eſelbe Muſik, die wir zu hören pflegen!“

Der Bediente wurde hereingerufen.

„Erkundige Dich danach, wer da ſpielt,“ ſagte der Graf. „Frage, ob der kleine Schiffsjunge bei der Schlittenfahrt Sch aden genommen hat.“

Der Bediente kam bald wieder zurück und erzählte, der Knabe habe ſich zwar das Bein verrenkt, aber es ſei wieder eingerichtet, er ſtehe mit der Geige, die er ihm mitzunehmen aufgetragen habe, vor der Thür.

„Ja, das war nicht meine Meinung!“ ſagte der Graf. „Nun, es iſt gut, daß er ohne Schaden davongekommen iſt!“

„Wollen wir nicht das kleine Kunſtwerk ſehen,“ fragte der Kammerherr. „Fräulein Naomi ſagt mit ihren hübſchen Augen, daß ſie den kleinen Künſtler aufmuntern will!“

Der Graf lächelte, und einen Augenblick darauf ſtand Chriſtian auf Strümpfen, die Geige hinter dem Rücken verborgen, in dem erhellten Zimmer. Wie warm und duftend, wie reich und ſchön war hier Alles um ihn her! Blumen und Naomi, eben ſo wie damals, als er durch die Mauer in des Juden Garten kroch. Sie wollte ſein Geigenſpiel hören! Er zitterte vor Freude.

Da trat gleichzeitig ein langer, magerer Herr mit einem ernſten, ſtrengen Antlitz in das Zimmer. Finſter und fragend betrachtete er Chriſtian, als wollte er ſagen: was macht der arme Knabe hier?

„Das iſt ein kleines muſikaliſches Genie!“ ſagte der Graf und erklärte jetzt mit wenigen Worten die Bekanntſchaft.

Der Fremde blickte den Knaben noch ernſter an, den der Graf damit abfertigte, daß er ihn ein anderes Mal hören wolle; ein Thaler wurde ihm in die Hand gedrückt, aber nur halb befriedigt dadurch verließ er die prächtigen Zimmer.

Der Bediente nahm ihn mit in die Geſindeſtube, und nun mußte er dort, wie geſtern, vor den Leuten ſpielen. Viele Witze wurden gemacht, aber ſeiner Eitelkeit wurde doch geſchmeichelt, und auch hier bekam er Geld. Er war ſehr froh, als er die Treppe hinunter ging. Der ernſte Herr mit dem ſtrengen Blicke begegnete ihm. „Sie haben Dich ja zum Beſten!“ war Alles, was er ſagte, und das fiel gleich einem gährenden Gift in ſeinen Freudenbecher.

Auf dem Schiffe empfing ihn Peter Wik mit einem ernſten Angeſicht.

„Wo zum Teufel treibſt Du Dich herum?“ fragte er. „Biſt Du Stadtmuſikant geworden? Du kannſt da unten im Kaſten kratzen, aber nicht da oben für die Tellerlecker, ſonſt bekömmſt Du einen Klapps! Das iſt nun ſo Peter Wiks Meinung!“

Still und betrübt ging er nach ſeiner kleine Koje hinab.

XX.

Blum.
Nun? iſt ſie da?
Brand.
Die Feenkönigin — nun ja, die Feenkönigin.
Das leidende Weib, Trauerſpiel von Linz.

Prie! pour les vierges voilées,
Pour le prisonnier dans sa tour,
Pour les femmes échevelées,
Qui vendent le doux nom d'amour!
Victor Hugo.

Die Extreme ſind wie die Kreiſe: wo ſie ſich am Meiſten von ihrem Ausgang entfernen, da berühren ſie ſich. An dem Grabe eines lieben Verſtorbenen glauben wir gerade an die Unſterblichkeit.

Gerade hier, wo die Wirklichkeit in alle Hoffnungsblaſen Chriſtians zerſtörend eingriff, wurde ſein Vertrauen auf dieſe am ſtärkſten. Jene Künſtler, von denen der Graf in jener Nacht, als ſie zuſammen auf Saltholm waren, erzählt hatte, ſpukten in ſeinem Gehirn.

Zwei Bücher hatte er dieſen Winter geleſen: Albertus Julius und das alte Teſtament; beide waren ihm unfehlbare Worte der Wahrheit, und in beiden wurden Kampf und Hinderniſſe mit Glück belohnt. Albertus Julius fand daſſelbe auf ſeiner Klippeninſel; die bibliſchen Geſchichten, welche ja Gottes eigene Worte waren, ſangen denſelben Troſt. Der Hirtenknabe, der arme David, wurde Israels König, Hiob erhielt Geſundheit und Reichthum wie zuvor, der böſe Haman kam an den Galgen, während Eſther die goldene Krone an der Seite ihres königlichen Herrn trug.

„Das wahre Genie bahnt ſich immer den Weg!“ hatte der Graf geſagt. „Lieber Gott!“ betete Chriſtian mit kindlichem Sinne, „gieb mir wahres Genie, ich will es nur zu Deiner Ehre gebrauchen!“

Manche Stunde ſtand er an den heiteren Abenden und blickte mit Andacht und Vertrauen zu den glänzenden Punkten hinauf. Die Aſtrologen meinten, daß die Sterne Einfluß auf uns hätten, die wir unter denſelben wandeln. Dieſer Glaube hat ſich jetzt verloren, nur der Stern auf der Bruſt des Menſchen kann eine ſolche Kraft zeigen. Chriſtian hoffte Hülfe von beiden, von denen dort oben und vom Grafen, deſſen Stern eben ſo prächtig blitzte, aber ach! ſie blieb aus.

So ſaß er eines Abends gedankenvoll in der dunkeln Cajüte; er ſchlief ein und träumte da recht lebendig von Einer, die wir faſt vergeſſen haben oder die Meiſten vielleicht vergeſſen möchten: Steffen-Carrete. Sie führte ihn an der Hand über eine ausgedörrte Oede, wo die Erde tiefe

Riſſe bekommen hatte, ſo daß ſie bei jedem Schritt nahe daran waren zu fallen, und ſie gelangten in einen ſchönen, blühenden Garten, wo Alles Muſik und Freude war. Sie gab ihm eine Geige von Silber, und als der Bogen die Saiten berührte, übertönten ſie laut Tauſende von anderen Inſtrumenten; er erwachte vom ſtarken Klang und fand Troſt und Freude in ſeinem Traum; ſie, deren Bild der Graf verdrängt hatte, ſchwebte ihm wieder als ein guter Engel vor. Sie hatte ihm zwar nicht, wie der Graf, Geld gegeben, aber ſie hatte ſeine Hand herzlicher gedrückt und ihm liebreich in das Auge geblickt. Es ergriff ihn wunderbar, in demſelben Augenblick auf der Cajütentreppe eine Stimme zu hören, die ganz wie die ihrige klang. Kam ſie ſchon als eine gute und mächtige Fee, um ihn zu Ehre und Glück zu führen? Er hätte ihr entgegen ſtürzen mögen, aber ſie war nicht allein; der Matroſe begleitete ſie. Dieſer fragte laut, ob Jemand drinnen ſei; aber eine ſonderbare Furcht band Chriſtians Zunge.

„Was haſt Du mir zu ſagen?“ fragte der Matroſe.

„Es wird auf Dich ankommen,“ ſagte ſie, „ob ein Körper und eine Seele in das ewige Schlammgrab gehen ſollen.“

„Biſt Du eine Heilige geworden?“ fragte der Matroſe lachend.

„Ich muß Dir Alles ſagen, was ich auf dem Herzen habe!“ ſagte ſie mit einer gebrochenen Stimme. Chriſtian lauſchte, denn ſie wollte gewiß von ihm ſprechen.

Wir wollen uns nicht abwenden und brauchen es auch nicht. Sehen wir in den Wegen des Gartens eine der häßlichen großen Kröten mit ihrem ſchleimigen Körper ſchwerfällig hüpfen, da ekelt uns vor dieſem Geſchöpfe; wenn es aber von einem Feinde verfolgt wird oder gemißhandelt ſein einförmiges Geſchrei ausſtößt, ſo werden wir gerührt, der Ekel geht in Mitleid über. Wie viel mächtiger müſſen nicht dieſe Extreme ſein, wenn von einem Geſchöpfe unſerer Claſſe die Rede iſt! Wende Dich nicht ab, weil ich ſie Dir nicht in den Reihen der Odalisken, unter dem Schatten der Palmen, am ſchwellenden Ganges zeige. Wende Dich nicht ab, weil es in der niedrigen Cajüte eines Kauffahrteiſchiffes und nicht am glänzenden Hofe iſt, wo Grafen und Herzoge um einen Blick der königlichen Buhlerin werben. Es iſt das Laſter auf ſeiner niedrigſten Stufe, weil Armuth ſein Gewand iſt; nicht in Gold und Seide ſollſt Du ſie ſehen, ſondern in ihrem Elende; ſie ſehen, wenn ſie wie der Baſilisk ſich ſelbſt im Spiegel erblickt und vor ſich ſelbſt erſchrickt. Es iſt etwas Tragiſch-Erſchütterndes darin, die menſchliche Natur zum Thier herabgewürdigt zu ſehen, wenn ſie in ihrem Untergange begreift, daß ſie nach Gottes Ebenbild erſchaffen war. Glückſelig Du, der Du eine Heimath erhielteſt, wo die Scham Dich nicht verließ. Die hatte ſie nicht. Welches Gift können nicht die ſüßen Worte des Mannes in die Seele eines Weibes tröpfeln, und es wird der Schande geweiht! Hätteſt Du vor achtzehn Jahren das ſchlanke, vierzehnjährige Mädchen mit der reinen Lebensluſt in den klaren Augen geſehen, da hätteſt Du an

Semele gedacht. — Ja, Semele erwartete Jupiter in all ſeiner Majeſtät und der Geliebte kam, — aber nicht wie die Sonne, welche wärmt, ſondern wie das Feuer, welches brennt, und ſie wurde Staub in ſeinen Armen, erzählt die Mythe. Staub und Erde wurde das Schönheitsbild.

Wir glauben nicht mehr an Geſpenſter, wir glauben nicht, daß die Todten um Mitternacht in ihren weißen Gewändern um uns Lebende ſchweben. In den großen Städten erblicken wir ſie. Im Mondſcheine, wenn der ſcharfe Wind über den Schnee weht und wir uns dichter in unſere Mäntel hüllen, ſehen wir weibliche Weſen, weißgekleidet in der leichten Tracht des Sommers, uns winkend vorbeiſchweben. Des Grabes giftigen Dunſt hauchen dieſe Geſtalten aus; traue nicht der Geſundheitsroſe auf der Wange, es iſt nichts als ein bemalter Todtenkopf; das Lächeln gehört der Verzweiflung oder dem Rauſche an. Sie ſind todt, aber ſchrecklicher todt als unſere Todten. Sie begruben die Seele, der Körper geht um und ſpukt; gleich Vampyren trachtet derſelbe nach Menſchenblut, um ernährt zu werden, deshalb klammert ſie ſich an dem berauſchten gemeinen Mann und an dem roheſten Kerl feſt, deſſen Anblick ſelbſt den Mann anwidert. Es ſind fürchterlich unglückliche Geiſter, die in der Morgendämmerung nicht in ihr Grab hinabſteigen, nein, da kommen die Träume der Verzweiflung und ſetzen ſich wie ein Alp auf die Bruſt und ſingen von der Verachtung der Menſchen, von einem beſſeren Leben ſchon hier auf Erden, und Thränen ſtrömen über die beſchminkten Wangen, und um die Träume zu verjagen, ergreifen ſie den Becher; die Todes-

zeichen des Giftes ſieht man dann um ſo deutlicher in der nächſten Nacht, wenn ſie wieder ſpuken. „„Rette mich! bis jetzt bin ich nur ſcheintodt, einzelne Augenblicke fühle ich noch, wie meine Seele in mir lebt!““ ruft oft eine der Unglücklichen, aber erſchrocken fliehen Diejenigen, welche die Stimme aus dem Grabe vernehmen, und ſie, die Halbtodte, hat nicht die Kraft, den Sargdeckel der Verhältniſſe und die ſchwere Erde der Sünde, welche ſie drückt, zu heben.

„Rette mich!“ waren auch die erſten Worte, welche Chriſtian in der Cajüte von ihr vernahm, in der er eine vermögende edle Dame erblickte und die wir als eine jener Erſcheinungen der Nacht kennen. „Ich bin im Schlamm!“ ſagte ſie. „Niemand achtet mich. Ich habe Dir ehrlich von meinem Gelde gegeben. Vierzig Thaler beſitze ich noch. Heirathe mich! Nimm mich von dieſem Elende hier fort, führe mich nach einem Orte hin, wo mich Niemand kennt, wo Du Dich meiner nicht zu ſchämen brauchſt. Ich will für Dich arbeiten, bis mir das Blut aus den Nägeln ſpringt. O, nimm mich mit Dir, nach einem Jahre wird es zu ſpät ſein!“

„Dich ſollte ich meinen alten Eltern zuführen?“ ſagte der Matroſe.

„Ich will ihre Füße küſſen, ſie mögen mich ſchlagen und ich werde geduldig jeden Schlag ertragen! Ich bin ſchon alt, ich weiß es wohl, nahe an achtundzwanzig, aber es iſt eine Barmherzigkeit, um die ich Dich bitte. Thuſt Du es nicht, dann thut es Keiner und dann muß ich trinken, bis mir der Kopf ſpringt und ich ſo vergeſſe,

wie elend ich mich ſelbſt gemacht habe!“ Sie klammerte ſich an den ſchmutzigen Matroſen an.

„Iſt das das Wichtige, was Du mir erzählen wollteſt?“ und er ſtieß ſie fort.

Dieſe Thränen, dieſe Seufzer, vereint mit den Worten der Verzweiflung, drangen durch Chriſtians Herz; ein Traumgebilde erloſch und er erblickte die Schattenſeite der Wirklichkeit.

Er war wieder allein.

Einige Tage darauf ſollte das Eis im Canal aufgehauen werden. Der Matroſe und Chriſtian hieben die Axt tief in das feſte Eis und dieſes ſprang in große Stücke. Etwas weißes Zeug hing in der Eismaſſe feſt. Der Matroſe vergrößerte die Oeffnung und da lag ein Frauenzimmer, weiß gekleidet wie zum Ball, Bernſteinperlen um den Hals, goldene Ringe in den Ohren und die Hände feſt über die Bruſt gefaltet: es war Steffen-Carrete.

Chriſtian konnte dieſen Anblick nicht vergeſſen; das war das Schlußbild jener Abend-Geſchichte. Was hatte ihn einſt der Pathe in der letzten Stunde, wo ſie in Svendborg zuſammen waren, gelehrt: „Genieße die Freuden, während Du kannſt, damit Du nicht im Alter darüber zu weinen brauchſt, daß Du keine Sünden haſt! Es iſt beſſer, das Leben zuviel genoſſen zu haben, als ſpäter in der Einſamkeit darüber ſeufzen zu müſſen, daß man es nicht genoß, während man konnte!“ Er begriff jetzt das Dämoniſche in dieſen Worten, klammerte ſich an ſeinen Gott an und betete: „Erlöſe uns von dem Uebel!“

An jenem Abend, nach dem Beſuche, hatte ſie ſich in die Furche zwiſchen dem Eiſe und dem Schiffe hinabgleiten laſſen. Der Brand der Verzweiflung war in dem kalten Waſſer erloſchen. Chriſtian hoffte nicht länger Verwirklichung ſeiner Träume. In der Welt gab es keine Feen wie im Märchen.

XXI.

Leb' wohl, — ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine;
Sie liegt noch und ſchläft und träumt von mir.

H. Heine.

Durch die dichten Blätter der Blumen bricht das Licht in Farben hervor, hier roth, dort blau, alle Farben, die wir kennen. Mit derſelben Kraft ſtrahlt das Göttliche aus allem Geſchaffenen hervor; wie das Licht in der Blume ſtrahlt ſeine Allmacht durch die ganze Schöpfung. Alles iſt ein Wunder, das wir zwar nicht begreifen, aber daran gewöhnt bald alltäglich finden. Die gedichteten Märchen erhalten ihre Uebernatürlichkeit nur durch das Zerbrechen der Kette, durch den Mangel an der weiſen Ordnung, die wir täglich in dem größeren, göttlichen Märchen, in welchem wir ſelbſt leben, vor Augen haben.

„Hier in der Welt iſt es nicht wie in den Geſchichten, die man mir erzählt hat!“ ſeufzte Chriſtian. „Hier giebt

es keine mächtigen Feen!“ Aber es iſt ein Gott, welcher mächtiger iſt; von ſeiner Weisheit erzählt das Geſchaffene um uns her und von ſeiner Güte das Geſchaffene in uns.

„In vierzehn Tagen,“ ſagte Peter Wik, „wollen wir verſuchen, Mutter in Gang zu bringen. Jetzt hat ſie Wintervergnügen genug in Kopenhagen gehabt!“

Nach Svendborg ſollten ſie zurück; es war ſchon der erſte März. Chriſtian fühlte eine ſeltſame Angſt, eine brennende Unluſt bei dem Gedanken, die Heimath wieder zu ſehen. Die Erinnerung daran kam ihm wie ein häßlicher Traum vor. In Kopenhagen mußte er bleiben, hier würde ihm doch ſicher einmal das Glück entgegenkommen. „Wenn ich an das Land und in den Wirbel der Straßen gehe, wie ſollte man mich da finden können? Es muß am letzten Tage ſein, wo ich es thue, dann iſt keine Zeit zum Suchen mehr. Aber wer wird ſich meiner annehmen? Und wenn ich ganz verlaſſen bin, kann man mich doch nicht ſterben laſſen, und das wird Gott auch nicht!“

Während dieſer Entſchluß mehr und mehr in ſeiner Seele reifte, fühlte er zugleich recht nagend, wie undankbar es gegen Peter Wik ſein würde, welcher ſo gut und liebreich gegen ihn geweſen war; dieſe Reue vermochte ihn, einen noch größeren Eifer dem Manne zu gefallen an den Tag zu legen.

„Vielleicht wartet der Graf nur darauf, daß ich einen ſolchen Schritt thun ſoll, um recht davon überzeugt zu werden, wie groß meine Luſt iſt! Wenn ich es thue, wird er mir helfen.“ Dieſer Gedanke war ein wichtiger Vernunft-

grund. So kam er denn zu dem Beſchluſſe, daß er in der Nacht, bevor das Schiff ausgeholt werden ſollte, daſſelbe verlaſſen wolle. Der liebe Gott würde wohl für das Weitere ſorgen.

Es war der letzte Nachmittag, an welchem das Schiff im Hafen lag; Chriſtian ſtand beim Anker und blickte nach dem Hauſe hinauf, wo Naomi wohnte. Die prächtigſten Frühlingsblumen füllten die Fenſter. Südafrica's Prachtgewächſe haben keine reicheren Farben für den Fremden, als dieſe für unſern kleinen Seefahrer hatten. Mitten in ſeiner Armuth, im Begriff noch verlaſſener zu werden, als er war, malte er ſich aus, welches prächtige Schloß er ſich bauen wolle, wenn er reich würde, wie jedes Fenſter, gleich dieſen, mit Blumen prangen müßte, und Naomi ſollte auf Seide und Gold in all' dieſer Herrlichkeit ſitzen. Dann dachte er wieder an Peter Wik, und daß es der letzte Abend ſei, an welchem ſie zuſammen wären. Das lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen.

„Haſt Du einen Pips, wie die Hühner?“ fragte Peter Wik. „Jetzt kömmſt Du nach Svendborg zurück, und Lucie wird Dich froh empfangen. Du biſt ihr ja doch gut?“

„Ja, ſehr!“ ſagte Chriſtian, und die Spannung, worin er ſich befand, machte ſich in Thränen Luft.

„Zum Teufel, worüber weinſt Du jetzt?“ fragte Peter Wik. „Du biſt wohl mit Salzwaſſer geladen! Ich kann Dich nicht auf dem Fahrzeuge behalten, daran habe ich oft gedacht!“

Chriſtian wurde ſiedend heiß. Peter Wik zu verlaſſen war freilich ſein Gedanke geweſen, aber daß dieſer ihn ver-

laſſen, ihn aufgeben wollte, nein, das war ihm nie eingefallen. Die Worte verurſachten ihm deshalb einen großen Schreck.

„Ich werfe Dich nicht über Bord," ſagte Peter Wik und zog ihn freundlich zu ſich hin. „Du biſt ein guter Junge! Ich habe Dich lieb gewonnen, aber zu der See haſt Du keine Luſt, das habe ich zu gut gemerkt."

Chriſtian wünſchte ihm widerſprechen zu können.

„Du ſollteſt nun eigentlich einen Wiſcher erhalten," ſagte Peter Wik, „denn Du konnteſt mir ſchon ſagen, worüber Du brüteſt! Ich habe lange daran gedacht, mit Dir darüber zu ſprechen, aber ich bin dazu nicht aufgelegt geweſen; jetzt ſollſt Du es ſo warm bekommen, wie ich es habe!"

War Peter Wik allwiſſend? Wußte er, daß Chriſtian ſich dieſe Nacht vom Schiffe ſchleichen wollte? Der Sünder mit dem belaſteten Gewiſſen blickte zur Erde.

„In der Nacht, als wir auf Saltholm waren," fuhr Peter Wik fort, „als Du ſaßeſt und in Deinem Feuer ſtörteſt und mit dem Grafen davon plauderteſt, ein Teufelskerl zu werden, da ſchlief Peter Wik nicht, wenn er auch die Augen ſchloß. Ich hörte all den Unſinn, den er Dir in den Kopf ſetzte und welchen Du dumm genug warſt zu glauben; ich hörte auch wohl, wie Du beichteteſt und ſupplicirteſt. Das war herzlich dumm von Dir! Da erhieltſt Du auch Deinen Abſchied von mir. Ich kann Dich nicht gebrauchen, aber darum ſollſt Du nicht Noth leiden. Deinen Eltern darf ich Dich nicht ſenden, nein! Ich will Dich zu Herrn Knepus nach Odenſe bringen, er iſt ein Mann, der Dir etwas leh-

ren kann, er verſteht ſich auf die Muſik, und dann wollen wir ſehen, wozu Du taugſt."

Chriſtian drückte ſeine Hand.

„Wenn Du nur das Heulen laſſen wollteſt!" ſagte Peter Wik. „Kann etwas aus Dir werden, ſo wird es mich freuen, aber zum Matroſen taugſt Du nicht!"

Chriſtian konnte bei dem Gedanken an das, was er in dieſer Nacht hatte thun wollen, weinen; es lag ihm ſchwer auf dem Herzen, doch wagte er nicht ſeine Sünde zu bekennen. Muſik ſollte er lernen, für die Muſik ſollte er leben, ſein höchſter Wunſch ſollte in Erfüllung gehen, und die Hülfe kam von Peter Wik, gerade von dem, bei welchem er ſie nie geſucht hatte. Er kniete in dem dunkeln Winkel nieder, küßte die Luft und dankte dem guten, liebreichen Gotte.

In der Morgendämmerung lief das Tau auf dem Bollwerk entlang, Lucie wurde aus dem Hafen geholt. Chriſtian ſah mit einem frohen und doch wehmüthigen Blick zu Naomi's Fenſter hinauf. „Heute ſpricht ſie, der Graf und Alle da oben gewiß nur davon, daß wir fort ſind!" dachte er. „Die arme Steffen-Carrete, die ſo gern mit uns heim ſegeln wollte!"

Und das Schiff glitt aus dem Hafen. —

„Unſer Schiffer iſt fort!" ſagte die Gouvernante, als ſie aus dem Fenſter blickte. „Da liegt ein neuer mit bornholmiſchen Uhren."

„Das iſt gut!" ſagte Naomi, „dann iſt auch der Junge mit fort; er war ſo zudringlich, ſo naſeweis! — Ich habe ihn

als kleines Kind geſehen, ſeine Eltern wohnten dicht neben uns, da ſpielte er einmal mit mir. Nun ſind ſeitdem viele Jahre verſtrichen, und da ſtürzt er hier gerade in das Zimmer. Er iſt gewiß nicht recht geſcheidt! Du weißt nicht, wie er mich auf dem Eiſe quälte, als wir von Schonen kamen! Es hat mich wirklich etwas betrübt, daß ich ſo unfreundlich gegen ihn ſein mußte, aber ich konnte nicht anders!"

„Es wäre doch intereſſant, wenn er ein großes Genie wäre und dazu gelangte es zu zeigen! Claus Schall, welcher die hübſche Muſik zu Galeotti's Balletten componirt hat, war ein armer Knabe, der in die Tanzſchule des Theaters kam, Figurant wurde und jetzt ein berühmter Componiſt iſt!"

„Das klingt wie in einem Roman!" ſagte Naomi, „aber ich ziehe vor, daß ſie am Schluß ihres Lebens unglücklich werden müſſen. Das iſt ſo intereſſant!"

XXII.

Und iſt es auch nicht ſchön, ſo iſt es doch ganz wahr.
Weſſel.

Wir wollen uns jetzt nach Fühnens alter Hauptſtadt Odenſe begeben; ſie hatte damals noch etwas Eigenthümlicheres als jetzt. Hier erhoben ſich zu jener Zeit mehrere alte Häuſer mit dicken Mauern, Basreliefs über den Fenſtern,

ſolide Treppen mit einem Geländer von Granit und einem ungeſchickten kupfernen Dache darüber, welches auf der Mauer befeſtigt war. An einem Hauſe erblickte man die in Holz ausgeſchnittenen zwölf Apoſtel; an einem andern charakteriſtiſche Köpfe, welche die Zunge an jedem hervorſtehenden Balken ausſtreckten; adelige Wappen zierten die Mauern; freilich fehlte der Stadt damals eine Eigenthümlichkeit, welche ſie jetzt darbietet und welche ſicher ganz eigen iſt, nämlich die Art, mit der ſie die Gräber ihrer Todten ſchmücken. Tritt man auf den St. Knuds-Kirchhof, ſo kann man die Worte des Dichters: „leicht wogt das Gras über unſere Gräber!“ nicht anwenden. Alle Gräber ſind hier gepflaſtert, ganz wie man eine Straße pflaſtert. Die Ueberlebenden, welche Sorgfalt für ihre Todten an den Tag legen wollen, ſorgen dafür, daß das Steinpflaſter in guter Ordnung erhalten und jeder kleine Grashalm ausgegätet wird.

Wie geſagt, dieſe Eigenthümlichkeit fehlte noch 1816, in dem Jahre, wo wir Chriſtians halber Odenſe beſuchen, aber mehrere der Häuſer hatten ihr alterthümliches Ausſehen noch ziemlich erhalten; die Karnappen guckten mit ihren ſpießbürgerlichen Madamen romantiſch hervor, und die Gewerke zogen noch mit ihrem Schilde, den Harlekin an der Spitze, herum; jeden Oſtermorgen ging der gemeine Mann nach dem Nonnenberge hinaus, „um, weil Chriſtus erſtanden war, die Sonne hüpfen zu ſehen.“ Freilich war faſt immer eine Wolke im Wege, ſo daß man das Spiel nicht zu ſehen bekam, aber Jeder glaubte

in ſeinem Herzen, daß die Sonne hinter der Wolke gehüpft habe.

Eine der unanſehnlichſten Kirchen in Odenſe iſt die St. Johannis-Kirche, und doch läßt von dieſer das Volk die Sibylle, welche den König Salomo beſuchte, prophezeihen, daß dieſelbe, wenn ſie am meiſten mit Menſchen gefüllt wäre, verſinken würde; eine Galerie verbindet ſie mit dem Schloſſe, deſſen Garten an den Kirchhof grenzt; an dieſem liegt eine Anzahl bewohnter Häuſer, von welchen das eine Herr Knepus inne hatte.

Ein rothbrauner Anzug, beſtehend aus kurzen Beinkleidern, Weſte und Rock, auf dem eine große Reihe von Metallknöpfen prangte, bildete ſeine gewöhnliche Kleidung; Perrücke mit Zopf, ein kleiner dreieckiger Hut und ein großer Stock mit einem prächtigen Bernſteinknopfe machten die Embleme aus. Zu jener Zeit beſaß Odenſe noch ein Paar ſo ausſtaffirte Geſtalten aus einem vergangenen Jahrhundert. Herr Knepus erlaubte nicht, daß man die Kleider ausklopfte und bürſtete, ſie würden ohnehin genug zerſtört, meinte er; beim erſten Zuſammentreffen erhielt man ſogleich einen Begriff von dieſer ſeiner Anſicht.

Es war gegen Ende Aprils, als Chriſtian mit ſeinem kleinen Päckchen unter dem Arm und mit einem Empfehlungsſchreiben von Peter Wik hier auf der Steintreppe ſtand und mit dem eiſernen Thürhammer anklopfte, da die Thüre immer verſchloſſen gehalten wurde.

Eine ſchlanke Dame mit fliegenden, aber etwas ſchmutzigen Haubenbändern öffnete; das war Madame Knepus.

„Sie ſind wohl Peter Wik's Pflegeſohn?“ rief ſie aus, drückte ſeine Hand und mit einem Strom von Beredſamkeit führte ſie ihn über den Flur, den der Beſen zwar berührt, aber nicht ganz gereinigt hatte, doch war friſcher Sand darüber geſtreut. Zwei alte Denkmäler, welche bei dem Abbruche der Grauen-Brüder-Kirche gekauft worden waren, und einige Leichenſteine ſchmückten die kahle Mauer; man wußte nicht recht, ob man in eine Capelle oder in ein Wohnhaus trat.

„Wir führen ein eingezogenes Leben!“ ſagte ſie, „der Schützengilde Stiftungs- und des Königs Geburtstag ſind die beiden einzigen Feſte, an welchen Knepus Theil nimmt, er hat ſeine eigene Beluſtigung, wie Sie ſehen werden!“

Jetzt kam der Mann ſelbſt; er trug eine ſchmutzig-gelbe Nachtmütze auf dem völlig kahlen ſpitzen Haupte und einen etwas engen Rock mit langem Kragen, welcher den Dienſt eines Schlafrockes verſah und durch einen ledernen Gurt um den Leib zuſammengehalten wurde; nur ein Paar Unterbeinkleider bedeckten ſeine dünnen Beine.

Dieſe Eheleute nannten ſich gegenſeitig Sie.

Madame Knepus hatte für Chriſtian das Erkerzimmer nach dem Schloßgarten hinaus eingerichtet. Es war freilich des Hauſes Bibliothek und Vorrathskammer, aber man mußte ſich helfen wie man konnte, denn ihn in dem Zimmer neben dem ihrigen ſchlafen zu laſſen, das fand ſie nicht paſſend, da er ein junger Menſch ſei, welcher wachſen könne, und man müſſe nie Veranlaſſung zu dem Gerede der Leute geben.

Alſo mußte er in den einen Erker hinauf; Herr Knepus ſchlief in dem andern.

Schon um acht Uhr an den Winterabenden, wozu dieſe noch gerechnet wurden, ging er zu Bette, um, wie es hieß, zeitig aufzuſtehen. Madame und das Dienſtmädchen mußten ſich eine Viertelſtunde ſpäter einfinden; Chriſtian war ſchon dieſen Abend mit dabei und wurde in die originelle Lebensweiſe eingeweiht.

Die Wände waren ringsherum mit Caricaturen beklebt und mit allerhand Inſtrumenten behängt; auf ein Paar Regalen lag Kinderſpielzeug, aber der, für welchen daſſelbe beſtimmt war, das Kind, Herr Knepus ſelbſt, lag im Bette; vor dieſem ſtand ein Tiſch mit einem Kohlenbecken, worüber eine kleine Bowle dampfte. Ab und zu aus ſeinem Glaſe trinkend ſah er in einen Guckkaſten; das Dienſtmädchen mußte die Bilder verändern, wenn er mit dem Kopfe nickte; Madame Knepus las indeſſen laut aus einem deutſchen Claſſiker vor. Das nannte Herr Knepus ſeine „kindiſchen Stunden," und dieſe hatte er an jedem Abend. Erſt wenn er das Haupt müde in die Kiſſen zurücklegte und Madame beim Leſen auf ihr: „Schläfſt Du, mein Lämmchen?" keine Antwort erhielt, ſchlichen ſie und das Dienſtmädchen hinab und man war ſein eigener Herr.

Herr Knepus lag, wie geſagt, im Bette, und da ſie heute Abend ſo zahlreich waren, ſchlug er vor, ein Pfänderſpiel zu machen, er im Bette und die Drei davor, und das war höchſt beluſtigend. Chriſtian wurde verurtheilt, Madame unter einem großen Tuche zu küſſen, welches Heer

Knepus über ſie warf; Chriſtian ſchloß die Augen und überließ ſich ſeinem Schickſal. Darauf erhielt er ſein Glas Punſch und ging zuletzt in der munterſten Laune nach ſeinem kleinen Schlafgemach. Dieſes war eine niedrige Kammer unter dem ſchrägen Dache, die recht gut mit Holz verſchalt war; das erinnerte ſehr an Peter Wik's Cajüte. Den größten Raum nahm hier ein großes Regal mit Büchern ein, worunter ſich Wieland's Werke und Schulze's Handbuch der Phyſik befanden, die übrigen befaßten ſich nur mit der Muſik. Ein altes Epitaphium mit allen ſeinen ausgeſchnittenen Heiligen, welches auf einem Begräbniſſe in der Grauen-Brüder-Kirche geprangt hatte, bei deren Abtragen aber gekauft worden war, ſtand als eine Art Schirmwand am Ende des ziemlich kurzen Bettes, welches aus einem Mehltrog und einem Lehnſtuhle zuſammengefügt zu ſein ſchien. Hinter dem Epitaphium hingen ein geräucherter Lachs und einige Bunde Lichter, dicht dabei ſtand ein Faß mit Butter. Zwei Stühle und ein Tiſch machten die übrigen Möbeln aus.

„Nun habe ich Ihnen Alles recht gemüthlich gemacht," ſagte Madame Knepus. „Im Tiſchkaſten können Sie Ihre reine Wäſche aufbewahren und hier unter dem Bette liegt ein Torniſter für die ſchmutzige. Denn Ordnung iſt zu allen Dingen gut. Herr Knepus geht jederzeit an den Brunnen, wenn er ſich waſchen will, aber Er junger Menſch muß es haben, wie Sitte und Gebrauch es mit ſich bringen. Hier iſt eine Flaſche mit Waſſer, Sie können es aus dem Fenſter über die Hände gießen! Später werden wir ſchon ein

Waschbecken anschaffen. Unsere Spiegel sind für dieses Zimmer zu groß, deshalb müssen Sie sich mit dieser Schachtel behelfen, da ist ein Glas im Deckel. Um sechs Uhr erhalten sie den Kaffee im Bette, eher brauchen Sie nicht aufzustehen."

Christian befand sich jetzt in seiner neuen Heimath allein und fühlte sich so froh und so ruhig; jetzt war er auf dem zu seinem Glück führenden Wege. Er öffnete das Fenster und sah durch den Mondschein über den kleinen Hof nach dem Schloßgarten. Zwischen den dicken alten Bäumen lag ein grüner Platz mit einem großen Teiche, auf welchem zwei Schwäne schwammen; anmuthig bogen sie ihre langen, weißen Hälse über den Rücken hinab. Alles war so unendlich still, der Mond spiegelte sich im Wasser, in welchem die Schwäne herumschwammen. Er betrachtete sie, er entsann sich dessen, was er schon erlebt hatte, und die Welt schien ihm wieder ein Märchen zu sein; die Schwäne auf dem Wasser in der stillen Einsamkeit waren Feen, die sein Glück und seine Dankbarkeit kannten.

Vom nächsten Morgen an wurde Christians Zeit auf das Allerweiseste eingetheilt: außerhalb des Hauses erhielt er mit einigen anderen Knaben den gewöhnlichen Schulunterricht und daheim mußte in „Törk's Generalbaßschule" studirt werden. Ordnung müßte in Allem herrschen, meinte Herr Knepus, und Ordnung war nach seiner Ansicht die Seele des ganzen Hauses. Nur zu bestimmten Zeiten kam er zu seiner lieben Hälfte hinein und dann spann, strickte oder nähete sie; das will sagen: sie spann, strickte oder

nähete gerade nur während der Minuten, wo er da war, denn ſobald er das Zimmer verließ, lag das Nähzeug und ſtand das Spinnrad; eine arme Frau ſpann dann das Garn, welches Madame ſpäter als das Erzeugniß ihres Fleißes vorzeigte; aber weshalb ſollte ſie auch nicht, wie ſie ſagte, der armen Frau die paar Schillinge gönnen? Warum ſollte ſie ſich das Leben ſo ſauer machen? Sie las unterdeſſen Romane aus der Leihbibliothek und folgte der Literatur, ſo gut es ſich in einer Provinzialſtadt thun ließ.

Chriſtian war in voller Thätigkeit und zu dieſer gehörte auch, Herrn Knepus auf den Fiſchfang zu begleiten und in aller Heimlichkeit der Madame zu helfen, Stroh vor die Thüre zu legen; ſah ſie ſpäter, daß das Stroh anders lag, dann wußte ſie, daß das Dienſtmädchen ſich herumgetrieben hatte. In ſeiner Kammer hatte er ſelbſt ein altes Clavier bekommen, auf deſſen innerer Seite des Deckels man Hirten und Hirtinnen zu Flöte und Schalmei tanzend erblickte. Ach, wie gern hätte er nicht, wenn auch nur mit einer Hand, eine raſche, jubelnde Melodie mögen ſpielen können, aber die Choralnoten zeigten ihre großen Köpfe und ſagten wie Herr Knepus: „immer langſam! immer langſam!“ Bach und Händel, Namen, die er früher nie gehört hatte, klangen jetzt ſtets wie muſikaliſche Heilige vor ſeinen Ohren. Oh, wie viel war da nicht zu hören, wie viel zu lernen!

Im Monat Juni trat das eine Feſt ein, an welchem Herr Knepus Theil nahm, doch kurz zuvor ſchuf der Zufall ein neues, welches nicht übergangen werden darf, in-

dem es außer der Regel lag, ja außer aller Regel: es war eine Art Scheuerfeſt, welches Epoche im Hauſe, ja in der ganzen Nachbarſchaft machte. Es wurde nach mehrjährigen Andeutungen darauf in Herrn Knepus' Zimmer rein gemacht und die Ausbeute war ſo groß, daß ſie mehrere Fäſſer anfüllte, welches das Gelächter der Herrſchaft ſelbſt erweckte, ja Madame lud zwei Nachbarfrauen ein, um den Schmutz zu ſehen, und bei dieſer Gelegenheit erhielten ſie Kaffee.

Aber von dem größeren Feſte der Schützengilde wollten wir ſprechen; es hat noch bis auf unſere Zeit in Odenſe alle ſeine Eigenthümlichkeiten behalten. Am frühen Morgen marſchiren, die ehrſamen Bürger mit türkiſcher Muſik, aus der Stadt. Ehrenpforten ſind errichtet, das ſogenannte Weſtthor iſt bekränzt und mit Inſchriften geſchmückt. Alle Schulen und Werkſtätten ſind geſchloſſen und gegen Abend, wenn der Einzug vor ſich geht, findet man alle Fenſter in der Hauptſtraße mit Zuſchauern angefüllt.

Gerade an dieſem Feſttage kam Peter Wik zur Stadt, um Herrn und Madame Knepus zu beſuchen, oder richtiger um zu ſehen, wie es Chriſtian ginge.

„Ich habe von Stettin," ſagte er, „ein kleines Faß Bier zur inneren Vergoldung mitgebracht und dann etwas Naſchwerk in der Bütte für Madame. Es iſt wohl zwölf Jahre her, daß ich das letzte Mal hier war, und noch kein kleines Knepuschen hier im Hauſe! Doch es kann wohl noch kommen, aber dann ſoll es auch: „„Hurrah der Mutter!"" heißen."

Madame lachte laut.

„Knepus iſt heute zur Schützengilde," ſagte ſie, „da müſſen Sie mit mir hinaus!"

„Da giebt es wohl mehr Löcher in den Flaſchen, als in der Scheibe?" ſagte Peter Wik. „Wo ſteht man da draußen am ſicherſten? Ich denke oben bei der Scheibe; weiter davon bekömmt man wohl alle Kugeln in die Weichen! Aber ſagen Sie mir einmal etwas von dem Jungen. Er führt ſich doch gut auf?"

„Oh, er iſt ſo gut und dabei ſo ganz unſchuldig; daran fehlt es nicht! Jetzt iſt er bei der Schützengilde. Sie werden ſehen, wie hübſch ihm die grüne Schleife an der Mütze ſteht. Er iſt derjenige der Knaben, muß ich Ihnen ſagen, welcher den Königsgewinn, den ſilbernen Pokal, dem Zuge vorausträgt. Da iſt ein großer Streit geweſen, denn ein Sohn des Kronprinzen vom vorigen Jahre, das heißt ein Sohn Desjenigen, deſſen Schuß dem Königsſchuſſe zunächſt war, wollte auch den Pokal tragen, aber Knepus hat geſiegt, ſein Zögling trägt ihn!"

Zu derſelben Zeit kam das Dienſtmädchen keuchend in das Zimmer; der kleine Knabe der Waſchfrau war dageweſen, um zu ſagen, daß ſeine Mutter vom Wächter, welcher dort draußen bei der Leine Wache hält, gehört habe, daß Herr Knepus gerade neben das Schwarze geſchoſſen habe und daß Keiner als der Büchſenmacher beſſer ſchießen könne, und der Büchſenmacher habe außerhalb geſchoſſen, Herr Knepus würde alſo König werden.

„O nein!“ ſagte Madame innerlich froh, „er mag lieber Kronprinz werden, denn es koſtet ſo viel König zu ſein, dann muß er ſo viel zum Beſten geben! Der Kronprinz erhält einen Potagenlöffel, und den können wir gebrauchen.“

„Dann müſſen wir hinaus,“ ſagte Peter Wik. „Ich führe die Königin.“ Er nahm Madame unter den Arm. „Wir gehen langſam. Mein Fußgeſtell iſt gerade dazu eingerichtet, Proceſſionen zu folgen.“

Gegen Abend ſah man alle Fenſter mit Menſchen angefüllt. Das Schießen war vorbei und die durchſchoſſene Scheibe wurde jetzt verſteigert und darauf, nach altem Brauch, den Straßenjungen der Stadt zum Nachhauſetragen überlaſſen. Sechs der größten und ſtärkſten nahmen, nachdem ſie ihren Schnaps getrunken hatten, die Scheibe auf die Schultern, zwei muthige Kameraden ſprangen oben drauf, plünderten die Ehrenpforten und wurden, geſchmückt mit Guirlanden und Inſchriften, im Triumph getragen; das ganze übrige Getümmel der Knaben folgte mit grünen Zweigen in den Händen jubelnd nach; zuletzt ſchloſſen ſie ſich in doppelter Reihe, um die ehrſame Bürgerſchaft zu empfangen. Dieſe näherte ſich mit voller Muſik.

Der Scheibenkönig und die Beiden, welche nach ihm den beſten Schuß gethan hatten, der Kronprinz und der Erbprinz, mit großen Bändern, beſetzt mit Silberplatten über die Schultern, gingen voran. Die Knaben trugen ihnen die Gewinne vor. Chriſtian hielt ſtolz den Pokal vor Herrn Knepus.

„Das iſt mein Mann!“ mehr konnte Madame Knepus nicht herausbringen.

„Ja, nun hat er den Pokal!“ ſagte Peter Wik, „jetzt muß er für die Andern einſchenken.“

Chriſtian blickte vergnügt nach allen Fenſtern hinauf und über das wogende Menſchengetümmel hin.

Auf den Steintreppen ſtanden die Leute wie Hopfenköpfe zuſammengepreßt und alle Geſichter ſtrahlten vor Freude. An einer Ecke war das Gedränge ſehr groß und mitten aus demſelben ragte ein Mann mit einem bleichen, kränklichen Antlitze hervor; er ſtarrte Chriſtian feſt an und nickte ihm bekannt zu.

„Herr Jeſus!“ hauchte der Knabe und ſchlug die Augen zu Boden. Das war ja ſein Vater, den er erblickte, ſein Vater, der im Kriege gefallen ſein ſollte! Noch einmal ſah Chriſtian dahin. Ja, hoch auf der Ecktreppe, über die Andern emporragend, ſtand ſein Vater, welcher als todt beweint worden war. Die Hände des Knaben zitterten, faſt wäre ihm der Pokal aus der Hand gefallen. Jetzt klang ihm der Jubel rings umher abſcheulich.

Der Zug ging nach dem Club, wo das Feſt mit einem Schmauſe endigen ſollte, welcher drei Nächte währte. Toaſt auf Toaſt ſollte getrunken werden und die Trompeter ſollten aus den Fenſtern blaſen, während Einer aus der niedrigſten Volksklaſſe, als Harlekin gekleidet, mit geſchwärztem Geſicht und der Pritſche in der Hand, das Seinige that, um die Luſtigkeit zu erhalten.

Sowie der Zug den Club betreten hatte, wanderten die Knaben mit der Scheibe, auf welcher noch die luſtigen Dioskuren ſtanden, durch die Straßen zur Thür des Schützenkönigs, wo Madame ſich vor ihnen verneigte; darauf gingen ſie zum Bürgermeiſter und zum Stadthauptmann, von dem ganzen Schwarm gefolgt, welcher die grünen Zweige ſchwenkte. Das war der wandernde Wald, wie Macbeth ihn erblickte.

Während aller dieſer Luſtigkeit befand ſich Chriſtian in der Mitte des Feſtes, im Clubſaale. Hunderte ſeines Alters würden ihn um dieſes Glück beneidet haben, er aber ſtand unempfänglich für die Freuden da; das bleiche, lächelnde Antlitz, welches er im Getümmel erblickt hatte, verſteinerte ihn wie ein Meduſenhaupt.

„Das war mein Vater, den ich geſehen habe! Und doch iſt er todt! Meine Mutter iſt wieder verheirathet! Es war keine zufällige Aehnlichkeit, nein, er war es. Er ſah mich an, winkte mir, o, das iſt erſchrecklich!“

Die Uhr war eilf, als er nach Hauſe in ſein kleines, einſames Zimmer kam. Mit einer ungewöhnlichen Angſt blickte er in jeden finſtern Winkel. Das alte Epitaphium, welches am Ende des Bettes als Scheidewand diente, hatte zum erſten Mal etwas Unheimliches. Der abgebildete Prediger, mit ſeinen drei Frauen und den Kindern perſpectiviſch aufgeſtellt, ſtarrte ihn von der Leinwand feſt und geſpenſtiſch an. Die ausgeſchnittenen, bunt gemalten Heiligenbilder in Rahmen hatten denſelben dämoniſchen Ausdruck; deshalb hing er ſeine Kleider über dieſelben. Das Licht

wurde ausgelöscht und es kam ihm vor, als ob die häßlichen Gestalten noch von der Wand und durch das geschlossene Fenster blickten. Er konnte nicht schlafen; er hörte jeden Viertelstundenschlag, welcher vom Kirchthurme ertönte. Es war Mitternacht.

Da hörte er einen sonderbar schabenden Laut vor dem Fenster; wäre es an einem anderen Abend gewesen, so würde er es kaum bemerkt haben, aber jetzt! Er blickte nach den Scheiben; ein Kopf zeigte sich draußen.

„Es ist meine Einbildung, die das macht!“ sagte er zu sich selbst und erhob sich halb.

Jetzt sah er die Gestalt deutlicher und daß sie weiß war. Es klopfte leise gegen die Scheibe, und Christian hörte seinen Namen nennen. Die Haare standen ihm vor Schreck zu Berge, wie versteinert saß er aufrecht im Bette.

„Schläfst Du?“ fragte die Gestalt. „Mach' auf!“ Nun erkannte er die Stimme; es war Madame Knepus.

Das Erkerzimmer, in welchem er schlief, war freilich nicht höher über der Erde, als die Höhe des niedrigen Erdgeschosses ausmachte; auf einer kleinen Leiter konnte man leicht zu ihm hinauf gelangen, aber gleichwohl — warum kam sie diesen Weg und zu dieser Zeit?

Er sprang aus dem Bette und öffnete das Fenster. Ja, es war Madame, die auf der Leiter stand. Es heißt in dem alten Liede von Agnete: „oben wie ein Weib, unten wie ein Fisch!“ aber von Madame Knepus' Draperie mußte man singen: „oben weiß Kattun, unten Barchent gar!“

„Ich erſchrecke Dich wohl zu Tode?“ ſagte ſie mit gedämpfter lachender Stimme. „Hilf mir nur hinein!“

Chriſtian ſchob den Stuhl unter das Fenſter und nahm Madame bei der Hand, ohne zu begreifen, was das Ganze bedeuten ſollte.

„Ich will ſtehlen!“ ſagte ſie und balancirte nun dreiſt durch das Fenſter hinein zu unſerm Helden, welcher in demſelben nächtlichen Coſtüme daſtand, worin Gilblas und andere Helden geſtanden haben.

Das leichte Ueberfegen des Flurs, wo der Sand auf den alten geſtreut war, der Hausfleiß der Dame während der wenigen Minuten, wo ihr Gemahl zugegen war, nebſt mehreren kleinen Zügen ähnlicher Art haben wohl ſchon einen Begriff davon gegeben, wie es mit dem Hausweſen ſtand. Dieſe Nachtwanderung wird ein hinreichender Anhang dazu ſein.

Das Dienſtmädchen konnte mit der Butter, die ſie wöchentlich erhielt, nicht auskommen; Madame meinte, das wäre Geſchwätz, und um es zu beweiſen, hatte ſie um drei Mark gewettet, daß ſie es in einer Woche mit dem Gegebenen beſtreiten wolle; damit nun aber Madame nicht vom Vorrath holen möchte, welcher, wie wir wiſſen, in Chriſtians Zimmer ſtand, erhielt das Mädchen den Schlüſſel dazu, ſobald er zu Bette war. Indeſſen war der Madame die Butter doch ausgegangen, aber die Wette wollte ſie nicht verlieren, es waren ja drei Mark und die Ehre, und deshalb voltigirte ſie jetzt in das Erkerzimmer, um ſich ſelbſt zu beſtehlen.

„Das iſt eine ſchreckliche Lage!“ ſagte ſie. „Sähe die Welt mich in ein Erkerfenſter zu einem jungen Mann hineinſteigen! Aber ich thue es der Ehre halber, und dem Reinen iſt Alles rein.“

Und Madame bekam die Butter.

XXIII.

— „Glaubſt Du, ich zöge mit ſo fröhlichem Sinn davon, als womit ich kam? — — Ich habe Nichts mehr — keine Frau, kein Kind, Niemand, der ſich meiner im Alter annimmt! — — noch einen Kuß — das iſt der letzte. — Fort! — Ich werde Dich nie wieder ſehen, nie! — O Gott! wache Du über mein Kind!“

Das Schauſpiel: der Matroſe.

Es war heller Morgen, als Chriſtian erwachte, indem er ſich beim Namen nennen hörte; er ſchlug die Augen auf. Peter Wik ſtand vor ihm und hinter demſelben erkannte er die Geſtalt von geſtern. Ja, es war ſein Vater, ſein Vater, welcher todt war.

„Ich bin es,“ ſagte Peter Wik, „und wo Du mich ſiehſt, da kommen keine Geſpenſter! Dein Vater iſt nicht geſtorben, hier haben wir ihn ganz lebendig. Ich durfte ihn nicht allein zu Dir hereinkommen laſſen, Du biſt kein Held, es fließt Schneiderblut in Dir! Ich bitte um Verzeihung —!“ ſagte er zum Schneider und nahm deſſen Hand.

Der Vater drückte den Sohn an ſein Herz und weinte, wie an jenem Morgen, als ſie ſchieden.

Beim Mittagstiſch hörte man erſt recht im Zuſammenhang den Verlauf der Begebenheit. Die Bedienung der beiden

Kanonen war wirklich gefallen, wie der Feldwebel Marien geſchrieben hatte.

„Niemand wußte," ſagte der Schneider, „daß ich im Gedränge von meinem Platz fortgeriſſen und gegen ein ſchwediſches Pferd gedrängt wurde, welches ſeinen Reiter verloren hatte; ich ſtand ſo eingeklemmt, daß ich nur die Finger am Sattelgurt bewegen konnte, Alles ringsherum war ein Haufen. Es begann mir vor den Augen ſchwarz zu werden, da geſchah es, daß die Schweden durch einen Rückzug Luft zu gewinnen ſuchten; ich war nahe daran, in die Kniee zu ſinken, wäre ich gefallen, ſo war ich ſicher zertreten zu werden; alle meine Kraft mußte ich anwenden, und ich gelangte auf das Pferd. Nun, ein Reiter bin ich nie geweſen, aber es war der Trieb zum Leben, welcher mich dazu drängte. Die ſchwediſchen Reiter ſprengten den Graben entlang davon, wo die unſern nach ihnen ſchoſſen, mein Pferd folgte den andern. Meine eignen Kameraden ließen mir die Kugeln um die Ohren pfeifen. Ehe ich es wußte, befand ich mich hinter dem Hügel unter den Schweden; meine Landsleute hatten ſie nicht geſchont, ſie ſchonten meiner, was das Leben betraf. Die Koſaken hatten einige Gefangene gemacht, ich wurde unter dieſe geſteckt; ſie knebelten uns mit den Daumen zuſammen und trieben uns wie Schlachtvieh davon. Hinab nach den Süden wollte ich, aber ich kam einen andern Weg und mußte die Winterkälte in den ruſſiſchen Steppen koſten, eine Kälte, wie wir ſie hier in Dänemark nicht kennen. Ja, es könnte eine ganze Geſchichte davon geſchrieben werden, aber ich erzähle nur, wie ich da-

von kam; und ich will ſagen, wie ich es gefunden habe, als ich zurückkehrte. Ich lernte da draußen, wie gut und prächtig es hier zu Lande iſt; ja, Dänemark iſt ein Sommerland, wenn man in Rußlands Fichtenwäldern gefroren hat. Am Schluß des Krieges erhielt ich meine Freiheit, und ich ſchrieb es heim, aber mein Brief muß nicht angekommen ſein. Ich begab mich auf die Wanderung, allein ich trug ein Fieber im Körper; faſt neun Monate lag ich im Krankenhauſe zu Mitau. Von dort ſandte ich mit einem Handwerksburſchen einen Brief nach Libau, damit dieſer durch den erſten däniſchen Schiffer befördert werden möchte; aber auch dieſer iſt verloren gegangen. Ich dachte an Fühnen, an alle frohen Stunden dort, ich ſehnte mich nach Marien und nach Dir, mein Sohn. Ich fühlte eine peinliche Reue darüber, Euch verlaſſen zu haben. Drei Jahre lang hatte ich kein Wort von Euch gehört. Ich wanderte zu Fuß von Mitau nach Libau, da lag kein Schiff. Ich ging nach Memel und ſpäter nach Königsberg. Es war, als ob ich geſtraft werden und nicht zu Euch gelangen ſollte; überall, wohin ich kam, war das letzte Schiff kurz vor meiner Ankunft abgegangen. Da ging ich mit dem erſten, welches in die Nordſee ſtach, kam nach Helſingör, durchwanderte Seeland und erreichte Fühnen. O ich war froh wie ein Kind! Sie ſollten daheim von der Schlacht bei Bornhöved, von dem Marſch nach Rußland und dem, was ich dort geſehen und erlitten hatte, hören. O, wie ſehnte ich mich nach Marien und nach Dir, mein Sohn! Ich erreichte Oerebäk, war müde und hungrig; ich wollte zu dem reichen Bauer hineingehen, an deſſen Bruders Statt

ich in die Nummer getreten war, er würde mir wohl auch ſagen können, dachte ich, wie es in Svendborg ſtände. Ich trat in das Zimmer, da ſaß der Bauer und wiegte einen Säugling. „Guten Abend!“ ſagte ich, und er fragte, wer ich ſei. „Ein todter Mann,“ erwiderte ich, „aber wenn Ihr fühlt, daß er warmes Fleiſch und Blut hat, ſo werdet Ihr Euch wohl nicht vor ihm entſetzen,“ und ich erzählte ihm, wie falſch das Gerücht von meinem Tode ſei. „Herr Jeſus!“ ſagte er, ſo erſtaunt, daß ich ſelbſt darüber erſchrak. „Iſt meine Frau todt?“ fragte ich. Da nahm er mich bei der Hand und bat mich, ſogleich das Haus zu verlaſſen und außer Land zu gehen. „Da haſt Du Geld!“ ſagte er, und gab mir funfzig Thaler. „Wie konnte irgend Jemand glauben, daß Du noch lebteſt!“ ſagte er. „Marie iſt jetzt meine Frau. Das Kind da in der Wiege iſt unſer. Da kommt ſie! Laß Dich vor ihr nicht ſehen!“ und er ſchob mich zur Thür nach dem Garten hinaus. Sie bekam mein Geſicht nicht zu ſehen, denn ich wandte mich nicht um. So bald hat ſie ſich wieder verheirathen können! Ich weiß, was ich fühlte, aber ich ſagte es nicht. Ich erkundigte mich nach Dir, mein Sohn, und hörte, daß der liebe Gott Dir Gutes gethan für das, was ich gelitten hatte. Dich wollte ich noch einmal ſehen und dann in die weite Welt hinaus, nach dem Süden, wo ich mich einſt ſo wohl gefühlt habe. Ich kam geſtern nach Odenſe her und ſuchte Dich, aber die Thür war verſchloſſen, Alles draußen bei der Schützengilde. Als ich da hinaus ging, kam der Zug zur Stadt herein. Du trugſt den Königsgewinn, ſagte

man, und ich erblickte Dich mit dem Pokal in der Hand. Erkanntest Du mich? Ich nickte Dir zu. Diese Nacht habe ich in der Herberge geschlafen, da traf ich zwei Gesellen, die gehen morgen nach Deutschland ab und denen schließe ich mich an. Wir sehen uns dann wohl nie mehr, mein lieber Sohn, hierher kehre ich nicht zurück! Sei ehrlich und flink, mache den guten Menschen Freude, welche Dir armem Kinde helfen. Erfährt Deine Mutter nicht von Freunden, daß ich lebe, so sage Du es ihr nie. Es würde ihr doch schwer auf das Herz fallen, und ich liebe sie noch." Er drückte Christian in seine Arme.

„Man muß die Welt nehmen, wie sie ist, und nicht, wie sie sein sollte," sagte Peter Wik, „geht sie mir so, dann gehe ich ihr so; man muß vor dem Winde kreuzen! Was den Jungen anlangt, so kann wohl noch etwas aus ihm werden. Für meine See-Lucie taugte er nicht, aber meine Land-Lucie, das liebe Mädchen, ist dem Burschen gut. Ich will einen braven Mann aus ihm machen, dann kann sie ihn später nehmen, wenn sie will. Sie schreiben einander schon Briefe. Sie hat von ihrem Vater sowohl Deutsch als Geschichte gelernt, und jetzt soll sie schneidern lernen; hier in Odense bringe ich sie in Kost und Lehre, in sechs Wochen ist sie hier.

Christian lächelte und ihm wurde ganz warm um das Herz; die gute liebe Lucie war also seine Geliebte, daran hatte er früher nie gedacht. Sie war doch an seinem Glücke Schuld; ohne ihre Fürbitte hätte Alles weit trauriger für ihn aus-

geſehen. Des Vaters Geſchichte veranlaßte ihn, mehr über ſeine eigene nachzudenken, aber in dieſer ging der Glücksſtern auf, in der des Vaters dagegen unter. Doch Aufgang und Untergang ſind im Glücke ziemlich relativ, gerade wie der Auf- und Untergang der Sonne und der Sterne. Das Ganze beruht darauf, von welchem Punkte man in ſeiner Anſicht ausgeht.

Im Fall der Weg zu jener Seligkeit, welche uns die natürliche wie die poſitive Religion verheißt, von der Erde zu einem höheren Sterne und von dieſem zu einem noch entwickelteren und für uns mehr geeigneten führt, dann iſt das ganze ſich entfaltende Leben eine große Erziehungsreiſe, eine Wanderung von Stadt zu Stadt, dem himmliſchen Jeruſalem entgegen. Unſere Reiſen hier auf Erden geben ein geringes, aber veranſchaulichendes Bild dieſer größeren. Man knüpft Bekanntſchaften an und gewinnt Freunde, von denen man mit Thränen ſcheidet, indem man es bitter und ſchwer empfindet, ſich nie wieder treffen zu ſollen. Wir ſind genöthigt, Stunden und Tage mit Menſchen zuſammen zu ſein, die uns zur Plage ſind, und ſpäter, nach der Trennung, ſchweben ſie uns als beluſtigende Originale vor; was uns die größten Sorgen und Aengſtlichkeiten verurſacht, wird gerade zum Glanzpunkte. Von der himmliſchen Stadt, dem Ziel unſeres Strebens, blicken wir vielleicht auf einen Sternenhimmel, wo ſich unter den glänzenden Punkten auch unſere Erde befindet; wir erkennen ſie als die Heimath unſeres erſten Daſeins, und alle Erinnerungen ſchweben uns als Jugenderinnerungen vor. Wo mö-

gen Die jetzt ſein, mit denen meine beſten Stunden dort unzertrennlich waren? Doch, wo ſie auch ſind, ſie entſinnen ſich derſelben Stunden und freuen ſich gleich mir auf das Wiederſehen. Wir zeigen auf einen andern Erdball, eine höhere Erziehungs-Welt, und erinnern uns der Lebensjahre dort. So blicken wir ſchon hier auf der Erde auf eine hier ſogenannte große Reiſe zurück und ſagen, wenn wir die Karte betrachten: „Paris, ja, dort war ich vier Monate! Rom, da war ich ein halbes Jahr lang!“ Und wir fühlen Sehnſucht nach Denen, die wir dort lieb gewannen und von welchen wir uns trennen mußten, aber dieſe Sehnſucht ſtört uns nicht im Glück des Augenblickes. Auf der großen Reiſe zur Ewigkeit müſſen wir nicht nur Einzelne an einem beſtimmten Ort lieben lernen, wir ſind keine Erden-, ſondern Himmelsbewohner; das Menſchenherz ſoll kein Komet ſein, deſſen Strahlen nur nach einer Richtung hinzeigen, ſondern eine Sonne, welche gleich hell nach allen Seiten ſcheint.

Dieſe Gedanken waren es, welche, nur mit weniger Klarheit, Chriſtians Vater erfüllten und ihm eine Art Reſignation verliehen.

Spät Abends nahm er Abſchied, Chriſtian begleitete ihn nach der Straße, wo die Herberge war.

„Lebe wohl, mein Sohn! Wenn Du den Storch davonfliegen oder kommen ſiehſt, dann gedenke meiner! Jedes Mal, wenn ich dieſen Vogel erblicke, will ich an unſere kleine Stube in Svendborg denken, aus der wir nach dem Neſte hinaufblickten. Ich werde den Storch bitten, meinen

Sohn von mir zu grüßen, wo ich auch in der Welt ſein möge. Lebe wohl, mein liebes Kind!" und er küßte ihn mit thränenvollen Augen. „Nein, Du ſollſt nicht allein zurückgehen, ich will die wenigen Minuten, die ich noch habe, mit Dir vereint ſein!" und er ging wieder mit nach dem Kirchhofe zurück, wo das Haus des Herrn Knepus ſtand. Das war der letzte Abſchied.

Am nächſten Morgen bei Sonnenaufgang wanderten drei Handwerksburſchen zum Weſtthore hinaus; ſie wollten nach Aſſens, um von da mit der Fähre nach dem Schleswigſchen zu gelangen. Unter den dreien befand ſich Chriſtians Vater.

XXIV.

La jeuesse est le temps des illusions.

Voltaire.

Schön biſt du,
Das weißt du
Nur leider zu ſehr;
O wüßteſt
Du's minder,
So wär'ſt du es mehr.

Fr. Rückert.

Um den Odenſer Schloßgarten ſchlängelt ſich ein Fußweg, welcher von einem Ende der Stadt zum andern führt; dieſen Weg gingen Chriſtian und Lucie oft, wenn ſie einander beſuchten. Es war gegen Ende des Auguſt, daß

ſie, nach Peter Wik's Beſtimmung zum Schneidern ein paar Monate in der Stadt geweſen war.

Die Sonne ſtand nahe am Horizont, man konnte ſie anblicken, ohne geblendet zu werden.

„Es ſieht aus, als käme ſie zu uns auf das Feld herab!“ ſagte Lucie. „Käme ſie wirklich und wäre ſie nicht größer, als ſie ausſieht, dann wollte ich hin, ſie zu betrachten.“

„Und ich ließe darum tauſend Meilen weit!“ ſagte Chriſtian. „Aber ich wollte der Erſte ſein, und Viele müßten auch nicht nach mir kommen! Dann würde die ganze Welt davon ſprechen; mein Name käme in alle Zeitungen.“

„Was könnte Dir das nützen?“ ſagte Lucie. „Du biſt im Grunde doch recht eitel!“

„Nein, das iſt keine Eitelkeit, wie kannſt Du ſo etwas ſagen? Ich möchte in einem Ballon ſitzen und ſo hoch ſteigen, wie noch kein Menſch geweſen iſt! Ich würde Entdeckungen machen. Wäre ich Seemann geworden und hätte ſelbſt beſtimmen können, wohin ich ſegeln wollte, dann hätte ich Entdeckungsreiſen in das große Weltmeer gemacht, oder wäre nach den Polen vorgedrungen und über das ewige Eis gegangen!“

„Wären die Finger Dir dann blau gefroren, ſo würdeſt Du ſchon umgekehrt ſein!“ ſagte Lucie.

„Du kennſt mich gar nicht. Bei Kleinigkeiten bin ich kein Held, und deſſen ſchäme ich mich durchaus nicht. Aber Du kannſt es mir glauben, daß ich in wichtigen Fällen Muth beſitze. Ich fürchte mich freilich, in einem klei-

nen, flachgebauten Boote über den Canal zu ſetzen, aber ich würde nicht bange davor ſein, in demſelben auf das große Weltmeer zu fahren, wenn es Etwas gilt; ich fürchte mich vor einer Kuh, welche ſtoßen will, aber käme ich nach Africa, ſo würde ich mit den Andern auf die Tigerjagd ausreiten, denn das wäre doch werth, ſein Leben dafür zu wagen. Er iſt im Odenſer Canal ertrunken! Eine Kuh hat ihn todtgeſtoßen! Dabei iſt durchaus nichts Großes. Ich mache mir nichts daraus, mein Leben zu wagen, wenn es nur etwas Ungewöhnliches gilt."

„Aber weshalb willſt Du anders als andere Menſchen ſein?" ſagte Lucie und hielt in ihrer Rede inne, als ſie nach der Vorſtadt auf der andern Seite der Stadt gekommen waren; der Fußweg wendete ſich, und ſie erblickten an dem Rande des Grabens eine alte Frau mit einem gewöhnlichen Männerhut, auf den eine Feder von einem Soldatenſchako geſteckt war, außerdem war der Hut mit alten künſtlichen Blumen geſchmückt. Eine Schaar Kinder ſchrie und lachte hinter ihr her.

„Das iſt die verrückte Schuhmachersfrau," ſagte Chriſtian. „Sie hat die Jungen hinter ſich her!"

„Die Unglückliche!" ſeufzte Lucie und wurde roth; die Erinnerung an ihren früheren Gemüthszuſtand drängte ſich ihr auf, doch ohne daß es ihr einfiel, daß dieſer Chriſtian bekannt ſei.

„Die arme Frau!" ſagte er, „aber ſie fühlt ſicher ihr Unglück nicht!"

Lucie ſchüttelte das Haupt. „Laß uns Gott für das danken, was er uns gegeben hat!“ ſagte ſie, „laß uns beten, daß wir es nie verlieren mögen! Das iſt wichtiger, als gegen die Sonne hinfliegen oder nach dem Nordpol kommen. Der liebe Gott hat uns Allen ſo viel gegeben, daß es ſicher Sünde iſt, mehr als ſeine gewöhnliche Gabe zu wünſchen!“

„Aber das thue ich doch!“ ſagte Chriſtian in jugendlicher Laune. „Ich will berühmt ſein, ſonſt kümmert mich das Leben nicht!“

„Was Du doch für ein Kind biſt!“ ſagte Lucie, und ſie nahmen von einander Abſchied.

Chriſtian wanderte zurück; da zupfte ihn Jemand am Aermel; es war die Schuhmachersfrau. „Sind Sie nicht ein Sohn des heiligen Lazarus?“ fragte ſie, und unſerm Helden, der kein Held war, aber doch in den Wäldern Africa's auf die Tigerjagd gehen, Entdeckungsreiſen über den Wolken und oben bei den Polen machen wollte, wurde durch die Nähe der alten Frau glühend heiß, er ſah ſie einen Augenblick an und — lief davon. Es war gut, daß es Niemand ſah!

Kühne Ideen gehören der Jugend; verwegen ſtürzt ſie ſich in den Strom, lernt ſchwimmen und erreicht oft das Ziel; der Bejahrtere dagegen grübelt, unterſucht und kommt zu ſpät; er benimmt ſich wie der Mann in der Parabel, welcher das ihm anvertraute Geld, aus Furcht es zu verlieren, vergrub, während der Dreiſte wagt und gewinnt. Glückliche Jugend, vor Deinem Auge liegen hundert Wege zu Ehre und Gewinn!

Viele seltsame Gedanken erzeugten sich in Christians Seele, aber jede neue, jede kühne Idee ließ er wie einen Wettrenner erst vor Luciens Blicken vorüber gehen, doch zum eigentlichen Lauf kam es natürlich nicht. Gewöhnlich schüttelte sie lächelnd den Kopf und sagte, daß er ein Kind sei, und sie erzählte ihm, wie sie selbst, noch klein, darüber nachgedacht habe, einen ungeheuren Schatz zu finden, wodurch sie die Reichste in der Welt werden könnte; und deshalb habe sie den Spaten ergriffen und gegraben, bald im Garten, bald auf dem Felde, in der Voraussetzung, daß sie da möglicher Weise auf einen Schatz treffen könne. Eben so kindisch fand sie alle seine hochfliegenden Ideen.

Nach einer solchen Unterredung ging Christian immer weniger freundlich gegen sie gestimmt davon, aber nach einigen Stunden war Alles wieder beim Alten. Er sah ein, daß sie doch in manchen Dingen Recht habe, und das ärgerte ihn. Jeder übermüthige Gedanke, den er ausgesprochen hatte, wie: „ich will berühmt sein oder nicht leben!" lag ihm wie eine Sünde auf dem Herzen. In der Einsamkeit bat er Gott um Verzeihung und fühlte dann auch eine Art von Beruhigung, aber dann fing er wieder an, gleich manchen Katholiken nach erhaltener Absolution, die alten Sünden zu erneuern.

Eine Freude stand bevor. Ganze Monate im Voraus war davon die Rede gewesen. „Die Grafenreise," wie Madame Knepus sie nannte, sollte in diesem Winter unternommen werden. Es waren fünf Jahre verstrichen, seitdem der vornehme Herr einen Winter auf seinem Gute auf

Fühnen zugebracht hatte, und alſo auch fünf Jahre, ſeitdem die Künſtler und Honoratioren aus der Umgegend deſſen Geburtstag auf dem Gute feſtlich begangen hatten.

Herr und Madame Knepus hatten Beide das Oekonomiſche vor Augen und darauf wurde Rückſicht genommen. Man miethete eine alte, abgenutzte Kutſche; in dieſe ſtopfte man erſt den Proviant, darauf den Violinkaſten und endlich kamen der Herr und Madame; Chriſtian erhielt ſeinen Platz zwiſchen Beiden; ihnen gegenüber ſaß ein Beamter mit Frau, Kindermädchen und Kind, und über dem Schooß Aller lag, um die Wärme zu erhalten, ein Federbett. Eine kleine Laterne wurde im Wagen gerade über Chriſtians Kopf aufgehängt, ſo daß er nahe daran war, ſich den Nacken zu verbrennen. Auf der Bettdecke lag ein Beutel mit Lottonummern, denn man wollte ſich die Zeit mit Spielen vertreiben. Man hatte die Nacht zum Fahren gewählt, auf dieſe Weiſe gelangte man am Morgen nach dem Gute, und wenn man am folgenden Abend wieder fortfuhr, dann gab es kein Nachtlager, dabei ſparte man das Trinkgeld und hatte den Wagen und die Pferde zwölf Stunden weniger. Das war Alles auf Oekonomie berechnet. — In einem geſchloſſenen Wagen ſchläft ſich's ja herrlich, und durch eine ſolche nächtliche Fahrt wurde Herr Knepus an ſeine Reiſen, die er vor vielen Jahren mit der Fahrpoſt durch Norddeutſchland gemacht hatte, erinnert.

Von dem anderen Ehepaar im Wagen ließ ſich nichts Charakteriſtiſches ſagen, ausgenommen daß die Frau einmal das Nervenfieber gehabt hatte, und deshalb ſchrieben

ſich alle ihre Erinnerungen von „vor“ oder „nach meiner großen Krankheit“ her. Vom Manne war nicht einmal ſoviel zu ſagen; wir müſſen mehrere Jahre in der Zeit zuſammen nehmen, um nur einen Zug zu finden, und der iſt, daß er ein Bewunderer von Nicolai's Buch: „Italien wie es wirklich iſt“, wurde.

Der Schnee lag hoch und wärmte den Acker des Landmannes in dem ſtrengen Froſtwetter, aber die Wege waren, dem gebräuchlichen Ausdrucke nach, wie eine Stubendiele. Raſch rollten ſie in der dämmernden Nacht davon. Chriſtian war höchſt glücklich.

In der Dorfſchenke, welche einige Meilen von dem Ritterſitze gelegen war, fütterte man ein paar Stunden, um doch nicht, als Gaſt, allzufrüh des Morgens anzulangen.

Die rothen Morgenwolken, der Schnee und die Tannenpflanzungen boten einen belebenden Anblick dar. Dicht bei der Schmiede, auf dem Gipfel einer oben abgeſägten Pappel, war ein leeres Storchneſt; der Beſitzer deſſelben trank vielleicht jetzt ſeinen Morgentrunk aus den Quellen des Nils in Africa's warmem Sonnenſchein. Chriſtian blickte nach dem Neſte mit der Wehmuth der Erinnerung, welche man fühlt, wenn man in ſeinem Geſangbuch die vertrocknete Blume ſieht, die man vor Jahren an einem lieben Ort abpflückte.

Jetzt lag der Ritterſitz mit allen ſeinen Nebengebäuden und Scheuern vor ihnen. Derſelbe theilte ſich in zwei Theile, in das alte Schloß und das neue Gebäude. Der

Weg ſchlängelte ſich um die alten Wallgräben, welche jetzt zugefroren waren, aber dennoch zeigten, daß ſie gut im Stande gehalten wurden. Das alte Schloß mit ſeinen dicken, rothen Mauern, wenigen Fenſtern, dem Thurm und den Schießſcharten deutete nicht darauf, viele Bequemlichkeiten darzubieten; deſto mehr verſprach das neue Gebäude mit ſeinen beiden modernen Etagen. Man betrat daſſelbe auf einer großen Steintreppe, auf deren unterſter Stufe zwei mächtige Sphinxe lagen. Der Hausflur glich einem großen Treibhauſe; ſüdliche Gewächſe, Bäume und Blumen ſtanden zu beiden Seiten, und über dem kalten Steinboden lagen wollene Decken; hier war es ſo warm und ſo duftend!

Alles, was man zu den Requiſiten für die Winterfreuden eines däniſchen Ritterſitzes rechnet, war hier vorhanden. Auf dem Wallgraben drehten ſich die Schlitten im Kreiſe um die hohe Stange, auf der die däniſche Flagge wehete. In der ſchmalen Haſelſtauden-Allee, den ſteilen Berg hinab, war eine prächtige Rutſchbahn, und auf dem großen Grasplatz ſtanden zwei coloſſale Schneemänner mit Augen von Kohlen und Schildern von Eisſtücken. Eine gewichtige Hopfenſtange mit Waſſer übergoſſen bildete den glänzenden Eisſpieß. Mitten zwiſchen beiden wurde die Kanone abgebrannt, als man den Willkommentoaſt trank.

Dilettanten, unter denen ſich ſowohl Prediger, als ein Bürgermeiſter befanden, ſpielten unter der Leitung des Herrn Knepus in einem Seitenzimmer, hinter einem prächtigen Thürteppich verborgen. Auf dem Tiſche lagen reiche

Geſchenke, und mitten unter dieſen ſtand ein Blumenſtück von Naomi, das heißt componirt, zwar nicht nach der Natur, ſondern nach drei andern Blumenſtücken, ein Scherz, welcher nicht ſo ganz originell bei uns iſt; Naomi ſelbſt war nicht im Zimmer, ſie ſtand draußen auf dem Hofe und bildete dort die Hauptfigur eines weit intereſſanteren Gemäldes. Das feine, ſylphidenartige Mädchen, welches ſich im Uebergang vom Kind zur Dame und ſchon im Beſitz der Schönheit beider befand, ſtand bei dem einen Kettenhunde, einem großen, reißenden Thier, welches ihre beſondere Liebe beſaß; es legte ſeine ſchwarzen Pfoten auf ihre weißen Schultern, die lange rothe Zunge hing ihm aus dem Maule; ſie ſchien nur ein Biſſen für das Thier zu ſein, aber es wedelte mit dem Schweife und ihre kleine feine Hand ſtreichelte deſſen zottiges Fell, während ſie lachte; ſie und das Thier waren die beſten Freunde!

„Das wilde Mädchen!“ ſagte die alte Gräfin, „ſie wird mich doch einmal zu Tode erſchrecken, mein Leben hängt ohnehin nur an einem Faden! Bald macht ſie das wilde Thier, welches Menſchen freſſen kann, los, bald jagt ſie ohne Sattel auf dem muthigſten Pferde über Feld und Wieſen! Der liebe Gott iſt ihr gut, ſonſt wäre ſie ſchon längſt ein Krüppel! Hätte ich nur den vierten Theil von ihrer Natur, das würde mir beſſer ſein, als alle Mixturen und Tropfen!“ und die alte bleiche Dame ſetzte ſich auf das Sopha und ſprach mit der Dame aus Odenſe, deren Erinnerung ſich von „vor“ und „nach meiner großen Krankheit“ herſchrieb.

„Jetzt soll ja eine ganz neue Krankheit entstanden sein,“ sagte sie, „welche man den rothen Hund*) nennt.“

„Die habe ich sicher gehabt,“ sagte die Gräfin, „ganz gewiß, ich habe alle Krankheiten gehabt und zwar in einem Grade, wie kein anderer Mensch; ich kann die Apotheke auswendig. Ich kann Ihnen einen ganzen Schrank voll Büchsen und Flaschen zeigen. Ich koste nur davon, denn es hilft doch nicht. — Ach! sogar auf den kleinen Wegen, die ich schwache Person machen kann, muß ich Medicamente mitnehmen. Ich war in der vorigen Woche in der großen Soirée beim Amtmann und zerstreute mich, aber ich kann Sie versichern, daß ich mit Senfteig unter den Füßen dahin gefahren bin, so saß ich beim Spieltische. Ich bin sehr krank und dennoch lächelt der Arzt! Er weiß nun einmal, daß ich nicht hergestellt werden kann, und deshalb hat er nicht die Attention, die er haben sollte. Ich werde schon schwindelig, wenn ich die Windmühlenflügel herumgehen sehe!“

Während dieses gedämpften Gesprächs tönte die Musik fort; Naomi ward auch hereingelockt, sie stand am Fenster und war beschäftigt in die Tulpenknospen der Gräfin zu blasen, damit sie aufblühten. Ein Violinsolo begann; die eigenthümlichen, kühnen Bogenstriche erweckten Aufmerksamkeit.

„Charmant!“ rief die alte Gräfin und vergaß, wie krank sie sich glaubte.

---

*) Die Rötheln.

Naomi zog den Thürteppich zur Seite und gerade vor demſelben ſtand am niedrigen Pulte des Herrn Knepus Zögling, Chriſtian, mit der Geige unter dem Kinn.

„Wir haben einander ja wohl ſchon früher geſehen,“ ſagte der Graf. „Aber wo?“

„In Kopenhagen,“ erwiderte Chriſtian mit gedämpfter Stimme.

„Man hat ihn meiner Leitung anvertraut!“ ſagte Herr Knepus.

Rings umher erſcholl Beifall und Ermunterung. Naomi ſelbſt lächelte ſo unausſprechlich einnehmend, und ſie ſprach lange mit ihm, nur nicht von alten Tagen.

Welcher Freudens- und Glückstag war das nicht für ihn!

Man ging nach der Rutſchbahn im Garten; Naomi war dreiſt wie ein Knabe; Chriſtian hielt ſich zurück.

„Sie wagen es nicht?“ ſagte Naomi zu ihm, und er beſtieg den Schlitten, warf aber um, jedoch ohne weitere Folgen, als er Naomi ihrem Nachbar zuflüſtern hörte: „er iſt unbeholfen.“ Das machte ihn ſtumm, er wagte nicht mit ihr zu ſprechen, aber um ſo mehr hing ſein Auge an ihr.

Vor Tiſche mußte er noch einmal ſpielen, und das brachte ihn wieder in ſein rechtes Licht. Die alte Gräfin unterhielt ſich mit ihm, und als ſie hörte, wer er ſei, kannte ſie ſeine früheren Krankheitszufälle, die jetzt gehoben ſchienen, recht gut; auch ſprach ſie von Lucien. „Ja, alle Kranke, mehrere Meilen im Umkreiſe,“ ſagte ſie, „ſind mir nicht fremd. Ich will zwar gern einräumen, daß es Einzelne

geben kann, welche Schmerzen erduldet haben, die an und für ſich größer waren, als die meinigen, aber das ſind härtere Naturen, ſie leiden weniger dabei, als die Empfindlichen bei den geringeren Schmerzen, und ich bin ſo unendlich empfindlich!“

Man möchte faſt glauben, daß ihr Intereſſe für Chriſtian mehr durch den Gedanken an ſeine frühere Kränklichkeit, als durch ſein Geigenſpiel geweckt worden ſei; er ſollte und mußte drei bis vier Tage bei ihnen auf dem Gut verweilen. Es gab ja eine gute Gelegenheit für ihn, wieder nach Odenſe zurückzukehren, der Herr Graf wollte in vier Tagen dorthin, indem er nach England reiſte.

Der Tiſch war feſtlich gedeckt; die blendend weißen Servietten ſtanden als Fächer in den langen Champagnergläſern. Die Lichter ſtrahlten von ſoliden, prächtigen ſilbernen Armleuchtern. Jeder der Herren nahm ſich eine Dame; Naomi flatterte wie ein Vogel von dieſen fort; ſie näherte ſich Chriſtian.

„Will der Künſtler mein Cavalier ſein?“ fragte ſie, ſteckte ihren Arm unter den ſeinen und führte ihn zu Tiſch. Das brannte ihm in den Wangen; er benahm ſich linkiſch.

Naomi flüſterte der Gouvernante zu: „So ſollten wir in der andern Welt ſitzen, Paradiesvogel und Krähe neben einander! — Aber Sie müſſen Ihre Dame auch unterhalten!“ ſagte ſie zu Chriſtian, „oder wollen Sie Dame ſein, dann bin ich Cavalier!“ und nun ſorgte ſie für ſein Glas.

Er fühlte, daß ſie ihm in Ungezwungenheit und Munterkeit, ja in Allem überlegen war. Es lag Spott, aber

doch auch eine Art von Ergebenheit in dem, was ſie zu ihm ſagte. Aber ſeine ganze Seele gehörte ihr, und deſſen wurde er ſich immer mehr bewußt. Beſtändig ſchenkte ſie ihm ein, und ohne daran zu denken, trank er Glas auf Glas. Das Blut rollte ihm ſchneller durch die Adern und er bekam einige Beredſamkeit, „er machte ſich heraus,“ wie Naomi es nannte. In ihrer Nähe ſaß der blonde Ludwig, des Polizeidirectors Sohn, in den Qualen der Eiferſucht ſpeiſte er für Drei, das beſte Mittel gegen unglückliche Liebe, und Naomi ließ es ihn recht fühlen, wie ſie Chriſtian huldige.

„Sie ſoll leben, an die Sie denken!“ flüſterte ſie ihm zu und ſtieß ihr Glas gegen das ſeine.

„Das ſind Sie!“ ſagte Chriſtian; der Wein hatte ſeine Zunge gelöſt.

Man erhob ſich; Naomi entſchlüpfte ihm. Verlegen zog er ſich zur Seite, er wagte es nicht ſich ihr zu nähern; tief fühlte er, daß ihm viel fehle, um ſich in der Welt bewegen zu können.

Es wurde getanzt; auch daran konnte er keinen Theil nehmen; nicht einen Pas verſtand er zu machen. Naomi flog wie ein Schmetterling durch den Saal; die Bewegung machte ſie doppelt reizend; das Blut ſchien durch die feinen Wangen; ihre dunkle Hautfarbe gewann bei der Beleuchtung. Sie war ſehr hübſch: eine ſchöne Mignon, nur zu fein gebaut für ein Kind des Südens.

„Sie tanzt ſich ein Fieber!“ ſagte die alte Gräfin.

Herr Patermann, des Gutes Seelſorger, mit dem wi-

drig ſüßlichen Lächeln um den Mund, war derſelben Meinung wie die gnädige Frau. Es ging ihnen beiden mit dem Tanz, wie es den Hunden mit dem Waſſer geht: ſie entbehren daſſelbe ſo lange, bis ſie endlich einen Abſcheu davor bekommen.

Naomi ſchien Chriſtian nicht zu beachten, der blonde Ludwig war der Glückliche, aber Chriſtian konnte ja auch nicht tanzen. Plötzlich ſtand ſie vor ihm, ſie legte ihre Arme auf ſeine Schultern, und ſie flogen dahin in dem wirbelnden Walzer. Alles drehte ſich mit ihm herum, aber er konnte ſie doch nicht loslaſſen. Er trat ihr auf die Füße, er ſtieß ſie gegen die Kniee.

„Mir wird ſo unwohl!“ ſeufzte er, und ſie ließ ihn auf einen Stuhl ſinken, lachte über ihn und ſchwebte mit einem neuen Tänzer durch den Saal.

Ein americaniſcher Schriftſteller erzählt uns, daß, wenn das Elenthier vom Jäger bis auf den Tod verwundet iſt, es ſeine Begleiter verläßt, um abſeits zu ſterben; ein ähnlicher Inſtinct trieb Chriſtian fort; er war ja ein am Flügel verwundeter Vogel unter den andern hochfliegenden.

Der Bediente geleitete ihn mit angezündeter Laterne über den Hof nach dem alten Gebäude; in dem neuen waren alle Gaſtzimmer beſetzt. Durch eine ſchmale Pforte traten ſie in einen kleinen viereckigen Hof, welcher einſt der Hofplatz des ganzen Ritterſitzes geweſen war; die Wendeltreppe hinauf, durch mehrere hohe, alterthümliche Zimmer gelangten ſie nach einer kleinen Kammer, welche in der Eile zum Schlafen eingerichtet worden war. Gewehre

von höchſt verſchiedener Form und eine zahlloſe Menge von Reitpeitſchen hingen an den Wänden herum.

„Hier iſt Ihre Schlafkammer," ſagte der Diener und zündete das Licht an. „Und dort hängt die Ahnfrau, welche auf Sie Acht geben wird, während Sie ſchlafen!" fügte er lachend hinzu, indem er ein über der Thür hängendes Portrait einer Dame in mittelalterlicher Tracht beleuchtete; aber das Sonderbarſte war, daß ſie eine eiſerne Kette um den Hals trug, welche ihr über Schultern und Bruſt herabhing.

„Das war eine mannhafte Dame!" ſagte der Bediente, „ſie hatte wohl keine ſo große Apothekerrechnung wie unſere alte Gräfin! Sie lag zu ihrer Zeit in Fehde mit einem benachbarten Ritter, und er nahm ſie gefangen, legte ihr eine Kette um den Hals und ließ ſie an der Hundehütte feſtſchmieden. Das war zu jener Zeit! Dann trank und ſchwärmte er, aber die Dame kam währenddeſſen los, entwiſchte nach Hauſe, brachte ihre Leute auf die Beine und überfiel den Feind. Deshalb hat ſie ſich mit der Hundekette abmalen laſſen!" Der Diener ging und Chriſtian war mit ſeinen Gedanken und mit dem Bilde der mannhaften Frau allein.

Sie hatte dunkle Augen wie Naomi. So keck und verwegen könnte Naomi ſicher auch ſein. Er blickte durch die Fenſterſcheibe; das dicke Glas war blind geworden, er konnte nur die erleuchteten Fenſter in dem neuen Gebäude ſehen, und er gedachte jenes Abends in Kopenhagen, wo er als Schiffsjunge in dem naſſen Tauwerk hing, als Naomi

auch in Tanz und Freude ſchwebte; er dachte an die eben verfloſſene Stunde, an alle ſeine Mängel, an alle ſeine zerſtörten Hoffnungen.

Noch nach Mitternacht war er wach, er hörte Herrn und Madame Knepus fortfahren und fühlte ſich gar nicht glücklich über ſein Dableiben.

Aber welche Heilkraft beſitzt nicht der Schlaf, wenn es ein jugendliches Herz iſt, das geheilt werden ſoll!

Die Sonne beſchien das Bild der Ahnfrau, als Chriſtian erwachte. Die ſchwere eiſerne Kette um ihren Hals beſchäftigte ſeine Gedanken.

„Auch ich trage eine ſolche Kette! Ich bin nicht beſſer daran, als an ein Hundehaus gefeſſelt, während die Andern luſtig im Saale ſind! Aber auch ich will die Kette ſprengen, einſt werde ich als großer Künſtler vor ſie hintreten, und ſie ſollen ſich vor der Macht des Genies beugen. Wie in Joſephs Traum die Garben aller Andern ſich vor der ſeinigen neigten, ſo ſoll es auch mit mir gehen, und dann will ich mich auch malen laſſen, aber mit keinem Zeichen des Druckes, den ich ertragen; nein, Hand in Hand will ich mit Naomi ſtehen. Sie iſt ſo hübſch, ſo ſchön, wie die lieben Engel bei Gott, aber nicht ſo gut — doch wer kann das auch ſein! Und er beugte ſein Knie, verrichtete ſeine Morgenandacht und betete, daß ſein ſchöner Traum in Erfüllung gehen möchte.

Am Vormittage wollte die alte Gräfin alle zurückgebliebenen Gäſte bei ſich ſehen. In dem alten Schloſſe, welches nur ſie und die zu ihrer Aufwartung beſtimmten Dienſtleute bewohnten, wartete die Chocolade.

Durch den Thurm, die Wendeltreppe hinauf, gelangte man zu ihren Zimmern, welche, wenigſtens in den letzten Jahrhunderten, keine weſentlichen Veränderungen erlitten hatten. Gewebte, grüne Tapeten, ein Urwald, aus dem hin und wieder zwiſchen den Zweigen ein Hirſchkopf hervorblickte, ſchmückten die Wände. Ein großer Kachelofen war vor dem zugemauerten Kamin errichtet, welcher mit großen, in Granit ausgehauenen Sphinxen verziert war. Durch einen großen Schrank, deſſen Thüren mit Teppichen bedeckt waren, ging es nach den untern Zimmern hinab. Stühle und Divan hatten denſelben alterthümlichen Schnitt, das einzige Moderne war ein Gyps-Napoleon, welcher auf einer alten Pyramide ſeinen Platz hatte, an der jeder Abſatz Medicinflaſchen, Büchſen, Pillenſchachteln und ähnliche Trophäen der Krankheiten, welche die gnädige Frau überſtanden hatte, trug. Der Held, unter den Trophäen der Dame aufgeſtellt, war gar keine unglückliche Idee. Man macht es ſo gut als man kann.

„Hier iſt meine Reſidenz!“ ſagte ſie. „Den ganzen Winter über ſteht das neue Gebäude öde; Alles iſt dann unter der alten Regierung, und dann ſcheinen die Lichter hier, leider die Lichter bei einem Krankenbette!“

Die Gäſte waren noch nicht gekommen. Naomi ſtand auf einem Stuhl und unterſuchte das oberſte Schubfach eines künſtlich ausgeſchnitzten Schrankes.

„Du biſt ein Eulenſpiegel!“ ſagte die alte Dame, „ſteige doch herab, die Gäſte kommen.“

„Nicht an jedem Tage wird das Allerheiligſte geöffnet,“ ſagte Naomi ſchelmiſch. „Du haſt mir erlaubt hineinzuſehen!“

„Das iſt altes Gerumpel,“ ſagte die Dame, „halbhundertjährige souvenirs!“

„Und dieſes Damenportrait,“ ſagte Naomi, „warum liegt es hier? Sie iſt ſchön, aber ſie gleicht einer Jüdin!“

Die alte Dame heftete ihr Auge feſt auf das Bild, wendete ſich darauf gegen Naomi und ſagte ernſt: „Das iſt Deine verſtorbene Mutter.“

Sie wurden beide ſtumm. Naomi war die Erſte, welche das Wort nahm.

„Meine Mutter? Sie ſoll nicht unter Gerumpel liegen!“ Und ſie verbarg das Bild an ihrem Buſen.

„Steige doch herab und ſchließe das Schubfach, die Gäſte kommen,“ ſagte die Gräfin. „Du bringſt mein Blut in Bewegung, und Du weißt, das kann ich nicht vertragen.“

„Erzähle mir etwas von meiner Mutter,“ ſagte Naomi ernſt.

„Was fällt Dir ein, Kind?“ erwiderte die Alte. „Das würde auch nichts Beluſtigendes für Dich ſein!“ Sie kehrte ihr den Rücken zu. Die Fremden traten herein und die Unterredung war abgebrochen.

Chriſtian mußte etwas vorſpielen; es waren eigene Phantaſien, denn Herr Knepus war ja fort. Naomi ſtand gedankenvoll, ihre Augen ſchienen träumend auf ihm zu ruhen. So hatte er ſie nie erblickt. „Sie bewundert mich,“ dachte er, und das verlieh ihm Begeiſterung. Nie

hatte man Naomi ſo ſchweigſam, ſo nachdenklich geſehen, als heute.

Es ſollte in dem großen Saal im neuen Gebäude Federball geſpielt werden; die Geſellſchaft begab ſich dorthin. Naomi blieb bei der alten Gräfin, ergriff ihre Hand und ſagte mit einer Beſtimmtheit, welche ihrem Alter voraus war: „Erzähle mir von meiner Mutter! Ich muß es wiſſen, ich *will* es wiſſen!“

„Du erſchreckſt mich mit Deiner Heftigkeit zu Tode!“ ſagte die Alte. „Ich weiß nichts. Geh' zu den Andern hinüber und ſpiele Federball.“

„Du behandelſt mich immer wie ein Kind, und das bin ich nicht mehr, deshalb will ich etwas mehr von mir ſelbſt wiſſen. Ich bin keine Fremde, welcher Ihr aus Gnade Wohlthaten erzeigt habt; ich bin, was ich nur ſcheinen ſoll, Deines Sohnes Tochter! Du biſt meine Großmutter. Ich bin leichtſinnig, und deshalb habe ich es vergeſſen können, nach meiner Mutter zu fragen. Nur zwei Mal habe ich ihrer in Gegenwart meines Vaters erwähnt, und beide Mal wurde er heftig und verließ mich. Auch Du haſt mir nichts ſagen wollen, und ich habe es in meinem kindiſchen Treiben ſo gehen laſſen und es ſpäter faſt vergeſſen; aber heute habe ich das Portrait meiner Mutter erhalten! Heute will ich mehr wiſſen und Du ſollſt es mir ſagen!“

„Naomi, Du weißt, wie ſchwach ich bin,“ ſagte die alte Dame. „Plage mich nicht; ich kann weder, noch will ich Dir nachgeben! Ueberdies iſt das gar keine Geſchichte für

Dein Alter. Nein, in ein paar Jahren, wenn ich wahrſcheinlich ſchon lange unter der Erde liege, wird mein Sohn es Dir wohl ſagen. Gehe jetzt nach dem Vorzimmer und hole mir meinen Mantel."

„Du willſt mich hinaus haben," ſagte Naomi, „dann ſchiebſt Du den Riegel vor die Thür und ich komme nicht wieder herein. Das haſt Du ſchon früher ſo gemacht. Großmutter, Du kennſt meine Feſtigkeit. Draußen auf dem Wallgraben iſt ein Loch in das Eis gehauen, da ſpringe ich hinein, erzählſt Du mir nicht gleich, was ich wiſſen will!"

„Du erſchreckliches Mädchen," ſagte die alte Gräfin, „Du biſt böſe gegen mich ſchwache Perſon! Ich werde Dir den Willen thun, aber Du drückſt nur den Stachel in Dein eigenes Herz!". Die Wangen der alten Dame, welche ſonſt kränklich bleich waren, bekamen eine ſtärkere Fieberröthe, die Sprache wurde ſchneller: „Du biſt nicht von meinem, nicht von meines Sohnes Blut. Eine Thorheit iſt es, eine Schwäche, daß er es mitunter glaubt!" Das Gift, welches die Bitterkeit in unſerm Blute ſchafft, ging gleich elektriſchen Funken aus der Betonung der Worte hervor. „Der alte Jude in Svendsborg war Dein Großvater," ſagte ſie; „ſeine Tochter war hübſch, ſchöner als Du werden wirſt. Sie war Gouvernante hier auf dem Gute, ſie diente hier, Du verſtehſt mich, ſie diente; aber ſie hatte Verſtand, ſie war beleſen, und wir behandelten ſie wie Eine unſeres Gleichen. Mein Fritz verliebte ſich in ſie, ſein Vater kam dahinter, und Deine Mutter mußte fort, zu ihrem

Vater zurück. Fritz ging auf Reisen, wir thaten das Unsere; aber sie schrieben einander, schwärmten für einander, obgleich gewisse Leute nicht gut von Deiner Mutter sprachen. Da war ein Musikus, ein Norweger in Svendborg, er kam dort in das Haus und war der Vertraute, ja er war außerordentlich vertraut! Fritz kehrte nach Hause zurück; wir glaubten, daß Alles vergessen sei, er ging fleißig auf die Jagd, und die Jagd diente als Vorwand zu seinen Besuchen in Svendborg. Ich wurde davon unterrichtet, wußte, welch sündliches Leben sie führten, ärger, als Du es begreifst! Es ist Thorheit, mit Dir davon zu sprechen. Ich sagte Fritz, was ich wußte, aber er baute auf die Liebe Deiner Mutter, bis er einst selbst den Vertrauten bei ihr traf. Von dänischem Adel bist Du nicht, vielleicht aber von norwegischem! Mein Fritz war überzeugt und wurde ein vernünftiger Mensch. Als Du geboren wurdest, schrieb Deine Mutter elegische Briefe über Dich und zuletzt nahm sie sich das Leben, weil Fritz nicht auf die Fictionen eingehen wollte; das machte Effect, das half: sie kam in das Grab und Du zu uns; ich habe Dich selbst aus der Stadt Svendborg geholt."

„Ich danke für Ihre Erzählnng," sagte Naomi ruhig, aber bleich, wie sie nie gewesen war. „Ich bin also von norwegischem Adel und nicht von dänischem! Oehlenschläger's Hakon Jarl hat mir auch stets besser gefallen, als sein Palnatoke. Wollen wir nun hinaus gehen und Federball spielen?"

Deines Gleichen habe ich nie gekannt! Aber Du begreifst das Ganze nicht. O, es wird eine Zeit kommen, wo Du Blut über das weinen wirst, was Du in dieser Stunde gehört haſt!“

„Ich hörte, daß meine Mutter hübſch war,“ ſagte Naomi, „ich hörte, daß ſie Verſtand hatte. und daß ſie Muth zum Sterben beſaß, als man ſie zu tief kränkte! — Ihr Portrait ſoll in meinem Zimmer, mit Blumen geſchmückt, hängen, und alle meine Küſſe haben. — Jetzt gehe ich hinaus und ſpiele Federball!“

Mit einem lachenden Antlitz verließ ſie die Gräfin, aber auf der Thurmtreppe ſtand ſie ſtill und weinte heiße, bittere Thränen. Fünf Minuten ſpäter erblickte man die ausgelaſſene, lachende Naomi beim Federballſpiele. Der Inſtinct lehrte ihr, daß Thränen nur Mitgefühl bei Denen finden, welche glauben, daß man wie ſie ſelbſt leidet.

XXV.

Sie ſaß dicht neben ſeinem Bett
Und warf auf dieſe bleichen Züge
Den Blick, ein Königreich ihm werth.—
Doch ach! wie ſteht's mit Deinem Herzen?
Tegnér's Axel.

„Die alte Gräfin hat mich hintergangen," dachte Naomi. „Sie hat mich kränken wollen! Die ganze Geſchichte iſt erdichtet, oder ſie hat ein lügenhaftes Gerücht aufgegriffen. Ich muß es wiſſen, will es wiſſen!" Und ſie hing ſich ſchmeichelnd an den Grafen, welcher davon ſprach, wie bald ſie nun getrennt werden würden.

„In zwei Jahren werden wir einander nicht erblicken, aber wenn wir uns wiederſehen, dann fliegſt Du mit mir nach Paris und London, dem lebendigen, prächtigen London!"

„Du biſt gut gegen mich," ſagte Naomi, „Du biſt auch der Einzige, vor dem ſich meine Gedanken, mein ganzer Wille beugen. Die andern Menſchen, die ich leiden mag, liebe ich doch nur um meiner ſelbſt willen, für die Beluſtigung, die ſie mir gewähren, und weil ich ſie nicht entbehren kann, ſie ſind mir aber oft unausſtehlich!"

„Sie fügen ſich nicht in Deine Launen wie ich," ſagte der Graf.

„Du?" erwiderte ſie und blickte ihm ins Auge. „Du fügteſt Dich mir? Nein, nicht in meine unſchuldigſte,

meine heißeſte Bitte, und deshalb erleide ich Kränkungen, die ich Dir nicht einmal ſagen darf, denn dann biſt Du hart und kalt!“ und ſie legte ihre Wange gegen die ſeine, wickelte ſein Haar um ihre Finger und ſchien ihren Athem anzuhalten — „Du ſchämſt Dich vor der Welt zu geſtehen, daß ich Deine rechte Tochter bin! Bin ich es nicht, ſo ſage mir wenigſtens, wen ich als meinen Vater lieben ſoll!“

„Mich!“ ſagte der Graf, „mich! Du biſt mein Kind! aber ſein Blick wurde finſter, ſeine Stirn runzelte ſich, als wollte der Blick läugnen, was die Zunge ſagte.

„Und vor den Augen der Welt, wer ſind da meine Eltern?“ fragte ſie. „Die Tochter eines Juden, ein —?“ ſie ſchwieg, und die Lippen bewegten ſich krampfhaft.

„Ein Menſch, welchen Du nie nennen hören ſollſt!“ erwiderte der Graf. „Er war aus Norwegen! — er iſt todt! auf eine Weiſe geſtorben, wie er es verdiente!“

„O erzähle es mir!“ ſagte Naomi.

„Nein!“ erwiderte der Graf und ging fort.

„Auch er iſt grauſam!“ ſagte Naomi. „Die Menſchen peinigen einander. Normann allein iſt mir treu und gut und hält mehr auf mich als auf irgend einen Andern, und den haben ſie gefeſſelt!“ und ſie ging zu dem Hunde in den Hof hinaus, ſtreichelte und küßte ihn, löſte die Kette und führte das Thier in dem Hofe herum; es wälzte ſich vor Freude, wedelte mit dem Schweife und ſprang hoch in die Höhe, während die rothe, dampfende Zunge ihm weit aus dem Rachen hing.

„Du lieber Normann!“ ſagte ſie. „Ha, der Normann

muß mir ja gut ſein; allein um deines Namens halber könnte ich dich ſchon frei machen!“

Chriſtian hatte gerade ſeine einſame Wanderung durch den Garten beendet. Einen der prächtigen Schneemänner, welcher noch geſtern ſo ſtolz prangte, hatte das eingetretene Thauwetter in die Kniee ſinken laſſen, ſo daß die Lanze wie gefällt erſchien. Die Mittagsglocke läutete; Chriſtian trat aus dem Garten; er hatte gerade die Pforte geöffnet, als er Naomi und den Hund gewahrte, welcher bellte und ſeine ſcharfen Zähne zeigte. Naomi lachte laut über Chriſtians Schreck. Der Hund machte eine Bewegung gegen ihn hin, er ſprang wieder in den Garten zurück, indem er ſie bat, den Hund anzubinden.

„Feigling!“ rief ſie.

Gleichzeitig riß ſich der Hund loß, ſprang gegen die Pforte, welche aufging, und fuhr nun auf Chriſtian zu, welcher einen Schrei ausſtieß, als er das große Thier mit dem rothen, dampfenden Rachen und den ſcharfen, weißen Zähnen erblickte. Inſtinctmäßig ſuchte er auf den Schneemann zu ſpringen und ergriff deshalb mit beiden Händen die gefällte Lanze, als er auch ſchon des Hundes Biß fühlte. Der Schneeklumpen ſtürzte mit dumpfem Lant zuſammen, und das war ein Glück, denn der hierdurch verurſachte Lärm und der rings umher fliegende Schnee jagten den Hund fort.

Einige der Hausbewohner kamen herbeigelaufen. Naomi ſtand ſtumm an der offenen Pforte.

„Er blutet; der Hund hat ihn gebiſſen!“ rief man.

„Da ſiehſt Du die Folgen Deiner Wildheit!“ ſagte der Graf mit einem ſtrengen Blick zu Naomi.

Man hob Chriſtian auf.

„Der Hund ſoll erſchoſſen werden!“ ſagte der Graf.

Da ſtürzte Naomi weinend hervor, bat für ihn, ergriff Chriſtians Hand, und mit dem bittenden Blick einer kummervollen Seele rief ſie ihn an für das Thier zu bitten. Ihre Lippen berührten des Knaben Wange, und er bat, wie ſie es wollte.

Der Arzt aus der nächſten Stadt wurde geholt. Chriſtian war gefährlich gebiſſen; außerordentliche Pflege und Fürſorge entbehrte er nicht. Naomi beſuchte ihn; ſtill und ernſt ſetzte ſie ſich an ſein Bett, er reichte ihr vergebend die Hand, und um ihr etwas Liebes zu ſagen, wiederholte er ſeinen Wunſch, daß der Hund das Leben behalten möchte.

„Ich glaube, ich könnte Dich lieben!“ ſagte Naomi mit einer ſonderbaren Höflichkeit, indem ſie mit ihren funkelnden Augen ſein bleiches Antlitz betrachtete.

Der Graf wollte reiſen, aber es war nicht daran zu denken, daß Chriſtian ihn nach Odenſe begleiten könnte. Herr Knepus wurde durch einen Brief von dem Geſchehenen in Kenntniß geſetzt.

„Schreck und Sorge rauben mir das Leben,“ ſagte die alte Gräfin. „Jetzt reiſeſt Du von uns! Ich fühle wohl, daß wir uns nie mehr zu ſehn bekommen. Wenn Du nach einem oder zwei Jahren zurückkehrſt, dann mußt Du nach der Dorfkirche gehen, die kleine Capelle öffnen, und Du findeſt einen Sarg mehr!“

„O Mama, das ſteht in einem Roman!“ ſagte der Graf lachend.

„Das ſteht in Deiner Mutter Herzen!“ erwiderte die Gräfin ernſt.

Des Grafen Abreiſe war eine große Begebenheit auf dem Gute, eine wichtige Begebenheit, und doch wollen wir ſie nur ſo ausdrücken: er reiſte.

Naomi ſaß im Zimmer bei Chriſtian. Alles ſagte ihr, wie lieb ſie ihm war, und das machte, daß ſie zum erſten Mal etwas Intereſſe für ihn fühlte. Sie fragte, von wem er ſpielen gelernt habe.

„Von meinem Pathen, dem Norweger in Svendborg,“ und nun erzählte er von den Eigenthümlichkeiten dieſes Mannes. „Ich hörte einſt eine Geſchichte von einem Zauberer, welcher die Geige durch die Straßen ſpielte, und alle Kinder kamen aus den Häuſern gelaufen und folgten ihm. Er ging in den Berg und die Kinder verſchwanden mit ihm. Ebenſo, meinte ich, könne mein Pathe ſpielen. Er habe es vom Neck gelernt, ſagte unſer Nachbar. Ich habe auch darüber nachgedacht, ob das nicht von ihm ſelbſt war, was er mir einſt erzählte. In Norwegen war ein armer Bauernknabe, der ſo viel Luſt hatte die Geige zu ſpielen; ſein Vater litt es nicht, ſondern wollte, daß er arbeiten ſollte. Da ſtahl er ſich eines Abends mit der Geige nach dem Bergſtrom hinaus; der Neck kam herauf und verſprach, ihm noch ſchöner ſpielen zu lehren, nahm ihn dann bei den Fingern und drückte ſie, daß das Blut heraus ſprang, aber von der Zeit an konnte Keiner ſchöner Muſik

als er machen. Alle wollten ihn hören, er verdiente viel Geld, und deshalb erhielt er auch von seinem Vater die Erlaubniß zu spielen. Aber eines Morgens, als er von einer Hochzeit heimfuhr, saß der Neck an der Brücke und sagte, er solle jetzt in das Wasser hinab kommen und bei ihm bleiben, denn er gehöre ihm an. Da lief er schneller als die Pferde und der Neck hinterher; er mußte in die Kirche, zum Altar flüchten, sonst hätte der Neck ihn geholt.

„Aber vielleicht ist Dein Pathe der Neck selbst gewesen!" sagte Naomi lachend. Ihre Augen funkelten, das Blut brannte in ihren schönen Wangen. Immer mehr fragte sie; es war ja ihr Vater, von dem sie ihn sprechen hörte; Christian erblickte dagegen nur Theilnahme an seinem Schicksal, und deshalb ergriff er gern bei jedem neuen Besuch den Faden wieder, um ihn fortzusetzen. Sie hörte von der Reise nach Thorseng, von dem Begegnen bei Glorup und von dem Morgen, als der Pathe in den Zweigen des Baumes hing, und Naomi lächelte sonderbar und legte ihre feine Hand auf die Stirn.

„Er ist ein ungewöhnlicher, aber unglücklicher Mann gewesen, doch das ist weit interessanter, als ein glücklicher Alltagsmensch zu sein. Du hast auch schon früh ein wahres Märchen erlebt; jetzt ist das Interessante mit Dir vorbei, nun bist Du in der langweiligen Ruhe, wo der eine Tag natürlich aus dem andern entspringt. Etwas Ausgezeichnetes in der Welt wird Niemand auf dem ebenen, ruhigen Wege; wenigstens werden sie dazu geformt, von selbst schießen sie nicht recht empor. Wäre ich wie Du, so würde

ich die Geige in mein Tuch binden und mich von den langweiligen Menſchen fortſtehlen, welche einander bis auf die Schleife am Kleide und die Binde um den Hals gleichen!“

„Was ſollte dann aus mir werden?“ fragte Chriſtian. „Ich bin arm —!“

„O, das warſt Du ja noch weit mehr, als Du das Haus Deiner Eltern verließeſt! Da konnteſt Du nicht ſpielen, wie jetzt, und die Wanderung wurde ja doch der Weg zu Deinem Glücke. Wenn Du auch einen Tag hungern oder eine Nacht in einer Scheuer liegen müßteſt; was wäre dabei? Das würde vielmehr recht intereſſant ſein! Denke, wie glänzend es Dir vorſchweben würde, wenn Du, nachdem Du ein großer Mann geworden wäreſt, daran zurück dächteſt. Die Welt würde Deinen entſchloſſenen Schritt gerade bewundern, und ich, ja dann glaube ich, daß ich Dich lieben könnte. Aber ſonſt nicht! nein! nein! Du mußt etwas Ausgezeichnetes werden!“ Sie ergriff ſeine Hand und malte mehr und mehr ihre romantiſche Anſicht des Lebens aus, welches ſie nicht kannte. Es ſchmeichelte dem ſtolzen, eigenwilligen Kinde, einen Andern leiten zu können, Chriſtian war an die Stelle ihrer Puppe getreten. Durch ihn wollte ſie ihre romantiſchen Träume realiſiren. So entſtand bei ihr ein ſtarkes Gefühl, welches aber ſehr verſchieden von Liebe war. Sie erzählte ihm von fremden Landen, von berühmten Männern und Frauen, und ſeufzte darüber, daß ſie ein Mädchen ſein müſſe, „aber ich will wenigſtens,“ verſicherte ſie, „den Andern nicht gleichen!“

Mehr und mehr glitt Chriſtian in den Zauberkreis, den ſie gezogen hatte; alle ſeine Gedanken, alle ſeine Träume drehten ſich nur um Märchen, Berühmtheit und Naomi.

Es war Fieber in ſeinem Blute. Die Nachtlampe, welche am Bette brannte, war im Erlöſchen begriffen; die Flamme war nur wie ein gezeichneter Punkt an der Wand.

„Kann ich jetzt mein „Vater unſer“ ausbeten, ehe die Lampe erliſcht, dann werde ich einſt einen berühmten Namen erhalten und Naomi wird meine Frau, geht ſie aber aus, dann bin ich hier und jenſeits verloren!“ Er faltete ſeine Hände und ſagte ſein Gebet mechaniſch her; das Auge war feſt auf die Lampe geheftet, die Flamme zitterte, um ſo ſchneller ſagte er die Worte; das Gebet war beendet und die Lampe brannte noch.

„Aber ich habe „erlöſe uns von dem Uebel“ überſprungen; deshalb gilt es nicht. Noch einmal muß ich das Gebet herſagen, ſo gilt es doppelt!“ und er betete, und die Lampe brannte. „Ich werde glücklich!“ jubelte er und die Lampe erloſch.

Das war mitten in der Woche.

„Nächſten Sonntag verläßt Du uns!“ ſagte Naomi, „der Arzt ſagt, daß Du ſehr bald ebenſo munter wie wir Andern ſein wirſt. Gedenke dann Deines Verſprechens! Ich weiß wohl, daß Du mich liebſt, aber einen gewöhnlichen Menſchen kann ich nicht lieben, und Du wirſt nur etwas ganz Gewöhnliches in dem ſpießbürgerlichen Odenſe bei dem närriſchen Herrn Knepus. Mache einen dreiſten Schritt in die Welt hinaus! Da haſt Du, was Keiner weiß und Niemand erfahren ſoll, hundert Reichsthaler von

meinem eigenen Spargelde! Denke, wie Du mir erzählt haſt, an unſer erſtes Zuſammentreffen im Garten, wo ich Deine Augen und Deinen Mund zum Pfand nahm; Du gehörſt mir noch, ich habe Antheil an Dir! Sobald Du Dich völlig munter fühlſt, wage einen kühnen Schritt. Benachrichtige mich davon, und in der Nacht, wo Du Dich auf die Wanderung begiebſt, will ich wachen und an Dich denken!"

„Alles will ich thun!" rief er aus und ſchlang ſeinen Arm um ihren Hals; ſie ſaß ruhig mit dem ſtolzen Lächeln und ließ ihn ihre glühende Wange küſſen.

Wie die Lebensfarbe im Herzen iſt, ſo ſpiegelt ſich dort die Welt ab. Hätten wir dieſen Abend Chriſtian, Naomi und zum Beiſpiel die Gräfin examiniren wollen, ſo würde Jeder ſein beſtimmtes, aber höchſt verſchiedenes Urtheil über dieſelbe gegeben haben. Für Chriſtian war ſie ein Tempel Gottes, wo die Herzen ſich für die Liebe und für Gott öffnen, wo das Zutrauen wächſt und die Ueberzeugung ſich begründet. Naomi's Kuß war ſeine Taufe, die Macht der Töne der Orgelklang, welcher ſeiner Seele Schwingen verlieh.

„Die Welt iſt ein großer Maskenſaal," meinte Naomi. „Man muß ſeine Rolle mit Würde zu ſpielen verſtehen; man muß imponiren. Nur das, was man recht vorzuſtellen verſteht, iſt man. Ich will eine Amazone ſein, eine Staël-Holſtein, eine Charlotte Corday, ja eine ſolche, wie die Umſtände es am beſten erlauben!"

„Die Welt iſt ein Hospital!“ meinte die alte Gräfin. „Mit unſerer Gebnrt beginnt unſere Krankheit! Mit jeder Stunde, welche entſchwindet, rücken wir dem Tode näher! Man kann ſich in Arzneibüchern noch kränker leſen; in einem unſchuldigen Glas Waſſer kann ſich ein kleines Thier befinden, welches in uns wächſt! Man kann den Krebs, den kalten Brand, die Kachexie und die ſchrecklichſten Krankheiten bekommen, welche mit dem Tode enden, und deshalb lebt man doch. Alle ſind krank, aber Viele verbergen ihre Krankheit, Andere verachten ſie, und elende Menſchen, ohne Nerven, mit ungeſundem Blut, welches die Wangen röthet, gehen mit dem Wahnſinne umher, daß ſie geſund ſind!“

XXVI.

Les passions sont les vents, qui font aller notre vaisseau, et la raison est le pilote, qui le conduit. Le vaisseau n'irait point sans les vents et se perdrait sans le pilote.

Esprit des esprits.

Ein ſchöner Wintertag, wenn der Reif auf den Baumzweigen liegt und die ſchwarze Krähe über den weißen Schnee in dem klaren Sonnenſchein dahin fliegt, kann die Reiſeluſt erwecken. Ein ganz anderes Ausſehen hatte der Tag, an welchem Chriſtian nach Odenſe wollte. Ein naſſer Nebel lag über der Gegend; ſchwarze, kahle Hecken mit

großen Waſſertropfen ſtachen aus dem ſchmutzigen Schnee hervor, und doch hob gerade dies ſeine Reiſeluſt, ſein Trachten nach romantiſchen Abenteuern. Ein magiſcher Kreis von Regen und Kälte kam ihm heimiſch vor. Nur immer fort hinaus, dann iſt Alles Sonnenſchein und Wärme!

„Hier wird ſich mein Glück, wie der Sommer, nur langſam entwickeln; ich will aus der Heimath, dem Glücke entgegen fliegen!“

Der Schlaf einer Nacht unter dem heimathlichen Dache, wo keine Naomi ihn begeiſterte, brachte wieder Ruhe in ſein Blut. Er dachte an Peter Wik, erinnerte ſich, wie viel dieſer Mann für ihn gethan habe, und fühlte nun, wie ſchlecht er ihm dafür lohne.

„Doch wenn ich einſt als ein ausgezeichneter Mann zurückkehre, welche Ueberraſchung, welche Freude! Aber wie fange ich das an? — Die Bibel ſoll mein Orakel ſein!“ Er ſchlug das heilige Buch auf und las im Evangelium Matthäi Jeſu Worte zu dem Gichtbrüchigen: „Stehe auf, hebe Dein Bett auf und gehe heim.“ — „Ja Gott will es! Durch ſeine heilige Schrift ſpricht er zu mir. Ich habe ja auch Naomi's Geld; welche ungeheuere Summe! Ich bin reicher, als ich je geweſen bin. Ich gehe nach Deutſchland!“

Herrn Knepus fiel es nicht ein, was ſeinen Zögling beſchäftigte, wenn dieſer ihn nach Goslar, Braunſchweig und ſeiner Reiſe durch Norddeutſchland fragte. Eine Art Plan wurde gemacht, aber es mangelten zwei weſentliche Dinge,

nämlich zu wissen, wohin er nun eigentlich zuerst sollte, und dann, mit einem Passe versehen zu werden, welcher diese Reise gestattete; doch was den Paß anlangte, da besaß Naomi mehr Umsicht und größere Klugheit: einen Paß wollte sie besorgen.

Der blonde Ludwig, des Polizeidirectors Sohn, dessen Blicke gegen sie ungefähr die Noten ausdrückten, nach denen die Nachtigall Persiens der Rose ihre Lieder singt, der mußte einen Paß schaffen; er war ja die linke Hand auf dem Comptoir, wo der Vater die rechte war, und warum sollte die Rechte wissen, was die Linke that? Er mußte einen Paß schaffen und der sollte auf verschiedene europäische Länder lauten. Das war Naomi's erste Bitte an ihn, und der blonde Ludwig mußte sie erfüllen. Er hatte ja Liebe, er besaß Jugendblut — kühne Schlingpflanzen, die tragen und nicht brechen; aber unter den Folianten des Rathhaus-Archivs, unter den staubigen Balken des Verhörzimmers wächst ein drittes Kraut: die Vorsicht, und an diese dachte sie gar nicht. Der blonde Ludwig trank sie jeden Abend und jeden Morgen in seinem Thee, und deshalb gab er ihr wohl in aller Heimlichkeit einen Paß, auf verschiedene europäische Länder lautend und für einen jungen Musikus von 16 Jahren gültig; Christians Name stand darin; aber um das Ganze todt und kraftlos zu machen, so war Naomi darin beschrieben; die braunen, funkelnden Gazellenaugen, die feine, schlanke Gestalt, das kohlschwarze Haar — nur sie konnte auf diesen Paß reisen. Daß ihr und nicht Christians Aeußeres darin

beſchrieben war, konnte er ja dadurch entſchuldigen, daß ſie ihm vorgeſchwebt habe, daß ſie ihn allein erfülle, und daher wäre ſie und nicht der, für den er eigentlich beſtimmt war, beſchrieben worden. Mit dieſem Paß konnte Chriſtian nicht einmal nach Jütland hinüberſchlüpfen.

Die Oſterferien hatte er für den Zeitpunkt ſeiner Flucht beſtimmt, und dieſe wollte er darunter verbergen, daß er ſich die Erlaubniß erbäte, ſeine Mutter und ſeinen Stiefvater beſuchen zu dürfen, die er ſeit ſeiner Flucht aus der Heimath nicht geſehen hatte. Die Leidens- und Gefängnißtage des Herrn ſollten für ihn Freuden- und Freiheitstage ſein.

Was konnte er wohl auch bei Herrn Knepus lernen? Wozu ſollte ſein hieſiger Aufenthalt ihn führen?

Er ſchrieb an Naomi, benachrichtigte ſie von dem Tage, an welchem er ſeine Wanderung beginnen wollte, und bat ſie demnächſt auf das Inſtändigſte um ein Stelldichein im Wirthshauſe, welches eine halbe Meile von dem Gute des Grafen entfernt lag; dort ſollten ſie ſich das letzte Mal treffen und einander Lebewohl ſagen. Der Brief wurde abgeſandt, und jetzt war er in ſeinem Beſchluſſe feſt, wie Cäſar am Rubikon. O, wenn er ſich doch Lucien anvertrauen dürfte, aber ihre Gedanken flatterten nicht ſo hoch; ſie würde ihn auslachen oder ihn in ſeinem Vorhaben zu hindern ſuchen.

Der wichtige Tag näherte ſich, und er ſchnürte ſein kleines Bündel zuſammen, löſte es aber wieder auf; immer gab es etwas, was er noch mitnehmen mußte, und deshalb

mußten die früher eingepackten Sachen den Platz räumen. Von der Geige und der Bibel konnte er sich aber durchaus nicht trennen.

Alles, was Peter Wik für ihn gethan hatte, drängte sich seinem Dankgefühl immer mehr und mehr auf; die Thränen flossen ihm über die Wangen hinab; er ergriff Papier und Feder, schrieb sein Lebewohl und bat ihn um Verzeihung; aber kaum war es geschrieben, so wurde es auch schon wieder zerrissen. Plötzlich bekam er einen neuen Gedanken; die Augen funkelten, die Hände falteten sich, ein Beschluß war gefaßt. Rasch schrieb er einen langen Brief, las ihn durch und jubelte: „So muß es sein! Jetzt habe ich Ruhe im Herzen. Naomi wird auch zufrieden sein. Der liebe Gott hat es mir eingegeben!“ Er legte sich froh zur Ruhe und schlief ohne Träume.

Am frühen Morgen rollte er mit guter Gelegenheit nach Nyborg zu.

Naomi hatte seinen Brief erhalten und war von dem muntern Abenteuer, dessen Ursprung sie war, ganz erfüllt, deshalb wollte sie ihn im Wirthshause treffen, aber Niemand sollte etwas davon wissen. Sie konnte leicht fortkommen, sie brauchte nur einen Spazierritt zu machen, aber es war ihr doch unlieb, im Wirthshause gekannt zu sein, weil es nur ein einfacher Knabe war, mit dem sie dort zusammenkommen wollte.

In aller Eile stattete sie einen Besuch beim Gärtner ab, einem behenden, kleinen Mann, der seinem Stande nach hübsch gekleidet ging.

„Ich habe einen Scherz vor," ſagte ſie, „leihe mir Deine Sonntagskleider!"

Sie ſchlich ſich in den Stall, ſattelte ſelbſt das Pferd, und eine Viertelſtunde ſpäter jagte durch die Pappelallee, in des Gärtners Geſtalt, ein kleiner, kühner Reiter; er ſchwenkte den Hut vor dem Hirten, der, beſchäftigt Sohlen unter ſeine Strümpfe zu nähen, die Gitterthür öffnete.

Sorge für mein Pferd und gieb mir die beſte Stube!" ſagte Naomi im Wirthshauſe.

O wie oft blickte ſie nicht nach dem Wege, ob er noch nicht käme! Wie genau ſtudirte ſie nicht alle Namen, welche in die Fenſterſcheibe eingeritzt waren! Ueber drei Stunden mußte das ihre einzige Beſchäftigung bilden.

„Man wird ſehen, er kömmt gar nicht, er hat keinen Muth!"

Und doch kam der Held, aber ſpät, ſehr ſpät; er war müde und warm von der langen Wanderung.

„Endlich kömmſt Du!" ſagte ſie. Er ſtutzte, als er das verkleidete Mädchen erblickte, aber bald begannen die gegenſeitigen Mittheilungen. Er erzählte, was ihn erfüllt und beſchäftigt habe, und reichte ihr darauf den Brief, welchen er geſchrieben hatte, um ihn an Peter Wik zu ſenden. Das war kein Lebewohl, es war ein ehrliches Geſtändniß ſeines Planes, doch ohne Naomi zu erwähnen. Er ſprach darin ſeine phantaſtiſche Anſicht von der Welt und ſeine feſte Ueberzeugung aus, daß er ſein Künſtlerglück in der Fremde erproben müſſe, und welch großer Mann er dann werden könne. Er bat Peter Wik um die Erlaubniß

reiſen zu dürfen, ohne welche ihm ſein Gewiſſen keine Ruhe gönnen würde. Den Brief ſollte Naomi erſt leſen, darauf wollte er ihn abſenden und daheim bei ſeinen Eltern die Antwort erwarten.

„Iſt das Dein Ernſt?“ fragte Naomi. „Das hätte ich erwarten können! Aus Dir wird nie ein großer Mann werden!“ Darauf ging ſie zum Zimmer hinaus, wollte nicht mehr mit ihm ſprechen, verlangte ihre Rechnung und jagte am dunkeln Abend nach Hauſe.

Chriſtian ſtand allein; ohne Abſchied hatte ſie ihn verlaſſen. Ihr Geld hatte er noch; es brannte ihn wie Feuer.

Den Schleier der Nacht durchwebt der Traumgott mit den ſeltſamſten Arabesken, welche die Phantaſie erſchaffen kann; ſie beſitzen ſowohl Michel Angelo's Kraft, die ſinkenden Seelen am Tage des Gerichts zu malen, als Raphaels weiche Schönheit, das Himmliſche darzuſtellen. Dieſelbe Kühnheit, die Extreme auszumalen, die Verzweiflung und die Hoffnung, liegt in dem Jugendherzen, und die Uebergänge hier ſind eben ſo plötzlich, nur daß das Jugendherz ſich meiſtentheils an das Lichte hält; malt es auch einen Augenblick, in ſeinem tiefen Schmerze, ein ſchwarzes, feuchtes Grabgewölbe, wo nur Salpeterſchwämme wachſen, und nennt dieſes das Leben, ja zeigt es uns, um ſein Leiden noch anſchaulicher zu machen, eine auf den Boden hingeſchleuderte Roſenknospe, welche vertrocknen muß, als ein Bild ſeiner ſelbſt, ſo ſehen wir doch nach und nach, wie dieſelbe Wurzel ſchlägt, ſich öffnet, Zweige und Knospen treibt,

und die ganze Wölbung zu einer Roſenlaube wird, wo bald durch Knospen und Grün die warme Frühlingsſonne ſcheint und der blaue Himmel durchblickt.

So war auch in dieſer Nacht der Uebergang in Chriſtians Seele, während er auf gut Glück die labyrinthiſchen Nebenwege wanderte, welche in der Richtung nach Oerebäk führten.

Grün iſt die Farbe der Hoffnung. Dies Bild hat man dem Frühling entlehnt, wo das erwachende Leben ſich ſo auf dem Felde und im Walde offenbart. Iſt aber nicht die Wiedergeburt des Morgens aus der Nacht weit allegoriſcher? Hier iſt die Hoffnungsfarbe Purpur! Der rothe Streif im Oſten verkündet die Wiedergeburt des Lebens und des Lichts, wenn ſie nicht, wie die Hoffnung des Menſchen, nur ein falſcher Glanz, der Wiederſchein eines brennenden Dorfes iſt.

Chriſtian ſah, wie es im Oſten hell wurde; der Morgen wollte anbrechen, wie hell aber der Horizont auch wurde, ſo ſtieg die Sonne doch nicht empor.

Ein Feuerzeichen ward ſichtbar. Es war eine Feuersbrunſt in Oerebäk ausgebrochen, Feuer in des Stiefvaters Gehöfte, aber Alle ſchliefen darin, und deshalb ſtreckte die rothe Flamme ihre Polypenarme durch das Dach und die Läden. Luft und Schnee färbten ſich röthlich; die eingeſperrten Pferde wieherten und die trägen Kühe und Stiere brüllten in der ſtummen Morgenſtunde. Die Menſchen ſchliefen, und wer da ſchläft, iſt glücklich.

Christian wußte nicht, wessen Gehöft brannte; er betrachtete das Feuer mit dem Interesse, mit welchem die Jugend das Haus eines fremden Mannes niederbrennen sieht, doch später? — Ja, in der Morgendämmerung war es vorbei; die Erndte des letzten Jahres war verbrannt, das Vieh war verbrannt, und der Besitzer? — Mit zerschmettertem Kopfe lag er unter einer herabgestürzten Mauer. Zwei dem Zusammensinken nahe Schornsteine ragten aus dem dampfenden Haufen hervor. Bauern und Spritzenleute lärmten und schrieen durch einander.

Hierher kam Christian mit dem Bündel in der Hand und die Geige eingepackt über den Rücken hängend. Das war die Heimath.

XXVII.

— Man studirt sich zum Prediger; — nun wohl, ruft nicht auch eine gesprungene Glocke die Gemeinde Gottes zur Andacht?

Pique Dame.

Er soll in dem vollen und festen Glauben gestorben sein, daß sein Volk doch das herrlichste auf der Erde und, trotz aller seiner Entartung und allen seinen Drangsalen, das einzige auserwählte Volk Gottes sei.

„Der alte Rabbiner," Novelle von B. S. Ingemann.

Wenn eine Herrschaft Jemanden in Dienst nimmt, so sieht sie nicht nur auf seine wesentliche Brauchbarkeit, sondern auch darauf, ob er nichts Lächerliches in seinem Aeußern oder in seiner Aussprache hat. Derjenige, welcher öffentlich

auf der Bühne auftritt, muß ein dem Charakter, welcher dargeſtellt werden ſoll, angemeſſenes Aeußere haben, um des Dichters Werk auf eine würdige Weiſe wiedergeben zu können. Beſonders iſt das Organ von Wichtigkeit. Der Prediger hingegen, er, welcher das Organ Gottes ſelbſt iſt, kann bei uns die Erlaubniß erhalten, mit der erbärmlichſten Rednerſtimme und mit dem lächerlichſten Vortrage aufzutreten. Singende, näſelnde und affectirte Prediger haben wir, welche gewöhnlich die Fehler der Prediger in der Hauptſtadt, die zu ihrer Zeit glänzten, angenommen haben. Gerade wie man vor Zeiten nicht glaubte, daß die Bibel in die Landesſprache übertragen werden könnte, ſo glauben auch manche gemeine Leute auf dem Lande, daß die Bibel nicht ohne affectirte Betonung laut geleſen werden dürfe, wie ſie den Prediger das liebe Gotteswort vortragen gehört haben. Anſtatt natürlich aus der Bruſt und dem Herzen zu ſprechen, die Gemeinde, als Mann, Angeſicht gegen Angeſicht zu betrachten, ſtehen ſie wie ein Truthahn da und werfen den Kopf nach der einen und die Augen nach der andern Seite. Gottes Wort ſoll uns, gleich dem heiligen Altarweine, aus dem reinen, offenen, ſilbernen Pokale gereicht werden.

Alle jene Eigenſchaften, die ein Geiſtlicher nicht beſitzen ſollte, fanden ſich bei dem Prediger des Gutes, Herrn Patermann, welcher, nach dem Wunſche der alten Gräfin, Naomi einſegnen ſollte. Nicht umſonſt lag Honig und das Ziſcheln der kriechenden Schlange in ſeinen Worten; etwas Weichlich-ſüßliches, Einſchmeichelndes ruhte auf den fortwäh-

rend lächelnden Lippen; er kehrte, wie der Erkönig*), seine schöne Seite den Leuten zu, war aber gleich diesem ein hohler Bruder. Die Gouvernante fand, daß er ein Apostelantlitz habe, fand, daß sein Umgang, wie sie es nannte, Poesie in der Prosa des Lebens sei. Wir können nicht ihrer Meinung sein. Höchst sonderbar wandte er gute Einfälle an, da diese bei ihm nie durch den Augenblick hervorgerufen wurden. Er verstand nicht, die Gedanken Anderer mit den seinigen zu multipliciren und das Product wiederzugeben, eher subtrahirte er sein Minus von einem gegebenen Plus. Dieser Mann gefiel Naomi nicht.

„Herr Patermann soll also einen Menschen aus mir machen!“ sagte sie, und durchlief in Gedanken alle seine hervorspringenden Eigenschaften. Lächerlich war er ihr, und das darf derjenige, welcher das Heilige vorträgt, am allerwenigsten sein. Sie achtete ihn nicht, und so fand sich denn hier reiche Gelegenheit für den ihr angebornen Oppositionsgeist.

Die Vorbereitung zur Einsegnung wurde so zu Disputirübungen, aber Alles in passender Demuth gegen das herrschaftliche Fräulein, dagegen ging es über die sündige Dorfjugend her; er benahm sich wie jener Lehrer, der den Sohn des Reichen und seinen eigenen unterrichtete, und wenn jener nicht gehorchte, diesen mit der Bemerkung schlug: „Du bist mein eigen Fleisch und Blut, Dich kann ich schlagen!“

*) Nach dem dänischen Volksglauben ist dieser hinten hohl wie ein Mehltrog.

Gewöhnlich ritt Naomi nach dem Pfarrhofe, und der ehrwürdige Lehrer half dem gnädigen Fräulein selbst vom Pferde. Der Knabe des Hirten sprang heute hinzu, um dasselbe zu halten, indem er von der Häuslersfrau den Auftrag hatte, das Fräulein zu bitten, bei ihr vorzusprechen, denn es läge ein Mann im Sterben, welcher darum gebeten habe.

„Was ist das für Geschwätz!“ sagte der Prediger. „Sie ist ja Wittwe. Das ist Bettelei, Lügen und Fabeln!“ und er führte Naomi in die Stube. Es traf sich, daß sie die Worte vom barmherzigen Samariter lasen.

„Das war eine schöne Handlung, welche wir nachahmen sollen!“ sagte der Prediger.

„Also hätte ich gleich heute zur Häuslersfrau gehen müssen!“ erwiderte Naomi.

„So muß man das nicht anwenden,“ sagte Herr Patermann. „Hier zu Lande sind die Armen lumpiges Pack, aus Lügen und Ränken zusammengesetzt. Hier kann man nicht wie in den orientalischen Geschichten handeln!“ und er lachte, denn er hatte etwas Belustigendes gesagt.

In dem ärmlichen Hinterhause der Häuslersfrau, wo die einzige Kuh an der Krippe festgebunden stand, lag ein Sterbender auf der Streu, ein alter Sack lag auf seinen Füßen. Außer der Kuh, welche ihren Kopf über den Verschlag streckte, war Niemand bei ihm. Die mageren Finger spielten kraftlos mit einander.

Die Thür ging auf und die Häuslersfrau kam mit einem kleinen Topf Wasser, stellte sich vor ihn hin, und halb schel-

tend, halb weinend klagte ſie: „Herr Jeſus! Nun liegt er da und ſtirbt mir gar! Das habe ich davon, daß ich ihm erlaubte, dieſe Nacht hier zu liegen. Der Tod ſah ihm aus den Augen, als er geſtern Abend ankam. O Gott helfe mir!“

Der Sterbende erhob das Haupt ein wenig und lächelte; darauf ſchloß er die Augen wieder.

„Das Fräulein will nicht kommen,“ ſagte die Frau. „Das wußte ich wohl, und der Prediger wurde böſe darüber; ich werde es wohl noch hören müſſen!“

Der Sterbende ſeufzte tief. Auf einmal erhob er ſich halb, zeigte auf das zuſammengebundene Käſtchen und blickte die Frau an.

„Soll ich dies aufmachen?“ fragte ſie.

„Ja!“ flüſterte er.

Plötzlich wurden ſeine Augen heller, er ſtreckte die Hände aus, denn Naomi ſtand vor ihm; ſie war zur offenen Thür hereingetreten.

„Ich habe Dich früher geſehen,“ ſagte ſie; „immer wenn wir uns begegneten, grüßteſt Du mich ſo ehrerbietig. Immer betrachteteſt Du mich ſo ſonderbar. Iſt das Waſſer, was Du ihm giebſt?“ fragte ſie die Frau. „Schaff' etwas Beſſeres!“

„Ja, ein Tropfen Branntwein könnte ihm gut thun,“ ſagte die Frau, „aber ſeit vierzehn Tagen iſt kein Tropfen in meinem Hauſe geweſen!“

„Kaufe Wein!“ ſagte Naomi und gab der Frau Geld. Dieſe betrachtete ſie mit verwirrten, dummen Blicken und verweilte noch einige Augenblicke.

Sperlinge flogen herein, ſetzten ſich auf den gepflaſterten Fußboden, zwitſcherten und flogen wieder fort. Der Wind blies durch die Mauerſpalten. Es war, als ob der Sterbende wieder belebt würde, und es kamen Worte von ſeiner Zunge.

„Darf ich Dich anblicken, Naomi?“

„Du weißt meinen Namen!“

„Ich wußte ihn, bevor Du ſelbſt ihn kannteſt!“ Er betrachtete ſie mit dem Lächeln des Trauernden. „Ich habe Dich auf meinem Arme getragen, aber Du erinnerſt Dich des alten Joel nicht!“

„Ich ſah Dich früher,“ ſagte Naomi. „Aber Du kamſt nicht auf das Schloß!“

„Ich durfte nicht,“ ſagte er, „und ich wollte auch nicht!“

„Was haſt Du mir zu ſagen?“ fragte ſie.

Er zeigte auf das geöffnete Käſtchen. Was barg er darin? Was hatte er zu ſagen? — Könnteſt Du das Zwitſchern des verachteten Sperlings verſtehen, ſo würdeſt Du hören, was dieſer und Naomi erfuhren! Könnteſt Du die Töne faſſen, welche der kalte Frühlingswind auf ſeiner Pansflöte, der geflochtenen Weidenwand bläſt, ſo würdeſt Du wiſſen, was Naomi nachdenklich machte, weshalb ſie auf dem Rückweg nur Schritt für Schritt durch das Gebüſch nach dem Gute zurück ritt.

„Iſt das Judenthum nicht der Vater des Chriſtenthums, ein umherwandernder Oedip, welcher vom jüngern Geſchlechte verſpottet wird?“ Iſt es das, worüber ſie grübelte, oder war es des Predigers Vortrag über den barmherzigen Samariter? Ihre feinen Finger blätterten in einem

Buche und das Auge ſtarrte mit der Begierde des Goldmachers hinein, wie dieſer in den Schmelztiegel ſtarrt, in welchem die Pulver gemiſcht werden. War es der Katechismus, oder die neue, verbeſſerte Ausgabe des Geſangbuches, aus welchem proſaiſche Hände die duftenden Blätter der Poeſie gepflückt haben? Das Format war zu groß, der Einband zu alt und die Blätter nur Papier mit verbleichter Schrift. Es war des hochvornehmen Fräuleins mütterliches Erbtheil. Es ſtanden Verſe und Gedanken darin, und zwiſchen den Blättern lagen einige loſe Papiere.

„Iſt es eine Schande, einem weltberühmten Volke anzugehören?“ war ihr Gedanke. „Der Vater meiner Mutter iſt reich geweſen. Joel war ſein Diener, ſein alter, treuer Diener. Als ich verlaſſen war, als Alles in Feuer und Aſche lag, gab er mir eine Heimath, hier wo ſie iſt und ſein muß, das alte treue Herz!“ Thränen drangen aus ihren Augen hervor, wurden aber zwiſchen den dunkeln Augenwimpern zerdrückt.

„Fräulein, er iſt geſtorben!“ rief die Bauerfrau, die ihr nachgelaufen kam.

Naomi hielt an.

„Iſt er geſtorben?“ ſagte ſie. „Sagt mir, was ſprach er zu Euch, als Ihr nach mir ſchicktet?“

„Er ſagte nur, daß ich Euch holen müßte, eher könnte er nicht ſterben! Ich wußte, daß Ihr heute bei Predigers waret —“

„Ihr habt ihn nicht verſtanden,“ ſagte Naomi mit Kälte. „Seht, deshalb habt Ihr Euch ſo thöricht benom-

men! Ihr ſchicktet nach mir, die nie früher mit ihm geſprochen hat. Ich kenne ihn nicht! Ihr werdet ſchlechten Dank davon haben, wenn man es im Schloſſe erfährt; aber ich will ſchweigen, das verſpreche ich Euch, ſagt nur ſelbſt nichts! Sagt dem Vogte, daß der Mann todt iſt."

„Herr Gott, kanntet Ihr ihn nicht?"

„Ich?" ſagte Naomi und blickte ſie mit einem eiskalten Ausdruck an. „Woher ſollte ich den alten Juden kennen?"

Und ſie ritt fort, aber ihr Herz ſchlug gewaltig.

„Armer Joel! Gott hat ja Dein Volk verläugnet, ſo darf ich Dich wohl auch verläugnen!" und ſie nahm das Buch hervor, welches ſie verſteckt hatte, und las darin, ſpornte darauf das Pferd an und jagte nach Hauſe.

Der ärmſte Bauer hat ſein Grab in des Kirchhofs geweihter Erde; können ſeine armen Hinterbliebenen ihm kein Kreuz auf das Grab ſetzen, ſo ſpannen ſie doch ein Stück Leinen zwiſchen den Weidenzweigen aus und ſchreiben mit Tinte ſeinen Namen und Todestag darauf. Der ehrliche Joel, welcher ſeines Herrn zu Kohle gebrannten Leichnam forttrug, um ihm ein geweihtes Grab zu verſchaffen, erhielt ſelbſt eins außerhalb der Steinmauer des Kirchhofes, wo die Kuh der armen Häuslersfrau am Steige graſete. Vier Tage lang erblickte man noch die Spur des weißen Sandes, den ſie auf das Grab geſtreut hatte, aber ſpäter warf die Jugend, in welcher noch das böſe Thier vorhanden, Steine darauf, denn ſie wußten, daß da ein

Jude lag. Und die verachteten Sperlinge ſetzten ſich auf die Steine und zwitſcherten ihr Lied, und die kalten Frühlingswinde bliesen auf ihrer Pansflöte, der gebrechlichen Einhegung.

Es iſt etwas Magnetiſches im Leſen; wir betrachten die ſchwarzen Buchſtaben, und durch das Auge ſteigt ein lebendiges Bild in unſere Seele, welches uns wie die mächtige Wirklichkeit ergreift. Naomi las im Buche und in den Briefen, und das Haus, welches einſt in Kohle und Aſche ſank, ſtand wieder mit den alten, geſchnörkelten Schränken, den Inſchriften an den Thürpfoſten: „Jeruſalem, vergeſſe ich Deiner, ſo vergeſſe ich meine verdorrende Rechte" da. Die herrlichen Levkoien dufteten und die Sonne ſchien durch das rothe Glas des Luſthauſes, wo das Straußenei unter der Decke hing

Die alte Gräfin hatte doch die Wahrheit von ihrer Mutter geſagt, aber ſie hatte nicht vom Norweger erzählt, welcher ihre Zuſammenkunft belauſchte und ſich ſelbſt in der finſtern Nacht ſtatt des Grafen zur Harrenden hineinſchlich, und da war es ſtille, wie wenn der Wurm den Stengel zernagt, welcher die reife Eſchenfrucht trägt. Da kam der rechte Liebhaber und die Lieder der Verläumdung wurden gültige Beweiſe. Zwar iſt das Glück der Liebe groß, aber der Schmerz der Liebe iſt noch größer. Die ſchöne Sara weinte, wie Suſanna, die Tochter des Hilkiä, aber kein Daniel zeugte: „ich bin an ihrem Blute unſchuldig." Da ſtanden manche inhaltsreiche Commentare darüber, aber Lectüre für eine Confirmandin war es eigentlich nicht.

„Der Norweger iſt Naomi's Vater!“ ſtand da mit zitternder, bleicher Schrift; der alte Joel hatte es geſchrieben. „Das war ein Selbſtmord Deines unbefleckten Rufes, arme Sara! Verſtoßen, mit Haß gegen den Vater Deines Kindes erfüllt, hatteſt Du doch nur ihn, in ſeine Arme fielſt Du mit Verwünſchungen und er hat Todesſtille auf Deine Lippen gedrückt; aber Deine Klagen haben den böſen Geiſt in ihm erweckt; Du biſt von ihm ermordet! Der Gott Iſraels iſt ein ſtrenger, ein rächender Herr an den Kindern bis ins vierte Glied!“

„Der Norweger iſt mein Vater!“ ſagte Naomi. Iſt das eine Gewißheit? O meine Mutter! ja durch Dich gehöre ich jenem verſtoßenen Volke an. Die Gewißheit kann Niemand erſchüttern!“ Sie ſtellte ſich vor den Spiegel. „Ich habe nicht die blonden Haare und blauen Augen des Nordländers, ich habe nichts, was andeutet, daß ich unter dem Nordlichte und den Nebeln geboren bin. Mein Haar iſt ſchwarz, wie die Kinder Aſiens es beſitzen; mein Auge und mein Blut ſagen mir, daß ich einer wärmeren Sonne angehöre!“

Und ſie las im Alten Teſtament mit einer Begierde, gleich der des Adelſtolzen, welcher ſeinen Stammbaum lieſt. Ihr Herz ſchlug ſtark bei den kühnen Weibern, deren die Schrift erwähnt: der muthigen Judith und der verſtändigen Eſther.

„Meiner Mutter Volk war ein erleuchtetes, ſiegreiches Volk, als der Norden nur Horden Wilder beſaß. Das Rad hat ſich gedreht!“

„Das gnädige Fräulein ist eine Antichristin im Glauben!“ sagte Herr Patermann in der Stunde, und wirklich konnten ihre Fragen auch einen besseren Geistlichen, als er war, in große Verlegenheit bringen. Sich selbst überlassen, schossen ihre Gedanken kühn, oft allzukühn hervor. Ihre Umgebung übersah sie, und es war ihr eine Freude, dem frommen Seelsorger zu opponiren und ihn aus dem Text zu bringen, wie es oft der Fall war. Sie wollte wissen, was Mahomed sein Volk gelehrt habe, sie wollte die Weisheit der Braminen hören, wie solche an den Ufern des Ganges verkündet wurde. „Alles muß man kennen, um das Beste zu wählen,“ sagte sie. „Dem Kranken und Schwächlichen darf man nur sein bestimmtes Gericht geben, aber ich bin stark genug, um von allen genießen zu können!“

Bei solcher Rede verneigte sich Herr Patermann und dachte dabei im Herzen: „kommt Jemand in das ewige Feuer, so ist sie es!“ Und Alles, was nicht gut an Naomi war, wurde der alten Gräfin hinterbracht; und sie meldete wieder ihrem Sohne Alles. Die Gouvernante, welche durchaus nicht dazu paßte, Naomi zu leiten und zu entwickeln, war auch als Vorleserin, Pflegerin und Conversationsperpendikel in den Dienst der Gräfin übergegangen. Lange Zeit hatte sie Naomi lieb gehabt; als diese aber sich über ihre deutsche Poesie lustig machte, ging sie zur Gegenpartei über. Was der Engel des Herrn der Hagar von dem Sohne, den sie gebären sollte, prophezeite, schien auch auf Naomi zu ruhen, wie es auf Ismael ruhte;

„er wird ein wilder Menſch ſein, ſeine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn!“ Was die Gräfin, den Prediger und die Gouvernante anlangt, ſo waren dieſe hart genug gegen ſie. „Ich weiß es wohl,“ ſagte Naomi, „daß, wenn die Moore dampfen, ſich leicht dunkle Wolken ſammeln können. Aber ich finde gerade Intereſſe am Unwetter, an einem ſo entſtandenen Unwetter. Meine Herren wollen ſie ſein! Der Graf allein iſt mein königlicher Herr; werden ſie mir zu unerträglich, ſpielen ſie Hamans böſe Rolle, dann bin ich dreiſt wie Eſther, und wenn man es am wenigſten erwartet, trete ich vor ihn hin. Das war eine mächtigere Hand, als die des blonden Ludwig, welche die Feder führte, als meine Perſon auf dem Paſſe beſchrieben wurde, welchen der immer heulende Junge in Odenſe erhalten ſollte!“ Und ſie las wieder von Abrahams reichen Heerden, von Davids Siegen und Salomo's Pracht.

Auf Roms Forum ſteht die Ruine eines heidniſchen Tempels und mitten in derſelben, zwiſchen den hohen Marmorſäulen, iſt eine chriſtliche Kirche erbaut; das Alte und das Neue hält ſich hier gegenſeitig, aber der Blick des Beſchauers weilt vorzugsweiſe auf den Ueberbleibſeln des Tempels; ſo auch Naomi's Gedanken beim Judenthume, indem ſie es als mit dem Chriſtenthum zuſammengebaut betrachtete. Während gewöhnlich die Phantaſie bei der Jugend jede Mythe in Wirklichkeit verwandelt, begann bei ihr die Straußiſche Verdumſtung, welche alles Geſchichtliche in Mythen auflöſt. Es entwickelte ſich bei ihr in Religions-

ſachen eine Anſicht, wie ſie ſich in unſerer Zeit bei Einzelnen in Deutſchland auszuſprechen anfängt, eine Art Freigeiſterei. Sollte man übrigens näher beſtimmen, was ſie eigentlich im Einſegnungsjahre war, ſo würde man ſie richtiger eine Jüdin nennen, als ihr den Namen einer Chriſtin beilegen können. Prächtiger ſchwebte ihr der donnernde, ſtrengrichtende Jehovah vor, als der milde Geiſt, dem wir ein „Abba, lieber Vater!“ zurufen könuen. Was ſie davon im Alten Teſtament las, verknüpfte ſie mit ihrer Kindheits-Erinnerung, und ſie dachte an Joel, an die letzte Unterredung mit ihm.

Auf ſeinem Grabe graſte die Kuh der Häuslersfrau, als ſie zum erſten Mal an dem Orte vorbei ging. Sie blickte über das Steingehege und lächelte.

„Dort oder hier? Die Würmer zernagen ſie doch! Die Bibel verkündet die Auferſtehung, und die Bibel enthält Gottes eigene Worte, ſagt man mir; aber in demſelben Buche ſteht auch: „„Eine Wolke vergehet und fähret dahin, alſo wer in das Grab ſteigt, kommt nicht wieder herauf.““ Das muß ja auch Wahrheit ſein, denn es ſteht auch in der Bibel! Ich muß das Eine ſowohl wie das Andere glauben. Es giebt keine Unſterblichkeit, ſteht da. Jehovahs vollkommenſtes Geſchöpf muß, gleich Menſchenwerk, in Staub zerfallen, früher aufhören als die Statue ſelbſt, welche der Staub gebildet hat; alle Geſchöpfe, alle Himmelskörper vergehen, wenn auch Millionen Jahre darüber hingehen, ſie müſſen zerfallen! Einſam ſchwebt Jehovah über den Ruinen ſeiner Werke, einſam über einem Chaos

wie er es ja von Ewigkeit an that! „„Wie eine Wolke vergehet und fähret dahin, wird auch Keiner aus dem Grabe erſtehen,““ hat die Bibel mir geſagt. „„Meine Tage fliegen dahin wie ein Weberſchiff und ſind ohne Hoffnung verſchwunden.““ Alſo lebe ſchnell, aber lebe! Athme die Freude ein und zerſpringe im Nu!“

Am folgenden Sonntag rauſchte der Atlas über den Fußboden der geſchmückten Kirche hin, wo die Tannenzweige in Guirlanden hingen und die rothen Altarlichter brannten. Naomi ſtand oben an; ſie war die Erſte von den Confirmanden, folglich die Beſte. Keine antwortete wie ſie, Keine gab beſſer als ſie den Beweis, daß ſie ihr Chriſtenthum gelernt habe.

Die Kutſche rollte von der Kirche zurück; das Wagenrad ging über Joel's Grab.

„Heut' habe ich zur Fahne der Chriſten geſchworen!“ ſagte Naomi nachdenkend. „Sie haben mich dazu erzogen, ſie haben mir zu eſſen und zu trinken gegeben, damit ich Eine der Ihrigen ſein ſollte. Ein Ueberläufer wird geſtraft, ſo viel ich weiß. Nun, ob man bei der Reiterei oder beim Fußvolke ſteht, bleibt ſich wohl gleich, wenn man nur Einem Könige dient!“ Sie wurde nachdenkend. „O Gott, ich ſtehe auch ſo allein in dieſer Welt!“ ſagte ſie, und das Waſſer quoll durch die dunkeln Augenwimpern.

Der Bediente rief ſie zur feſtlichen Mahlzeit. Herr Patermann führte die alte Gräfin zu Tiſch. Naomi war in Atlas gekleidet, mit der rothen Roſenknospe am klopfenden Herzen.

XXVIII

Schöne Bilder, ſchöne Sachen,
Halb zum Weinen, halb zum Lachen,
Wie ſich's dreht und ſteht und geht;
Kommt und ſeht!

Fr. Rückert.

Gerade wie die arme Frau der Bequemlichkeit halber auf ihrer Spule immer einen kleinen Faden ſitzen hat, an den ſie ihr neues Geſpinnſt anknüpfen kann, ſo hat der gewöhnliche Mann in ſeinem Briefſtyl immer einen beſtimmten Faden zum Beginnen und weiteren Ausſpinnen: „Ich bin friſch und geſund und wünſche daſſelbe von Dir zu vernehmen!“ obgleich dieſer Anfang oft dem Folgenden im Briefe durchaus widerſprechend iſt. So fing auch des ehrlichen Peter Wik's Antwort auf Chriſtians Schreiben an; das Uebrige lautete wie folgt:

—„Wann nahmſt Du etwas ein, um danach verrückt zu werden? Setze mir nicht alle Lappen bei, ehe Ladung an Bord iſt! Sieh wohl zu, daß Du das Bischen bewahrſt, was Du in der oberſten Etage haſt! Uebrigens bin ich Dein bis zum Tode treuer Freund

Peter Wik,
Beſitzer und Führer des Schiffes Lucie.“

Des Freundes Hand ſchlägt härter als die des Feindes, und hatte Peter Wik nicht Recht? Chriſtian konnte es nicht

ganz läugnen, und er war verletzt, aber nicht gekränkt wie damals, als ihn Naomi im Zorn verließ, weil er nicht blindlings ihren abenteuerlichen Plänen folgte. Sein Selbstgefühl war geweckt worden und es verdroß ihn sehr, daß er ihr nicht ihr Geld hingeworfen hatte. Jetzt fielen ihm hundert kecke Antworten ein, die er hatte geben wollen. Am folgenden Morgen erblickte er nur einen Schutthaufen, wo die Heimath war; er hörte die Klagen der verlassenen Mutter und gab ihr die Hälfte des Geldes, das konnte wohl durch Gunst oder Gabe oder durch eigenen Fleiß ersetzt werden, dieses war der augenblickliche Gedanke. Nimm einen Rath von Deinem Freund an, aber nie eine Gabe, die Du nicht wiedergeben kannst. Die Wahrheit hiervon fühlte er tief und rief sich in seiner Erinnerung zurück, wie oft ihm Naomi kalt und hart entgegengetreten war. „Ich liebe sie nicht mehr!“ sagte er. „Sie ist hübsch, aber das ist auch Alles!“ und doch weilten seine Gedanken immer bei ihr, doch träumte er, wie sie an seinem Bett gesessen, ihm die Hand gereicht hatte und wie er einst seinen Kuß auf ihre Wange gedrückt. Das war ein schöner Traum. Die Hälfte von Naomi's Geld hatte er seiner Mutter gegeben, das war die Fessel, welche ihn drückte, und doppelt schwer lastete sie, denn seine Mutter war ja doch nicht glücklicher dadurch geworden.

In des Häuslers ärmlicher Kammer saß sie mit ihrem kleinen Kinde. Des Mannes reiche Verwandte waren ihr nie gut gewesen, jetzt war ja das Band gelöst, meinten sie; das Kind wollten sie zu sich nehmen, aber das wollte sie

nicht laſſen, und deshalb ſprach ſie harte Worte in ihrer Armuth. Niels ſaß am Tiſche und hörte es.

„Dann kannſt Du ja Deinen Schneider wieder nehmen!“ ſagte er. „Mit hundert Reichsthalern ging er davon.“ —

„Er bekam weit mehr,“ ſagte Marie, „aber er gab ſein Leben und ſein Blut dafür.“

„Er nahm ſich wohl in Acht!“ ſagte Niels. „Du mußt nicht glauben, daß er todt iſt, vor Jahr und Tag habe ich ihn geſehen. Er kam des Abends nach dem Hof und der Vater gab ihm einen Hundert- oder Funfzigthalerſchein, um ihn aus dem Lande zu ſchaffen! Winſele deshalb nicht um ihn, Du kannſt noch wieder Madame werden!“

„Herr Jeſus! Was ſagſt Du, Kind?“ ſagte Marie mit gefalteten Händen.

„Ich ſage, daß Du nicht ſchlecht von meinen Verwandten reden ſollſt, weil ſie Dich nicht ernähren wollen. Du haſt nichts mit in das Haus gebracht, ſo kannſt Du wohl auch ohne etwas davongehen. Dein erſter Mann iſt noch am Leben, Du kannſt Dich wohl mit ihm begnügen!“

„Der liebe Gott ſei uns gnädig!“ ſagte Marie und horchte mit ſchwerem Athemzuge auf das, was Niels erzählte. „Du biſt ein böſes Thier!“ ſagte ſie. „Nicht ein wahres Wort kömmt von Deiner Zunge!“ und brach in heftige Thränen aus.

In Odenſe war eine Kunſtreitergeſellſchaft angekommen, welche nach Kopenhagen gehen wollte. Die hübſchen

Leute und die prächtigen Pferde wurden viel beſprochen; Chriſtian und mehrere Liebhaber unterſtützten ſie.

Naomi und die alte Gräfin waren in Odenſe. Sie waren beide zufriedengeſtellt. Die einzige Dame in der Geſellſchaft hatte etwas ſo Anſtändiges, wie die Gräfin es nannte, daß man durchaus nicht verlegen wurde, ihre ſchönen Glieder zu betrachten; ſie ſtand mit wallenden Federn am Hut und Fahnen in jeder Hand, während das ſchwarze Pferd zu fliegen ſchien. Naomi beneidete ſie um dieſen Augenblick. Die Männer waren Alle ſo herrlich entwickelt, muskelſtark und kräftig; die ſchwerſten Kunſtſtücke ſchienen ein Spiel zu ſein, und doch ſagte man, daß ein noch ausgezeichneterer unter ihnen ſei: Ladislaus, ein Pole von 21 Jahren. Sein Muth ſolle an Verwegenheit grenzen, verſicherte man; kürzlich ſei er erſt von einer ſchweren Krankheit hergeſtellt, deshalb könne er ſich dem Publicum noch nicht zeigen. Er führte eins der Pferde vor, und die Aufmerkſamkeit Aller war auf den wirklich idealiſch-ſchönen Mann gerichtet, deſſen Antlitz die Krankheit mager und gelblich-bleich gemacht hatte, aber die Züge waren keck, man konnte ſie übermüthig nennen. Die ſchwarzen Augenbrauen erhöhten gerade den kühnen Ausdruck, aber die Augen waren ſo außerordentlich traurig, vielleicht noch die Folge des leidenden Zuſtandes, in welchem er ſich befunden hatte. Er war Allen am intereſſanteſten, obgleich man noch gar keine Beweiſe ſeiner Kunſt geſehen hatte. Das Gerücht vergaß nicht die Geſchichte von ihm zu verbreiten, daß er von Adel ſei, daß er durch einen unvorſichtigen Schuß ſeine Braut getödtet habe.

Andere wollten wiſſen, daß er eines Duelles halber ſein Vaterland verlaſſen habe; ein Dritter ſagte, daß er aus Liebe zu einer ſchönen Kunſtreiterin ſeine reiche Heimath gemieden, und daß ſeine Braut kürzlich geſtorben ſei. Alles waren Vermuthungen, welche das Gerücht zur Gewißheit machte, aber wie es nun auch war oder nicht war, intereſſant war der bleiche, ernſte Kunſtreiter.

„Ja, er iſt ſehr krank geweſen," ſagte die Gräfin, „und welche Pflege kann der arme Mann gehabt haben! Ich fühle es, die da weiß, was Krankheit iſt. Es muß ein ſchreckliches Leben ſein, ſo keine Heimath zu haben, von Land zu Land zu jagen; nicht einmal ein wenig Hafergrützſuppe haben zu können!"

„Es iſt ein glückliches Leben," ſagte Naomi. „Ich könnte die mit den wehenden Fahnen und wallenden Federn beneiden!"

„Zuletzt brechen ſie doch einen Arm oder ein Bein," ſagte die Gräfin, „ſie werden unglückliche Krüppel, wenn ſie nicht ſterben!"

Naomi ſchüttelte mit dem Kopfe und dachte viel an den hübſchen Kunſtreiter Ladislaus. Mit Chriſtian hatte ſie ſeit jenem Abend nicht geſprochen, als ſie im Zorn das Wirthshaus verließ; wenn ihre Augen auf den Kunſtreiter ruhten, dann heftete er ſeine Blicke auf ſie; „**Amor et melle et felle est fecundissimus!**" ſagt Plautus; in Chriſtians Herz ſtand die Wahrheit davon.

Naomi und die Gräfin hatten dicht neben dem Orcheſter Platz genommen, Herr Knepus ſprach mit der gnä-

digen Frau, Chriſtian mußte ſein Compliment machen, aber zu Naomi ſagte er kein Wort. Die Vorſtellung war faſt beendigt, da beugte ſie ſich halb gegen ihn hin. „Begleite dieſe Geſellſchaft als Muſikdirector!“ flüſterte ſie. „Das iſt eine gute Gelegenheit!“

„Was gewönne ich dabei?“ fragte er im harten Tone, denn ſein Herz war ſchon weich wie Wachs, er hätte ſich im nächſten Augenblick beugen können, um ihre Hand zu küſſen und um Verzeihung für jeden böſen Gedanken zu bitten.

„Du gewönneſt wenigſtens, daß Du das Klima veränderteſt!“ ſagte ſie kalt und ſprach nicht mehr mit ihm.

Ja das Klima war das Hülfsthema in den ewigen Streitconcerten der Converſation in dem gräflichen Hauſe. Mögen Poeten und Patrioten ſo viel ſie wollen von der Schönheit Dänemarks ſingen, Naoni erklärte doch, daß wir in einem abſcheulichen Klima wohnen. „Hätte der Himmel daran gedacht,“ ſagte ſie, „daß unſer Bewunderungsſinn für die Natur ſich zu dieſer Potenz erheben würde, dann wären wir ſicher, wie die Schnecken, mit dem Hauſe auf dem Rücken erſchaffen worden, und wir wären von dem ewigen Aufpaſſen auf Mützen, Mäntel und Regenſchirme, welche jetzt einen koſtbaren Theil unſerer Perſon ausmachen, befreit geweſen. Unſer Jahr beſteht, wie in den tropiſchen Ländern, aus der trockenen und der naſſen Zeit, nur mit der Veränderung, daß die trockene bei uns im Winter iſt, und daß es die Kälte iſt, welche bindet, die naſſe Zeit dagegen nennen wir Sommer, und ſie giebt uns friſche, duftende Wälder, auf welche wir mit Recht ſtolz ſind, ſie

ſchafft die ſchönen Wolkenformationen, welche nicht genug bewundert werden, weil die Menge nicht ſo hoch ſieht. Wir können noch ſchöne Sommertage bekommen, heißt es im September, aber kommen auch dann keine, ſo tröſtet man ſich damit, daß es jetzt zu ſpät im Jahre ſei, um beſtändiges Wetter verlangen zu können. Es iſt gut, daß das Schlechte herunter kömmt. „Wenn der liebe Gott uns nur einen tüchtigen Regen ſchicken wollte, ſonſt ſieht es traurig für den Landmann aus!“ Dieſer unſer eigentlicher Nationalgeſang wird jeden Sommer geſungen, wenn die Erde nicht wie ein Brei iſt. Den Menſchen, welcher ſeinen Nächſten zwei oder drei Mal in ſeinem Leben betrügt, nennen wir, und mit Recht, einen ſchlechten Menſchen; den Sommer dagegen, welcher tückiſch an unſerer Geſundheit nagt, den Sommer, auf welchen nicht zwei Tage zu bauen iſt, ſo daß man immer ſein Schneckenhaus mit ſich führen muß, dürfen wir nicht ſchlecht nennen. „Wir müſſen an den Vortheil des Landmannes, nicht an unſere Freude denken,“ ſagt man mir immer, aber der Bauer iſt ja auch nie zufrieden; iſt es wirklich ein ſchlechtes Jahr für ihn, dann ſagt er, und mit Grund: „Herrgott, in dieſem Jahr bekommen wir nichts!“ iſt aber die Erndte geſegnet, dann ſeufzt er auch: „Herrgott, ja nun iſt ſo viel da im ganzen Lande, daß man nichts dafür bekommt!“ Er klagt und klagt; ſoll das uns nicht geſtattet ſein, uns, die wir Sinn für Naturſchönheit haben? Ach, dieſe iſt bei uns ſo flüchtig wie der Regenbogen, wenigſtens ſehen wir beide immer unter denſelben Bedingungen — immer mit einem Regenſchauer auf den Kopf!“

Das waren Naomi's Anſichten. Vaterlandsliebe beſitze ſie nicht, ſagte die alte Gräfin, und Chriſtenthum habe ſie auch nicht, verſicherte Herr Patermann. Könne er ſie auch nicht für den Antichriſt erklären, ſo halte er ſie doch im Verhältniß zu dieſem für einen weiblichen Johannes den Täufer, welcher auf deſſen baldiges Auftreten hindeute. In religiöſer Beziehung war ihre Anſicht weder aſcetiſch noch helleniſch, eher war ſie eine vorausfliegende Parteigängerin des „jungen Deutſchlands"; hiergegen wird man einwenden, daß ſie keine Einſicht in die Philoſophie hatte, aber man braucht dieſe nur ganz homöopathiſch genoſſen zu haben, um ſo gut als der größte Theil dieſer Schule zu ſein, wenn man nur Beredſamkeit beſitzt und das ſogenannte eilfte Gebot kennt und befolgt.

Herr Patermann brummte das alte Lied: „ein ſchlechter Chriſt!" und die alte Gräfin ſang ihr: „Dän'mark, ſchönſte Au und Wieſe!" und meinte, daß es von keinem andern Lande übertroffen werde; ſie kannte freilich nur dieſes.

„Ich bin kein Dichter, welcher ſingt, um den Danebrogsorden zu erhalten," ſagte Naomi, „ich bin kein patriotiſcher Redner, welcher in dem Cenſurbuch der Dänen, dem Staatskalender, Platz finden will; was hübſch iſt, erkenne ich an, und machten die Andern nicht zu viel daraus, dann würde ich vielleicht auch begeiſtert ſein!" Das war die Wahrheit; ſie bewunderte vielleicht mehr als jene den grünen, duftenden Wald, die kühn geformten Wolken, das Meer und die Hünengräber mit den blühenden Brombeerranken, aber ſie wußte auch, daß man größere Schön-

heiten in der Welt findet, und daß das Klima bei uns jämmerlich ist.

„Du solltest dahin reisen, wo es besser ist!“ war dann immer der Refrain der Gräfin zu Naomi's Klimalied.

„Ich denke auch daran!“ war die Antwort.

So verstrich der Sommer 1819; eine Reise, freilich nur eine ganz kleine, ein Winteraufenthalt in Kopenhagen stand bevor. Naomi sollte in einem mit dem gräflichen verwandten Hause sich aufhalten, wo alles Reiche und Prächtige zusammentraf, wo natürlich auch die Schöngeister des Landes hinkamen, deren Humor und Geist häufig in dergleichen Kreisen als eine Art öffentlicher Springbrunnen betrachtet wird; sie werden eingeladen, um solchen vor den übrigen Gästen springen zu lassen. Naomi freute sich besonders auf dieses geistige Schaugericht, ja sie war schon glücklich bei dem Gedanken an den Uebergang von dem Krankenzimmer zum Gesellschaftssalon, von Herrn Patermanns Reden zu Schauspielen und Opern. Jetzt war sie ja Dame, sie sah ihre Schönheit, sie begriff ihren Verstand, aber es fiel ihr doch nicht ein, daß sie in dem hochvornehmen Hause sich nur auf diese beiden stützen konnte, weil der Stammbaum fehlte.

„Endlich werde ich nun zu leben anfangen!“ jubelte sie. „Endlich entschlüpfe ich der Bastille!“ Ob wir ihr zu ihrem Glücke hätten wünschen sollen, daß sie wenigstens noch ein Jahr dort geblieben wäre, das wird die Zeit lehren.

XXIX

„Hep! Hep!“ ein Spottruf, deſſen man ſich in neuerer Zeit bei tumultuariſchen Auftritten gegen die Juden bediente. — Unerwieſen iſt es, daß der Ruf ſchon bei den Judenverfolgungen des Mittelalters angewendet worden ſei, und die Deutung durch Hierosolyma est perdita, von deſſen Anfangsbuchſtaben das ſeltſame Hep allerdings gebildet wird, iſt eine völlig verunglückte. Wahrſcheinlich iſt Hep das landſchaftliche Wort für eine Ziege und ſoll auf eine ſpöttiſche Weiſe den bärtigen Juden bezeichnen. Sonderbar bleibt es, daß ſich dieſer Ruf ſelbſt über die Grenzen unſeres Vaterlandes verbreitete, z. B. nach Kopenhagen.

Allgemeine Encyclopädie d. Wiſſenſch. u. Künſte.

Gegen Abend des 4. Septembers 1819 rollte Naomi in Kopenhagen ein. Welches Leben, welche Bewegung in den Straßen, um ſo auffallender, wenn man aus der Provinz kommt! So lebendig, wie es hier war, war es ihr bei ihrem früheren Beſuche nie vorgekommen. Alle Menſchen waren in großer Bewegung, wie das Blut bei einem Fieberkranken. Einzelne Volkshaufen drängten ſich in den Seitenſtraßen zuſammen, Soldaten jagten vorbei als wären ſie Staſetten, welche Depeſchen nach der königlichen Sommerreſidenz brächten. Das Ganze deutete auf etwas Ungewöhnliches.

Naomi ließ das Fenſter in der Kutſchenthür herab und ſah hinaus. Die Oſtſtraße, durch die ſie mußten, war völlig von Menſchen geſperrt; wildes Geſchrei ertönte, Fenſterſcheiben klirrten, es fielen Schüſſe. Der Kutſcher

mußte nach einer der Seitenstraßen ablenken. Ein Paar ältere Damen aus Fühnen, welche die Reise mit Naomi machten, konnten vor Schreck kaum athmen.

„Was ist das?“ rief Naomi aus dem Wagen; die Laterne beleuchtete ihr Gesicht ganz. Ein Mann der geringern Klasse starrte sie an.

„Sie gehört auch zu der Familie Mosis!“ sagte er; „das ist wohl ein ganzes Judennest, welches fortfährt?“

„Hep, hep!“ schrie eine wilde Schaar, welche herbeiströmte; der Mann riß die Kutschenthür auf und sah hinein; Naomi riß die entgegengesetzte Thür auf und sprang in ihrer ersten, augenblicklichen Verwirrung auf die Straße hinaus, der Kutscher dagegen knallte mit der Peitsche und fuhr zu. Einige Husaren drangen mit gezogenen Säbeln auf die Schaar ein, in deren Mitte Naomi stand; schnell sammelte sie ihre Fassung, hielt ihren Schrei zurück und ließ den Schleier über das Antlitz fallen, indem sie noch nichts weiter wußte, als daß hier ein Volksauflauf sei.

„Um Gottes Willen, kommen Sie!“ flüsterte eine Stimme dicht hinter ihr; ein Mann ergriff ihre Hand, zog sie aus dem Getümmel und in das nächste Haus.

„Hier ist seichtes Wasser,“ sagte er, „jetzt stechen wir über den Hof, und dann ist das Fräulein wie in ihrer Mutter Commodenkasten.“

„Wem gilt dieser Auflauf?“ fragte Naomi.

„Es sind Ihre Leute, die sie über Bord haben wollen,“ erwiderte der Mann und nannte jetzt einen Namen, zu de-

ren Familie ſie nach ſeiner Meinung gehörte und mit welcher er eine Art von Bekanntſchaft hatte. Durch den Hof konnte er ſie nach dieſem Hauſe führen.

„Ich bin keine Jüdin!“ ſagte Naomi.

„Dann lügt fürwahr Ihre Flagge,“ erwiderte der Mann. „Ich ſah Sie ja aus dem Wagen ſpringen. Mein Name iſt Peter Wik, mein Schiff liegt in Neuhafen. Sie können ſich mir ruhig anvertrauen.“

Naomi lächelte. „Wir ſind früher einmal mit einander über das Eis von Schweden her gereiſt,“ ſagte ſie.

„Ja wohl, da waren keine Balken darunter!“ Jetzt waren ſie alte, gute Bekannte.

Sie nannte ihm den Ort, wo man ſie erwartete, und ſie gingen durch eine der kleineren Seitenſtraßen.

„Das iſt eine gute Zeit für die Glaſer,“ ſagte Peter Wik. „Es gehen mehr Scheiben als die der Juden entzwei; ja, die haben es gut, welche auf dem Dache wohnen. Da habe ich auch meine Frauenzimmer. Ja, ich habe zwei mit, welche ſich die Stadt beſehen ſollen, da ich nur ein paar Tage hier liege. Der Junge iſt auch hier; ja, nun iſt er aufgeſchoſſen und kann die Geige beſſer kneifen! Da oben ſitzen ſie,“ und er zeigte nach einem der Seitengebäude.

„Haben die Unruhen heute Abend erſt begonnen?“ fragte Naomi.

„Ja; aber ſie legen ſich wohl nicht ſo geſchwind. In Hamburg haben ſie damit angefangen, und es iſt wie ein Lauffeuer hierher gegangen; nun ſagt man, daß auf der Rhede zwei Schiffe mit Judenfamilien lägen, die ſich hier

in der Stadt niederlaſſen wollten. Das ſind Lügen, aber die Leute glauben es doch."

Indem er noch ſprach, ſtrömte ein Haufe Menſchen von der nahen Hauptſtraße in die, wo ſie ſich befanden, und verſperrten ihnen den Weg; einzelne Schüſſe fielen. Peter Wik ſtand einen Augenblick zweifelhaft. Jetzt ſah er einen Schwarm Knaben gerade auf ſich zu jagen. Dicht daneben klirrten die Fenſterſcheiben.

„Ich glaube, wir ſind aus der Aſche entſchlüpft und in das Feuer gerathen!" ſagte er.

„Aber wir müſſen hindurch!" meinte Naomi.

„Ja, wenn uns nur nicht ein Stein an den Kopf fliegt!" ſagte Peter Wik. „Ich fürchte, daß nicht alle Steine von der Straße kommen. Es kann ſehr leicht einer von den gegenüberliegenden Böden fallen. Dieſe Landorkane ſiud ſchlimmer, als die zur See! Was ich für das Beſte halte, iſt, wenn das Fräulein mit der Geſellſchaft meiner Frauenzimmer vorlieb nehmen will, während ich eine Kutſche hole."

Das Gedränge vorn und hinten nahm mehr und mehr zu, indem die kleinen Gaſſen, welche die Hauptſtraße mit dieſer verbanden, gleich Canälen die überſtrömende Menge ableiteten.

„Wenn das Fräulein mich bei den Rockſchößen feſthalten will," ſagte Peter Wik, „dann will ich Laterne ſein!" und ſie ſtiegen die dunkle, ſchmale Treppe hinan. Er klopfte an eine Thür, und eine weibliche Stimme fragte furchtſam, wer es ſei. „Ich, Du

Gans!“ ſagte Peter Wik, und ſie traten in ein kleines Zimmer.

Lucie ſtand mit dem Licht in der Hand, ihre Mutter, halb ländlich gekleidet, ſaß mit der Wirthin und Chriſtian bei dem einfachen Abendeſſen.

„Wiſche einen Stuhl ab für das Fräulein!“ ſagte Peter Wik, „nun werde ich Fuhrwerk holen!“ und er ſprang von der kleinen Geſellſchaft fort, wo das gegenſeitige Erſtaunen faſt gleich groß war. Alle drei hatten ſich wenigſtens erhoben, aber noch kein Wort geſagt.

Naomi bat um Entſchuldigung wegen der Störung, welche ſie mache, und erzählte ihr Abenteuer; jetzt erſt wurden die Andern etwas mittheilender.

Alle waren in Furcht, aber beſonders Lucie, die mit der Mutter zum erſten Mal nach Kopenhagen gekommen war, um doch auch die prächtige Stadt kennen zu lernen. Die Wittwe, bei der ſie wohnten, war eine alte Freundin ihrer Mutter; ſie hatten beide in ihrer Jugend in einem Hauſe gedient. Peter Wik hatte ſie und Chriſtian mitgenommen, da ſein Aufenthalt hier nur 8 — 14 Tage währte; die Hälfte dieſer Zeit war ſchon verſtrichen.

Wie Paris dem ruhigen Nordländer in den Julitagen vorgekommen iſt, ſo erſchien Kopenhagen dieſen ſtillen Provinzbewohnern; aber welchen Reichthum und welche Pracht hatten ſie nicht hier erblickt! Das gab Stoff zur Unterhaltung für das ganze Leben. Die königlichen Ställe mit Marmorpfeilern und gewölbter Decke übertrafen weit jede Dorfkirche, welche ſie kannten. Die Börſe mit allen ihren

Läden, welche ordentlich zwei Straßen bildeten, war ja eine kleine Stadt unter Dach. Sie hatten die königliche Familie mit Musik auf den Canälen des Friedrichsberger Gartens fahren ſehen; ſie waren am Bord eines Linienſchiffes geweſen, welches ſo groß und weitläufig war, daß man ſich da eine Vorſtellung von der Arche Noä machen konnte, welche alle Thierarten der Erde in ſich faßte.

Alles dieſes wurde Naomi in einer Art Sprechduett zwiſchen Mutter und Tochter mitgetheilt, aber die Mutter hatte die erſte Stimme, welche nur durch einzelnes Geſchrei von der Straße oder durch den Schall der Pferdehufe, wenn die Patrouille vorbei ritt, unterbrochen wurde; dann bekreuzigte ſie ſich und athmete ein leiſes „Herr Jeſus!“ aus. Lucie konnte Naomi nicht genug betrachten, von der Chriſtian ſo viel geſprochen hatte.

Faſt eine Stunde verging, aber Peter Wik kam noch nicht zurück. Es war gewiß ſchwierig, einen Wagen zu erhalten. Draußen ſchien wieder Alles ruhig zu ſein. Man wartete vergebens. Von jedem Wagen, der ſich hören ließ, glaubte man, es ſei der beſtellte, aber ſie rollten alle vorbei. Vergebens knüpfte man ein neues Geſpräch an; es wollte nicht recht gehen; unruhig blickten ſie nach der Thüre, aber Peter Wik kam nicht. Naomi begann es hier oben bei den fremden Menſchen in der kleinen, engen Kammer unheimlich zu finden.

Der Wächter rief elf; noch ſaßen ſie in ihrer Einſamkeit.

„O Gott!“ ſeufzte Lucie, „wenn ſie ihn erſchoſſen haben! Wie leicht könnten ſie nicht fehl ſchießen!“

„Es iſt ja nur blind geladen,“ ſagte Naomi. „Uebrigens fürchte ich mich nicht mehr zu gehen, wenn Chriſtian mich nur begleiten will.“

„Nein, nein!“ ſagten die Andern, „das geht nicht! Laß uns doch noch warten.“

Die Wirthin brachte ein Spiel Karten, damit ſie ſich die Zeit vertreiben könnten.

„Wie wär' es, wenn Chriſtian hinunter ginge und ſich nach ihm umſähe?“ ſagte Naomi. Er war dazu bereit und verſprach bald wieder zu kommen.

„Um Gottes Willen, nimm Dich in Acht!“ ſagte Lucie. „O, ich bin ſeinetwegen ſo beſorgt!“

„Es iſt ja ein erwachſener Menſch,“ ſagte Naomi, „kenne ich ihn recht, ſo geht er wohl nicht weiter, als bis zur Hausthür!“ Das war indeſſen nicht der Fall.

Die Frauenzimmer waren jetzt allein.

„Höre, der Wächter pfeift!“ ſeufzte Lucie. „O, wie ängſtlich iſt es doch in einer großen Stadt, und man wohnt hier ſo hoch; eine Familie immer höher, als die andere! Gäbe der Himmel, wir wären erſt wieder zu Hauſe in unſerer ruhigen Heimath!“

„Aber da langweilt man ſich,“ ſagte Naomi.

„O nein,“ erwiderte Lucie. „Im Sommer iſt man ja immer draußen bei gutem Wetter, und im Winter hat man ſo Vieles zu ſchaffen. Ich ſehne mich recht danach, nur des Nachbars Giebel und ſeine ſchiefen Fenſter zu be-

trachten, welche Jahr aus Jahr ein die Aussicht aus meiner Kammer gewesen sind; ja, danach sehne ich mich ordentlich, denn da habe ich nicht die Herzensangst wie hier. Im Anfang gefiel es mir wohl, all dieses Neue und Prächtige zu betrachten, aber selbst während ich es sah, hatte ich doch ein eigenes, ängstliches Gefühl unter diesen vielen Menschen; nicht Einer von ihnen kennt mich, ich bin Allen gleichgültig. Das ist ein sonderbarer Gedanke!"

Christian befand sich indessen auf der Straße. Für den Augenblick war Alles still; Thorwege und Thüren waren auf Befehl geschlossen; aber durch die Fenster blinkten überall Lichter und zeigten, daß man noch nicht zu Bett sei. Jedes Haus schien ein stummer Nachtwandler zu sein, in dessen Innern sich Leben und Gedanken rührten. Nur auf dem Tanzboden war es finster; kein Strahl fiel durch die ausgeschnittenen Herzen in den Fensterläden. Christian dachte an Steffen-Karrete. Jetzt lag die kalte Erde schon längst auf ihrem Sarge. Von Peter Wik erblickte er nichts, und beim Lohnkutscher war Alles verschlossen, Niemand öffnete die Thür, als er anklopfte. Es war also nur ein trauriger Bescheid, welchen er den Harrenden brachte.

Naomi faßte ihre Lage von der romantischen Seite auf, und das war auch die einzige, in der sie etwas Anziehendes hatte. Lucie war dem Weinen nahe.

„Kommt der Oheim nicht vor zwölf," sagte sie, „so erbarme sich Gott, dann ist ein Unglück geschehen!"

„Der liebe Gott iſt gut und gnädig!“ ſagte Luciens Mutter und legte die Karten, um zu ſehen, was ſie ſagten.

„O, Mutter,“ rief Lucie aus, „lege die Karten weg! Ich meine, es iſt etwas Gotteslästerliches darin, an einem Abend wie dieſer mit den Karten zu ſitzen.“

Die Uhr ſchlug drei Viertel auf zwölf; ſie zählten jeden Schlag. Wie die Mannſchaft des Columbus hatten ſie eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt, wo die Hoffnung durchaus aufgegeben werden müßte; jene ſetzte Tage, ſie aber eine beſtimmte Stunde feſt, und dieſe war um zwölf Uhr.

Der ehrliche Peter Wik hatte auch die Viertelſtunden gezählt, aber zwei Stunden früher als ſie; jetzt war er reſignirt; übrigens befand er ſich in großer Geſellſchaft, auf welche man in keiner Weiſe Goethe's Worte anwenden konnte:

„Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt.“

Nein, gut konnte ſie durchaus nicht genannt werden, aber ſie war ſehr brauchbar für die Poeſie, beſonders für die romantiſche, und beſtand aus einer Art gemiſchter Charaktere, eine kleine Geſellſchaft, wie ſie die Polizei in einer unruhigen Nacht zuſammenbringen kann. Sie befanden ſich Alle in einem großen geräumigen Saale, welcher bei Tage zu den Verhören benutzt ward; durch ein Fenſter über der Thür ſchien eine Laterne zu ihnen herein. Alle die, welche an dieſem Abend als Störer der öffentlichen Ruhe aufge-

griffen worden waren, saßen und lagen hier in verschiedenen Gruppen.

„Das Gesetz muß seinen Gang gehen," sagte Peter Wik, „es war ein kleiner Fehlgriff, daß ich hierher kam; aber was soll man sagen? Morgen wird es sich wohl geben." Er gedachte derer daheim und Naomi's, welche wartete, daß der Wagen kommen sollte. „Ja, sie kann lange warten!" Hatte er es den Husaren nicht deutlich genug gesagt, als sie ihn im Gedränge mitgenommen hatten? Sie wollten aber nichts hören, und das wollte auch der Polizeiwachtmeister nicht. Hinein mußte er, und die Eisenstange kam sogleich vor die Thür. Es ließ sich nichts Anderes dabei thun als schlafen. Morgen wollte er seine Papiere schon in Ordnung bringen.

Als die Uhr zwölf schlug, schlief er einen gesunden Schlaf aber in seiner Wohnung war man davon überzeugt, daß ihn irgend ein Unglück betroffen habe. Was sollten sie thun? Naomi war resignirt, sie legte ihr Haupt an den Rücken ihres Lehnstuhles und müde von der Reise schlief sie bald ein. Erst als sie schlief, ließ Lucie ihren Thränen freien Lauf, bis auch ihr Haupt sich beugte; aber sie träumte nicht wie Naomi von einzelnen sonnenhellen Tagen in Fühnen, von Hünengräbern und die Luft durchschiffenden Wolken, sie träumte von der unruhigen See, die sie durchsegelt hatte, und von der unruhigen Stadt, in der sie sich befand; deshalb holte sie so tief Athem und ihre Brust hob sich wie bei einer Kranken. Das stille, ruhige Mädchen war schlafend ein Bild der Leidenschaft, während die wilde Naomi

ein ſtilles, liebliches Geſchöpf zu ſein ſchien, bei der Alles Frieden und Ruhe athmete. Chriſtian betrachtete ſie Beide. Die unruhigen Träume, welche mit galvaniſcher Kraft auf Lucien wirkten, riefen bei ihm die Erinnerung an jene Nacht bei der Quelle zurück, und es kam ihm vor, als ob ſie in ihrem Schlaf in jenen Seelenzuſtand zurückgewiegt würde. Es war ihm ängſtlich mit anzuſehen.

Unwillkürlich ſtellte er ſich dicht neben Naomi und blickte ſie an, bis ſein Blut zu Feuer wurde; er fühlte einen Drang, einen wilden Inſtinct, ſeine Lippen auf die ihrigen zu drücken. Durch die Anſchauung ſog er das ſtarke Gift der Liebe ein. Sie lag unbeweglich; das ſchöne Meduſenhaupt verſteinerte ihn nicht, ſondern ſchmolz ſeine Bruſt, während Lucie ihm nur Schrecken und Angſt einflößte.

Das Licht brannte im Leuchter herunter; er merkte es nicht, bevor es aufflackerte, indem es erloſch.

XXX.

Raſch ſpornt' er ſeinen Rappen
In dem dämmernden Licht; — —
Die Locken flatterten prächtig,
Den Blick er keck aufſchlug,
Er ſcheinet groß und mächtig
In ſeinem Adlerflug.

H. P. Holſt.

Hab' ich doch einen Tag gelebt, einen Tag, wie Du Dir nie einen gewähren noch erſchaffen kannſt! Hab' ich doch den Traum eines luſtigen Daſeins gehabt, kurz und anmuthig wie ein Frühlingsmorgen, ein Champagnerrauſch! Aber dann — —

Cavalier-Perſpective.

Das Haus des Barons, in welchem Naomi ſich aufhielt, war ein reiches Haus; Alle galten für Patrioten und fanden, daß Naomi es nicht war, und doch würde der Armand Carrel eines jeden Landes ſie für die Tauglichſte unter Allen, um als Rekrut unter der Freiheitsfahne des Zeitalters zu dienen, erklärt haben. Es wurde dort viel geleſen, und doch beſchränkte ſich die Bekanntſchaft mit der Literatur des Landes nur auf den Anzeiger und die Original-Stücke, welche die Familie an ihrem Abonnementsabend im Theater zu ſehen bekam; dagegen hörte man hier immer Begeiſterung über den einen oder den andern engliſchen Roman, „o der iſt ganz ſüperbe!“ und oft ſtand derſelbe doch weit unter dem, was unſere eigene Literatur hervorbrachte. Man dachte nicht daran, daß Alles in der Welt den Naturgeſetzen unterworfen iſt, alſo auch der Dichter;

ſeine Berühmtheit hängt nicht von der Vortrefflichkeit ſeiner Werke, ſondern von der Größe des Landes ab, dieſe und ſeine eigene Größe werden miteinander multiplicirt, und das Vaterland iſt immer ein Zehner. Die Familie war ſehr religiös, das heißt, ſie beſuchte gern die Kirche und betete, wenn der Hof betete. Naomi hingegen war eine wahre Ketzerin. Ebenſo wie in unſerer Zeit der Künſtler Adam es gewagt hat, trotz dem Willen der Pariſer Geiſtlichkeit, das Pantheon mit den Büſten Voltaire's und anderer Heiligen des Geiſtes anſtatt mit Genoveven und den frommen Bildern der Legende zu ſchmücken, brachte ſie in ihrem Religions-Tempel Sokrates neben Paulus, Mohamed neben Zoroaſter an. Intereſſant, aber mehr noch bizarr fand man Naomi; daß ſie Alle ihr Geſchlechtsregiſter kannten, war ziemlich ſicher, und ſo fehlten ihr ein Paar Nullen hinter ihrem Namenwerth. Alles war indeſſen Höflichkeit, die feine, eiskalte Höflichkeit, ſo glänzend blank, daß eine eigentliche Oppoſition unmöglich gemacht wurde. Hätte Naomi von einem oder dem andern berühmten Geſchlecht abgeſtammt, ſo dürfen wir mit Sicherheit glauben, daß ſie Werth darauf gelegt haben würde, wie es ja immer ein angeborenes Gut iſt, zu einer Familie zu gehören, welche Auszeichnungen vor andern verdient hat; ſie würde kaum jene Adeligen nachgeahmt haben, von denen uns die Geſchichte Beiſpiele aufbewahrt, die, begeiſtert über Frankreichs erſte Revolution, ihr Adelsdiplom aufgaben und nur Bürger ſein wollten*); jetzt huldigte ſie dagegen dem

*) In Schweden gab es auch einige ſolche Beiſpiele.

Muth dieſer Männer und erklärte, daß ſie erſt hierdurch Geiſtesadel gezeigt hätten. Wäre der alte Joel zu ihr und den adeligen Fräulein in den Saal getreten, ſo würde ſie vielleicht einen Stolz darein geſetzt haben zu ſagen: „ich kenne ihn!“

Ein däniſcher Schriftſteller*) hat ſchon darauf aufmerkſam gemacht, wie ſich in Dänemark ſo viele Kammerjunker finden, daß, wenn ein Däne nach Hamburg kommt und man im Hotel ſeinen Titel nicht kennt, er Kammerjunker genannt wird, weil das gewöhnlich zutrifft. Hier im Hauſe ging faſt dieſe ganze Kaſte aus und ein, und Einer war darunter, der in Bezug auf Naomi mit ganz eigenen Augen betrachtet wurde, nämlich als ihr erklärter Anbeter, das heißt, er machte alle Krümmungen, welche A bezeichnen, aber ſie wollte nicht B ſagen. Er war ein Holſteiner, alſo ein Deutſcher, und das mit Leib und Seele; „aber deshalb kann man ihn nicht tadeln,“ meinte Naomi, „es iſt die Sprache und nicht die politiſche Grenze oder Flüſſe und Berge, welche die Nationen trennt. Im Norden bleiben Norwegen und Dänemark Bruder und Schweſter, Schweden iſt ein Halbbruder, Deutſchland ein Vetter und England ein weitläufiger Verwandter.“

Der Vater des Kammerjunkers hatte vor Kurzem ſein Jubiläum gefeiert. „Das,“ meinte Naomi, „könnten Alle, die nichts Anderes gethan hätten, als daß der liebe Gott ſie nicht haben wollte.“ Aber dergleichen hätte ſie nicht äußern ſollen.

*) Carl Bernhardt.

Im Februar kam aus Schweden eine deutſche Kunſtreitergeſellſchaft, welche ſchon im Mai nach Wien wollte. Der Kammerjunker nahm eine Loge und lud in dieſe die ganze Familie ein. Fräulein Emma war beſonders paſſionirt für Pferde, alle vierzehn Tage gab ſie zwei Thaler aus, um mit einem königlichen Bereiter auszureiten; Niemand konnte alſo mehr erfreut über die Einladung ſein, als ſie. Als Duenna für die vielen jungen Damen, die der Kammerjunker in ſeine Loge führte, diente ſeine Tante, die Gräfin Höhn; unter ihrem Portrait hätte man mit Fug die folgenden Worte von Le Sage anbringen können:

„C'est la perle des duegues, un vrai dragon pour garder la pudicité du sexe.“ *)

Der Kammerjunker ſprach ſein Verlangen aus, ein Schauſpiel zu ſehen; was man auf unſerm Theater gab, hatte er ja beſſer in Hamburg, dieſem eigentlichen Nordcap unſers civiliſirten Europa's, geſehen.

Mit welcher Schnelligkeit rollte der Wagen durch die winterlichen Straßen! Die vier Kutſchenräder drehten ſich viele hundert Mal und mit dieſen das größere Schickſalsrad. Wäre doch die Kuſche umgeworfen worden, ſo daß die Damen einen kleinen Schreck bekommen und Naomi einen Arm gebrochen hätte! Ja, das wäre ein ſchreckliches Unglück geweſen; aber wann hörte man wohl, daß ſich ein Unglück mit einem Delinquenten zutrug, indem er zur

*) Gil Blas.

Richtſtätte fuhr? Dann gehen die Pferde nie durch, nie bricht eine Axe.

Die Zuſchauerplätze waren ſtark beſetzt. Das Orcheſter ſpielte eine jener leichten, hinſchwebenden Melodien, welche zum erſten Mal gehört auf uns wirken, wie der Anblick der reizenden Balldame ſelbſt, indem ſie hereintritt. Alles iſt friſch, lebensfroh und ſchwebend; aber ſpäter — ja, dann gleichen ſie auch der Balldame nach durchtanzter Nacht — die Friſche iſt fort.

Prächtige Pferde wurden vorgeführt. Am erſten Ritt nahmen die Ausgezeichneteren der Geſellſchaft noch nicht Theil, aber Naomi hatte genug geſehen um zu wiſſen, daß es dieſelben Kunſtreiter waren, die ſie in Odenſe geſehen hatte; ſie ergriff den Zettel und las Ladislaus' Namen.

Die Dame mit der wallenden Feder ſtand ſchon auf dem Pferde, die Fahnen in der Hand ſchwenkend. Es kam Naomi vor, als habe ſie nur die Augen geſchloſſen nnd einen kurzen Traum geträumt, ſeitdem ſie dieſelbe erblickt. Es waren dieſelben Bewegungen, es war daſſelbe Lächeln, zu derſelben Muſik, als damals, und doch war die Dame ſeitdem in Stockholm und Petersburg geweſen; noch in dieſem Sommer ſollte ſie zu derſelben Muſik dieſelben Fahnen vor den gutmüthigen, muntern Wienern ſchwenken. „O, welch glückliches, welch bewegtes Leben! Wie herrlich muß es ſein, ſich immer in fremden Ländern herumzutummeln, ſtets etwas Neues zu ſehen, nie zurückzukommen um zu bleiben. „Zurückkommen," das bedeutet ja auch in unſerer Sprache nichts Gutes."

Die Trompeten erklangen; die Schranken wurden geöffnet, und Ladislaus jagte auf einem ſtolzen Rappen in die Bahn. Er grüßte, wie ein Herr ſeine Vaſallen grüßt. Er war in polniſcher Tracht; ein dunkler Beſatz von Bärenfell ſchloß ſich um die Mütze, aber ſein eigenes Haar trat ſchwärzer hervor. Jede Spur von Kränklichkeit war verſchwunden, allein das Blut ſchien doch nicht durch die Wangen, eine dunkle Bronzefarbe ruhte auf ſeinen ſtolzen Zügen. Ernſt und durchdringendes Denken lag in den dunkeln Augen.

Indem er ſich zeigte, hatte der hübſche, jugendkräftige Mann ſogleich des ganzen gemiſchten Publicums Intereſſe gewonnen, das hörte man am Murmeln der Bewunderung; ſeine ganze Aufmerkſamkeit war dagegen nur dem Pferde zugewendet, nicht ein Blick fiel auf die Zuſchauer. Jetzt ſchwebte er in wilder Flucht in der Bahn herum, ſpielte in der Luft mit ſcharfen Säbeln und machte die kühnſten Sprünge; es ſchien ihm Alles nur ein Spiel zu ſein, als ob er und das Pferd ihre Kunſtſtücke nur zu gegenſeitigem Vergnügen machten. Es zeigte ſich beim Reiter eine Verwegenheit, welche ängſtigte, während ſeine Geſchmeidigkeit und ſeine Muskelkraft Allem das Anſehen eines Spieles verliehen. Man betrachtete ihn mit der Ruhe, mit der man den Vogel über einem ſchwindelnden Abgrund ſchweben ſieht; wir wiſſen, daß ſeine Flügelkraft ihn nicht verlaſſen wird.

Mehr als *eine* Dame legte ihre feine Hand vor die Augen, während die Menge ihm Beifall zujubelte. Naomi

bog ſich über die Schranken hervor; ihre Augen funkelten, er war der erſte Mann, den ſie mit Bewunderung betrachtet, der Erſte, zu dem ſie in der Anerkennung, daß er ihr in etwas überlegen ſei, emporgeblickt hatte.

Nach Ladislaus zeigten Andere ihre Künſte, aber Keiner war ſo hübſch wie er, Keiner ſo keck und kühn; er beſchloß die Vorſtellung als Mazeppa, welcher auf des Pferdes Rücken ausgeſtreckt und mit dem Haupte abwärts in wilder Flucht dahinjagte, wie der Koſakenhetman über die ungeheuern Steppen.

Es war ein herrlicher Abend; ſelbſt der Kammerjunker war intereſſant, er ſprach nur von Ladislaus. Die ganze Nacht träumte Naomi von — Chriſtian. Es war auch der Mühe werth, von ſo Einem zu träumen, meinte ſie und dachte ordentlich mit einer Art von Bitterkeit an ihren Jugendfreund.

Einige Tage darauf erzählte Fräulein Emma, daß mehrere Damen von Stande Reitunterricht bei Ladislaus uehmen wollten.

„Ich bin auch dabei," ſagte Naomi, und da die älteſte Tochter vom Hauſe von der Partie war, konnte es Naomi nicht gut abgeſchlagen werden. Doch meinte der Kammerjunker, daß die Landläufer zu viel Glück machten.

Das Jahr 1820 hatte für Dänemark eine große Menge von Begebenheiten. Die Staatsſchuld bekam ein Leck*); Doctor Dampe mit einigen unruhigen Köpfen wollte dem Staatsſchiff ein Leck beibringen; die Meinungsſtreitigkeiten

*) Siehe Venturini's Chronik 1820.

entwickelten ſich in Religionsangelegenheiten und jede dieſer Parteien fand ein Leck bei ihrem Widerſacher; unter ſo vielen und ſo großen Lecken dürfen wir nicht von denen ſprechen, welche Ladislaus ſo vielen weiblichen Herzen beibrachte: ein ſolches iſt für die Staatsmaſchine, was die Waſſerblaſe für das Mühlrad iſt. Indeſſen war Ladislaus ſich ſeiner eingreifenden Macht bewußt, doch äußerte er nicht das geringſte Zeichen von dieſem Bewußtſein. In den Unterrichtsſtunden war er der chevalereskeſte, aber zugleich auch der einſylbigſte Lehrer; ſeine Worte beſchränkten ſich auf die nothwendigſten, welche geſagt werden mußten, um zu belehren; nur mitunter ſah man ein Lächeln um den hübſchen Mund, welchen der ſchwarze Schnurrbart beſchattete, ſpielen, und dann leuchtete das dunkle Auge. Emma fand, daß in dieſem Ausdruck etwas Böſes liege, Naomi hingegen, daß es einen unterdrückten Schmerz bezeichne; wie dem auch ſei, er wurde ihnen bei dieſer Art des Benehmens weit intereſſanter, als er im Beſitz der Rednergabe eines Mirabeau geweſen wäre.

Keine von den weiblichen Eleven konnte mit Naomi in Tüchtigkeit und im ausgemachten Talent, eine vorzügliche Reiterin zu werden, verglichen werden, aber es hatte auch Keine von den Anderen früher, ſo wie ſie, frei und ohne Sattel über das Feld und durch den Wald gejagt.

Die Alten des Mittelalters ritzten hier oben im Norden Liebesrunen in einen Apfel und Diejenige, in deren Schooß er fiel, wurde von heftiger Liebe ergriffen; aber es können Runen in mehr als einen Apfel geritzt werden: auf der

Stirn, im Lächeln um den Mund und um das Auge können die Runen stehen, sagt der Dichter*). Ein Händedruck, ein Blick kann der Apfel sein, woraus die, welche schon ergriffen ist, nur Gift saugt.

Wenn man zum ersten Mal liebt, so erblickt man die Welt durch ein prismatisches Glas: auf jeder scharfen Ecke und auf jeder Begrenzung ruht die siebenfarbige Hoffnung. Der Alltagsmensch bekommt poetische Gedanken und der Dichter dichtet seine begeistertsten Lieder.

Ein zweiundzwanzigjähriger Mann, welcher einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren schon interessant ist, bedarf nur einige Tage, um von ihr geliebt zu sein.

Mitten im April gaben die Kunstreiter ihre letzte Vorstellung. Noch war der Zuschauerraum nicht geöffnet. Zwei von den Stallknechten waren mit den Pferden im Eckstande beschäftigt. Bei dem schönen Hengste, welchen Ladislaus gewöhnlich ritt, sah man den athletischen, hübschen Mann selbst mit dem bronzefarbenen Gesichte; die kohlschwarzen Augenbrauen zogen sich über die dunkeln Augen hin. Noch war er in seiner alltäglichen Kleidung: der kurzen Jacke und den ledernen Beinkleidern, welche sich gleich einer Haut schön über jede Muskel formten. Seine linke Hand ruhte auf dem Buge des Pferdes und wurde dadurch um so mehr hervorgehoben; sie war stark und doch edel geformt. Ladislaus las einen Brief; es war nur ein ganz kleines Stück Papier, aber es war rosenroth mit vergoldetem Schnitt, und eine bunte Oblate klebte noch daran. Man sah deut-

*) Das Trauerspiel „Svend Dyrings Haus", von H. Hertz.

lich, daß der Brief von einer Dame war. Deshalb ſpielte vielleicht das feine Lächeln um ſeine Lippen.

Kunſtforſcher unſerer Zeit wollen behaupten, daß mehrere der vorzüglichſten Bildhauerwerke im Alterthume bemalt geweſen wären. Die Einwendung, daß die Statuen durch das Bemalen das Steife im Ausdrucke bekommen müßten, welches man bei Wachsfiguren findet, beantworten ſie damit, daß im Allgemeinen keine Wachsfigur ein wahres Kunſtwerk ſei; ſobald ſie ſich zu dieſem Range erhebt, ſo ſind auch die Farben von erhöhter Wirkung für die meiſterhaft gegebenen Formen. Ob ſie Recht haben oder nicht, das wiſſen wir nicht; es iſt auch nur die gegebene Idee, an die wir uns hier halten wollen. Wir wollen uns den vaticaniſchen Apollo ebenſo künſtleriſch gemalt als geformt denken, das Geſicht bronzefarbig wie das Napoleons, und das Auge dunkel und ſprechend, wie bei den Söhnen Arabiens, dann haben wir das Bild von Ladislaus.

Es war die letzte Vorſtellung, welche die Kunſtreiter gaben, alſo der letzte Abend, an welchem man ſie ſah; das Publicum begrüßte ſeinen Liebling. Die Familie des Barons hatte zwei Logen. Naomi und Fräulein Emma fehlten nicht.

Ein Turnier wurde gegeben. Ladislaus trat ritterlich gekleidet in die Schranken; er grüßte mit der Lanze, er grüßte gerade nach der Loge hin, wo Emma und Naomi ſaßen, ſie waren ja ſeine Schülerinnen. Emma erröthete, Naomi lächelte nur.

O welche Träume hatte Emma in der folgenden

Nacht! Naomi dagegen hatte ſicher ihre Träume erſt in der zweiten Nacht, recht lange Träume, denn es war gegen Zehn und noch zeigte ſie ſich nicht beim Theetiſche.

Das Mädchen rief, fand aber kein Fräulein, nur einen Brief, welcher eine leichte Entſchuldigung, eine Art Bitte enthielt, daß man nicht darüber erſchrecken möge, daß ſie geſtern Abend nach Fühnen gereiſt ſei; es ſei mehr als ein bloßer Einfall, ſchrieb ſie, die Nothwendigkeit gebiete es, und ſie würden mit nächſter Poſt einen Brief erhalten, welcher das Ganze aufklären würde.

Es erweckte ein allgemeines Erſtaunen; man ſchrieb noch an demſelben Tage einen Brief an die alte Gräfin mit der Nachricht von dieſer ſonderbaren Abreiſe. Uebrigens war man nicht unruhig; es ſtimmte ja vollkommen mit Naomi's Charakter überein, plötzlich die fliegende Idee zur Reiſe nach Fühnen zu bekommen und ſolche auch ſogleich ins Werk zu ſetzen.

Einige Tage darauf traf ein Brief von der alten Gräfin ein; ſie war höchſt erſchrocken, denn es war keine Naomi bei ihr angekommen, nicht einmal ein Schreiben hatte ſie von dem böſen Kinde erhalten.

Das war, wie geſagt, in der Mitte des Aprils; der Frühling wurde erwartet, ſo wie der Storch — ja der Storch, das iſt ein ſeltſamer Vogel! Wenn der aus dem Süden zu uns kommt, fühlen wir Luſt dahin zu reiſen, von wo er kommt. Der warme Sonnenſchein lockt uns aus dem Zimmer; wir ſpüren Luſt zu ſehen, wie groß die grünen Knospen an den Bäumen ſind, und dann gehen wir

auf die Straße hinaus; der Kopenhagener geht nach dem Meere und betrachtet den Flug der Schiffe. Das Dampfschiff sendet seine schwarze Rauchsäule empor, die Räder brausen und das Schiff fliegt; man wird wehmüthig aus Sehnsucht, seltsam wehmüthig. Es giebt wohl eine oder die andere Seele, welche sagt: „Ich habe es fürwahr gut genug hier zu Hause!“ Aber man reist nicht, um es gut zu haben, man lebt nicht, um es gut zu haben; allein das begreift der gute Mann nicht. Das Dampfschiff jagt davon, an dem stolzen Segelschiffe vorbei.

Gutzkow sagt in seiner Wally: „für die schalen Gemüther ist nichts genialer, als sich selbst zu zeichnen, wie sie sind, ihre Tante, ihre Katze, ihren Shawl, ihre kleinen Sympathien, ihre Schwachheiten.“ — Es giebt Kritiker und Literaten, die sich nur für das Copiren der Wirklichkeit enthusiasmiren können. — Die Poesie ist jetzt Selbstbefruchtung. Die Wirklichkeit nährt sich von ihrem eigenen bürgerlichen, überquellenden Fette. — Das Haus des Barons könnte uns eine große Ausbeute dieser Art liefern, aber wir wollen nicht blos das Alltägliche aus dem Alltagsleben herausgreifen und müssen deshalb von einem Orte fliehen, wo dieses sich nur allein findet.

Naomi nahm sich die Freiheit, plötzlich abzureisen; wir wollen dasselbe thun, wir wollen auch von Kopenhagen abreisen, es ist ja Frühling, das Dampfschiff ist segelfertig — aber es geht nicht nach Fühnen, wir können Christian, Lucien oder sonst Jemand von allen unsern Bekannten dort nicht besuchen über die Ostsee fährt das Schiff

mit ſeinen beiden waſſerſpaltenden Rädern. Nun gut, der Originalität halber wollen wir mitreiſen; irgend eine Ausbeute wird es uns doch gewähren. Etwas muß uns doch begegnen! Wir nehmen die Abrede, daß wir nicht nach Dänemark zurückkehren, bevor wir ein Abenteuer erlebt haben, welches uns einigermaßen für die Reiſe entſchädigt; begegnet uns nichts, ſo bleiben wir draußen und kehren nie zurück. Einen Bekannten, Chriſtians Vater, den armen Schneider, haben wir ja im fremden Lande; vielleicht ſendet er gerade jetzt mit dem Storch, der uns beſucht, einen Gruß heim nach Dänemark.

Wir ſind am Bord. Das Dampfſchiff fährt.

Man ſagt:

„Was vom Meere bedeckt,
Iſt erloſchen und weg.“

Nein, was die Oberfläche bewahrt hat, das iſt ganz anders erloſchen und weg. Wenn ſich das Kielwaſſer geſchloſſen hat, dann giebt es keine Spur mehr vom Wege des Schiffes; wie manches Antlitz würde nicht aus der Waſſerfläche hervorblicken, wenn deſſen Spiegel den Eindruck eines Jeden behielte, der da hinab geſchaut hat. Dann würde es uns auch Ladislaus' ſtolzes, hübſches Geſicht zeigen. Es waren ja nur wenige Tage verſtrichen, ſeitdem er mit der Geſellſchaft dieſen Weg fuhr. Die Geſellſchaft war durch einen Dänen vermehrt worden, einen Burſchen, ſicher nur fünfzehn Jahr alt, und das iſt faſt ſchon zu alt, um dieſe Laufbahn zu beginnen, aber fein und geſchmeidig waren ſeine Glieder, das Auge drückte

Kraft und Willen aus, ſein Schnurrbart kräuſelte ſich um die friſchen Lippen; — man nannte ihn Herr Chriſtian. Im Paſſe ſtand, daß er aus Fühnen ſei. Er hatte ſeinen Arm auf Ladislaus' Schulter geſtützt; Arm in Arm ſtanden ſie, als ſie ſich der Küſte Mecklenburgs näherten. Der Däne blickte nach Nordweſt, über das Meer hin, unſere ſchwimmende Alpenkette, welche uns von — einem vierzehn Tage zeitigeren Frühling trennt.

Ja, ganze vierzehn Tage waren Bäume und Felder vorgerückt, als die Landreiſe begann.

Der däniſche Burſche drückte einen Kuß auf Ladislaus' Lippen. „Dein!“ ſagte er, „Dein allein!“

Und Ladislaus lächelte: „mein! — mein warſt Du ſchon draußen auf der See!“ und es war, als ob der däniſche Burſche erröthete, aber das Antlitz verbarg ſich an Ladislaus' Bruſt, welcher den Kuß erwiderte.

„Mein warſt Du ſchon auf der See!“ — Ja, könnten die Wogen ſo erzählen, daß wir ſie verſtänden, dann bekämen wir gewiß manche hübſche Geſchichte zu hören. Die Fiſche wiſſen darum, aber ſie wurden ſtumm gemacht. Ueberall erblickt man Weisheit in der Natur! Die Fiſche ſind ſtumm, damit ſie nicht erzählen, was die Wogen plaudern, und die Würmer in der Erde wurden ſtumm, damit ſie nicht erzählen, wie ſich die Todten im Grabe langweilen. — — Wir wollen hinſichtlich der Verdollmetſchung dieſer Worte auch ſtumm ſein.

Die Geſellſchaft wählte den kürzeſten Weg, es ging alſo nicht über Lübeck nach Hamburg, ſondern ſie machte

die Reiſe über die kleine Stadt Möln, bekannt, wie Verona und Aſſiſi, durch ein Grab*); hier ruht Eulenſpiegel. Er ſoll kopfüber in das Grab gelegt worden ſein; eine Eule und ein Spiegel ſind in den Stein ausgehauen. Einſt ſtand hier ein Baum, in welchen jeder Handwerksburſche einen Nagel zur Erinnerung und in ſüßer Hoffnung einſchlug. Der Baum iſt in der Kriegszeit gefällt worden. Man verweilt am Grabe; die Inſchrift, ſelbſt Eule und Spiegel ſind ja ein Calembourg. Es iſt Eulenſpiegel wie Homer ergangen, man hat ſein Daſein bezweifelt und gedacht, daß mehrere Perſonen unter dieſem Namen ſteckten. Doch wir wollen darüber nicht grübeln, ſondern in Eulenſpiegels Stadt weiter wandern, unſern Eulenſpiegel und ſomit Naomi aufſuchen.

Möln iſt eine intereſſante alte Stadt. Wir gehen durch die alten Gaſſen in ein Haus mit dicken Mauern, gezacktem Giebel und wenigen und ſchmalen Fenſtern. Auf dem geräumigen Flur, den wir betreten, ſteht der Wagen der Kunſtreiter, der Wagen des Wirthes und eine große Rolle; der Tiſch iſt gedeckt, es ſieht aus, als ob alle Zimmer des Hauſes, bis auf das Schlafzimmer, hier vereint wären.

Die Geſellſchaft hat, ſeitdem ſie an das Land gekommen iſt, eine Reiſe von 6 Meilen gemacht, deshalb that man ſich nun gütlich. Der Däne, Chriſtian, wie er genannt wurde, ſaß zwiſchen Ladislaus und Joſephinen, der Dame,

*) In Verona das von Romeo und Julie, in Aſſiſi das des heiligen Franciscus.

welche wir mit der wogenden Feder und den bunten Fahnen kennen. Alles war Gelächter und Freude, ſelbſt Ladislaus ſah weniger finſter und ernſt aus, der ſtolze Blick war wunderbar ſprechend.

„Noch einmal die ſchöne Gegend!“ ſang Bajazzo und plauderte von „Gefrorenem“ und „gebackenen Händeln,“ Alles im veritablen Wiener Dialect, und als der däniſche Chriſtian von Müdigkeit, von Schlafen und Träumen flüſterte, lachte Bajazzo, ſah ihn an, nickte Ladislaus zu und ſang im öſterreichiſchen Dialect:

„A Trämmblachl kaffa?
I wißt nid: zwegn we;
I hå nur dan oanzing Tram:
Den woas i eh*).“

In der heiligen Schrift ſteht eine Geſchichte vom Erlöſer im Tempel. Man führte ihm ein Weib vor, welches gefehlt hatte; ſie ſollte gerichtet werden, und er gebot dem, welcher fehlerfrei ſei, den erſten Stein auf ſie zu werfen, da ſchlichen ſich Alle fort. Laßt uns daran denken, indem wir in dem däniſchen Chriſtian Naomi erkennen, laßt uns ihre Erziehung, ihre Umgebung und beſonders ihre Anſichten im Auge behalten.

Sie war allein mit Ladislaus.

„Ich habe viel für Dich gethan!“ ſagte ſie mit einer Wehmuth in der Stimme, welche nie zuvor darin gelegen hatte. „Wirſt Du es je vergeſſen?“

*) „Ein Traumbuch kaufen? Ich wüßte nicht weshalb. Ich habe nur einen einzigen Traum: den verſtehe ich.“ Volkslied von Seidl.

„Du wirſt mich dann wohl daran erinnern!“ ſagte er mit einem Lächeln.

„Nein, nie,“ erwiderte ſie, „welches Ende es auch nehmen mag! Ich habe aus freiem Willen gehandelt; ich mochte die Menſchen nicht, welche mich umgaben, ich achtete ſie nicht! Dich liebe ich. Du kannſt mich tödten, ich liebe Dich doch. Es iſt wie ein Fieber in meinem Blute, doch habe ich mich nie glücklicher gefühlt. Ein langes, einförmiges Leben mit guten Tagen, wie ſie es nennen, widert mich an; lieber kurz leben, aber leben!“

„Viele Weiber haben mich ſchon geliebt,“ ſagte Ladislaus; „ich werde Dir närriſche Geſchichten erzählen! Es iſt am ganzen Geſchlecht nicht viel, aber Du biſt mehr Mann als Weib, und deshalb bin ich Dir gut! Ja, ich liebe Dich, daß ich eiferſüchtig werden könnte! — Deine Fehler kenne ich noch nicht, aber bevor wir nach Wien kommen, werden wir einander wohl ſtudirt haben. Schön biſt Du, warm wie ein Weib ſein muß, und Gedanken haſt Du wie ein Mann!“ Er küßte ihre Lippen und ihre Stirn. „An meiner Bruſt mußt Du an Madonna glauben, vor ihr mußt Du Dich beugen!“

Naomi ſchlang ihre Arme um ihn und erwiderte ſeinen Kuß. „Deine Frau muß für's Erſte noch den Schnurrbart tragen!“ ſagte ſie mit einem Lächeln. „Als däniſcher Chriſtian ſcheue ich mich nicht mein Pferd zu tummeln. Aber Du wirſt immer größeres Glück als ich machen, darum könnte ich Dich beneiden!“

„Und ich,“ erwiderte er, „würde es Dir vielleicht nicht vergeben, wenn Du mehr Beifall gewönneſt als ich!“

Man hörte Fußtritte draußen auf dem Flur. „Das ſind Hochzeitgäſte," ſagte der Kellermeiſter; „morgen wird eine prächtige Hochzeit hier in der Stadt gefeiert. Die Fremden ſind Leute aus Lübeck; es ſind ein paar Seemänner darunter!"

Als Naomi ſpäter mit dem Licht über den Flur ging, begegnete ſie Einem der Gäſte, einem kleinen vierſchrötigen Manne mit einem jovialen Antlitz; er freute ſich gewiß auch auf das Hochzeitfeſt am nächſten Morgen. Er hatte ſein Licht in der Hand und kam gerade auf Naomi zu; der Luftzug blies ihm das Licht aus, aber Naomi hatte genug geſehen, um den Mann zu erkennen; es war Peter Wik. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen, aber ſie tröſtete ſich damit, daß er ſie unmöglich erkennen könne; wie ſollte es ihm auch einfallen, das Kopenhagener Fräulein wie einen Kunſtreiter und mit einem Schnurrbarte hier in der guten Stadt Möln zu ſehen! Raſch ging ſie ihm entgegen, zündete ſein Licht an nnd war noch ſo keck zu ſagen, daß ſie an ſeinem Deutſch höre, daß er kein Eingeborener ſei.

Peter Wik lachte und klopfte ſie vertraulich auf die Schulter mit einem: „Gute Nacht, Bruder!"

H. C. Anderſen's

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Elfter Band.

Nur ein Geiger.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1849.

Nur ein Geiger.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1849.

XXXI.

Iſenburg.

—Wie biſt Du worden bleich,
Seit ich Dich ſah zum letzten Mal!

Fauſt.

—Ich habe Gift getrunken,
Des Zweifels Gift in ſtarken Zügen,
Und meine böſen Würfel liegen.

Lenau's „Fauſt".

Kennſt Du das Vaterland der Hindus? Dort brennt die Sonne heiß, aber die Luft fächelt Kühlung von den Gletſchern des Himalaya; die duftenden Wälder laden zur Ruhe ein; der Feigenbaum beugt ſeine Zweige auf die Erde hinab, ſchießt neue und bildet eine Laube; die Cocospalme bietet Dir Milch, die Dattel reicht Dir Frucht, bunte Vögel umflattern Dich: purpurrothe Papageien, goldgelbe Honigvögel. Hier iſt das Reich der Farben! Das erblickſt Du auf den Flügeln der Inſecten, auf den Blättern der Prachtblumen. Der ſchwellende Fluß, wo der blaue Lotus wächſt, iſt heilig wie die Waſſer der Taufe. Vaterland der Hindus! Was iſt das Klarſte und Durchſichtigſte, was du beſitzeſt? Dein Himmel, oder deine ruhigen Binnenſeen, wo die Antilope und der Leopard ihren Durſt löſchen?

Hier lag der Sage nach das Paradies, aus welchem Adam und Eva vertrieben wurden. Hier blüht noch das Paradies, und es ist des verstoßenen unglücklichen Paria Heimath. Die wilden Horden der Mongolen verjagten die Kinder des Landes. Der Paria theilt das Schicksal des Ahasverus. Aegypter, Tater, Zigeuner, so verschiedene Namen erhielt das herumwandernde Volk. Selbst gegen den Norden hin, auf Jütlands unfruchtbaren Haiden wandert das jüngste Geschlecht der Paria's umher. Tatervolk, Spitzbubenvolk nennen wir sie. Das Kornfeld ist ihr Sommerzelt, der tiefe Graben ihre Winterkammer. Die Kinder des Paria haben keine Höhle wie der Fuchs, kein Nest wie der Vogel. Sie wandern in Regen und Sturm auf der unfruchtbaren Haide. Da gebären sie, wie das Thier, ihr Geschlecht. Der Geburtsort ist der Versorgungsort, deshalb sucht der Landbewohner immer das schwangere Weib auf des Nachbars District hinüber zu schaffen, weshalb sie oft auf dem elenden, stoßenden Leiterwagen, ohne Stroh zum Lager, von Ort zu Ort gebracht wird und auf diesem ihr dem Verderben geweihtes Kind gebiert. Mit der ersten zurückkehrenden Kraft muß sie sich erheben und das Kind auf den Rücken binden; auf den Stab gestützt wandert sie mit ihrem Manne über das unebene Haidefeld; der kalte Seewind weht, der Himmel ist grau und naß; aber sie kennt es nicht besser!

Kennst Du das Vaterland der Hindus? Dort brennt die Sonne heiß, aber die Luft fächelt Kühlung von den Gletschern des Himalaya. Die duftenden Wälder laden

zur Ruhe ein, der Feigenbaum beugt seine Zweige auf die Erde hinab, schießt neue und bildet eine Laube, die Cocospalme bietet Dir Milch, die Dattel reicht Dir Frucht. Hier ist das Reich der Farben! das Vaterland der Hindus!

Auf Jütlands Haiden, wie bei Alhambra's Mauern findet man das zerstreute Geschlecht der Paria's, doch am größten sind ihr Schaaren in den Wäldern und auf den großen Steppen Ungarns. Der Thron des Zigeunerkönigs ist der moosbedeckte Stein dicht bei dem Kessel, in welchem das gestohlene Lamm kocht. Müde vom Wandern streckt der Haufe sich in das hohe Gras, wo die schwarzäugigen Kinder mit den Blumen spielen.

Kein Trupp wagt sich in die Kaiserstadt Wien, aber einzeln kann man sie durch die Straßen schleichen sehen, noch mehr verdächtigt als der arme Slavonier, dem es nicht erlaubt ist, die Nacht über in der Stadt Wien zu bleiben. Am häufigsten erblickt man sie in den Vorstädten, welche jede für sich eine größere Stadt ausmachen, als das alte Wien, die eigentliche Stadt.

In der Vorstadt Mariahilf, wo die Allee nach Schönbrunn hinaus führt, gingen an einem warmen Sommertage 1820, in dem Jahre, in welchem Naomi begann, was sie mit Recht ihre „Laufbahn" nennen konnte, zwei Zigeuner in ihrer weißen Tracht mit dem großen, braunen Gewand. Der Eine war ein ganz junger Mann mit einem breiten Hut, wie die Slavonier ihn tragen; der breite Rand hing auf Rücken und Schultern hinab. Der Andere war viel älter, laug und mager; er war in bloßem Kopfe. Seine

dichten ſchwarzen Haare, die doch einzelne graue Stellen hatten, dienten ihm als Schirm gegen die brennende Sonne. Sie gingen durch eine der vielen Seitenſtraßen, welche von Mariahilf nach dem Sommerſchloſſe Belvedere führen.

„Die Vorſtädte könnten die Stadt tüchtig klemmen, wenn ſie wollten!“ ſagte der Jüngere. „Ich träumte dieſe Nacht einen hübſchen Traum: daß Mariahilf, die Joſephſtadt, ja alle vierunddreißig Vorſtädte in Bewegung waren und gegen die Stadt anrückten, welche vom Stephansthurm angeführt wurde. Sie ſchlugen ſich, ſo daß weißes und gelbes Gold in die Donau rollte!“

„Du hatteſt gewiß zu viel von dem ſtarken Waſſer getrunken,“ ſagte der Alte. „Sei vorſichtig, Czekles! Erzähle ſolche Träume nicht, die Polizei hat lange Ohren. Iſt das auch ein Traum für einen jungen Kerl? Nein, von Mädchen mußt Du träumen!“

„Aber ich träume mehr von Krieg!“ ſagte Czekles. „Wäre ich doch Soldat! Könnte ich vor dem Kaiſer Franz, dem guten Kaiſer Franz präſentiren! Er hat vor mir an den Hut gegriffen, als ich mein Haupt entblößte. Das war für mich allein, Niemand außer mir war auf dem Wege. Mich grüßte er. Uebrigens was meinen Traum anlangt, der war luſtig genug! Die Stephanskirche mit ihrer ſpitzen Mütze auf der Seite war General. Sie hat breite Schultern und alte Kräfte. Die Dreifaltigkeitsſäule am Graben hatte ſie als Commandoſtab genommen. Die Statue des Kaiſers Joſeph jagte auf ihrem kupfernen

Pferde über den Kohlmarkt und durch die Kärnthnerſtraße, ſie rief alle Bilder aus den Schildern*), und die folgten nach. Der Marmorrieſe aus dem Volksgarten**) ſtellte ſich an die Spitze der Marmorbilder von der Capuzinerkirche, und ſie ſtiegen auf den Wall und auf das Dach der Hofburg und blickten nach den Vorſtädten, wie dieſe näher rückten. Die Städte Hietzing und Währing waren mit; das war ein Gewühl, ärger als im Volksgarten und im Prater an den luſtigen Tagen!"

„Was doch ein Menſchenhirn zuſammenbrauen kann!" ſagte der Alte. „Hüte Dich vor der Trunkenheit, Czekles! Die Dünſte des ſtarken Getränkes ſchlagen einen Zauberkreis um uns. Erſt ſieht er ſchön aus, füllt man aber mehrere Schalen hinein, dann zieht er ſich näher, ſpinnt uns wie im Gewebe der Spinne ein, und zeigt uns außerhalb nur, was wir uns einbilden. Er bindet ſich ſo feſt um uns, daß wir unſerer eigenen Glieder nicht mächtig ſind; dann ſchlafen wir, und dann löſt der Dunſt ſich, aber wenn wir erwachen, fühlen die Glieder, daß ſie in Banden geweſen ſind, und daß der Verſtand während des Schmauſes zu feſt geſchlafen hat, ſo daß er ſich nicht recht erholen und Rechenſchaft über das, was geſchehen iſt, während er auf dem Ohre lag, geben kann!"

*) In Wien hängt über jedem Kaufladen ein Schild, nach welchem jener benannt wird, wie: der Cardinal, Madame Catalani, der König von Dänemark u. ſ. w.; dieſe haben häufig Portraitähnlichkeit und einzelne ſelbſt einen künſtleriſchen Werth; ſo eins vor einer Apotheke, das den jungen Tobias, welcher heimkehrt, darſtellt.

**) Canova's Theſeus.

Während der Unterhaltung gingen ſie indeſſen raſch vorwärts; erſt als ſie die lange Heugaſſe erreichten, von wo aus ſie das Schloß erblicken konnten, welches an die Barrière der Vorſtadt grenzt, mäßigten ſie ihre Schritte.

„Du möchteſt Soldat ſein, Czekles?“ ſagte der Alte.

„Ja, hier in Wien, vor der Kaiſerburg möchte ich am liebſten das Gewehr tragen!“

„Das würde ein gezwungenes Leben ſein, Czekles! Du würdeſt Dich ſehnen davon zu kommen. Die Unruhe ſitzt in unſern Füßen, ſo wie die Diebsluſt in dem Mäuschen unter unſern Daumen ſitzt. Liefſt Du davon, ſo würdeſt Du gehängt!“

„Nun gut denn!“ erwiderte der Jüngere, „in einem Wurmbauche oder in einem Vogelmagen zu liegen, das iſt wohl gleich herrlich! Warum auch das Aergſte denken?“

„In einem Vogelmagen liegen!“ wiederholte der Alte. „Da ſagſt Du etwas. Es iſt ein ſtolzer Sarg; man iſt immer auf der Wanderung, wie unſer Volk es hier im Leben iſt. Selbſt von der Jugend kann man lernen! Ich will Deiner Worte gedenken, wenn ich in die ungariſchen Wälder ziehe und die Vögel ſingen höre. Vielleicht habe ich den Raben gehört, der in ſeinem Magen die Augen desjenigen hat, den ich am innigſten liebte. Glaube mir, Czekles! klarere Augen als mein Sohn, mein Bela hatte, ſah ich nie. Du haſt ja ſeinen Jungen geſehen? Ladislaus iſt ſeines Vaters Ebenbild, nur ſtolzer, ſchwärzeres Blut. Bela war beſſer, obgleich ſie ihn henkten; dem

Sohne dagegen rufen ſie Beifall zu, wenn er auf dem Pferde dahin jagt und ſie im Herzen verachtet."

Er hat ja doch ſeinen Stamm verlaſſen!" ſagte der Jüngere.

„Aber er hat keine bleibende Stätte!" ſagte der Alte, „er macht größere Reiſen als wir; über dem großen Meere iſt er geweſen, das iſt ſo breit wie das ganze Ungarland. Denke Dir ſolchen Donaufluß! Alle Kaiſer und Könige, die wir hier beim Congreſſe verſammelt ſahen, hat er in ihrem eigenen Lande geſehen. Er zieht weit, wie die Zugvögel, und Glück hat er bei allen ſeinen Unternehmungen."

Inzwiſchen waren ſie vor dem Schloſſe angelangt von der Seite her, wo daſſelbe gegen die offene Ebene liegt; Soldaten ſaßen in Gruppen und plauderten, Fremde und Leute aus der Stadt beſuchten und verließen die prächtige Gemäldeſammlung, welche ſich hier befindet. Die Zigeuner ſtanden ſtumm und betrachteten das Gebäude, welches ſich durch nichts Eigenthümliches auszeichnet; wer aber an den Blick des Alten gewöhnt war, würde geſehen haben, daß er etwas an den Fenſtern ſuchte. Sie ſtellten ſich an die offene Gartenthür, doch ohne hinein zu gehen; in den ſteif beſchnittenen Gängen, in der ganzen beſchnittenen Natur, welche **à la Louis quatorze** zugeſtutzt iſt, ſpazierten Leute.

Die ganze erſte Etage iſt mit einer vortrefflichen Gemäldeſammlung angefüllt, mit vorzüglichen Stücken, beſonders aus der holländiſchen Schule. Hier waren viele Fremde an dieſem Nachmittage. Eine Gruppe bewun-

derte die meiſterhaften Basreliefgemälde Gherardino's, eine andere die reiche Sammlung von Rubens, welche ſich hier vorfindet.

Merkwürdig durch die Flüchtigkeit, womit er von Stück zu Stück ſchritt und darauf, wie es ſchien, die weite Ausſicht über den Garten betrachtete, wo man die Kaiſerburg und die Berge Ungarns erblickt, war ein junger Mann mit einem Schnurrbart, ziemlich feinen Zügen und klugen Augen. Es war einer der Kunſtreiter vom Prater, ſo ſagte Jeder, der ihn ſah. Wir wollen die Wahrheit ſagen, es war Naomi.

Ein ganz anderes Intereſſe als das, welches die Gemälde darbieten, hatte ſie nach dem Belvedere gezogen; deshalb war ihr Betrachten ſo flüchtig, nur Ein Gemälde ſchien Intereſſe für ſie zu haben und dahin kehrte ſie ſtets zurück. Es war van Dyk's Simſon, welcher von Delila verrathen wird; ein ganz vortreffliches Werk. Der ſchmerzliche Vorwurf in Simſons Blick iſt ſo ſprechend menſchlich, daß er von Grönland bis nach Otaheiti verſtanden werden muß. Delila's Gleichgültigkeit, das Intereſſe der Wirthin — ja, das iſt die Wirklichkeit ſelbſt. Ob es des Malers Kunſt allein war, welche Naomi hier feſſelte, oder ob der Gegenſtand ſelbſt Ideenverbindungen von tiefer Wirkung bei ihr erweckte, dürfen wir nicht verrathen. Jeden Augenblick trat ſie an das Fenſter und ſah über die Ebene hinaus, kehrte aber dann vor van Dyk's Simſon zurück. Unruhige Gedanken hoben ihre Bruſt.

Als sie sich wieder dem Fenster näherte, wurde sie die Zigeuner gewahr; schnell verließ sie den Saal und stieg die Treppe hinab. Die Zigeuner sahen sie kommen, aber kein Zeichen wurde gemacht; nur wanderten sie langsamer. Naomi folgte ihnen.

Dicht vor einem niedrigen Hause, wo der Steig sich über das Feld schlängelte, blieb der Alte stehen, um, wie es schien, sein Schuhband zu binden; der Jüngere ging weiter. Naomi näherte sich dem Greise. Sie sprachen zusammen von Ladislaus. Der Alte sprach nichts Gutes.

„Du lügst!“ sagte Naomi.

„Lüge!“ wiederholte der Alte. „Er ist mein eigen Fleisch und Blut, aber es ist eine böse Wunde, welche mir Schmerzen verursacht. Sein Vater war mein Sohn. Ladislaus verachtet seinen Großvater und sein ganzes Geschlecht. Er haßt nicht den, der das seinige haßt. Ich habe ihm die Wahrheit gesagt, und seine Peitsche hat Striemen auf meine Schulter geschlagen. Ich entsinne mich dessen! Der Mensch kann das frische, klare Wasser, welches er als Labetrunk erhielt, vergessen, aber das moorige, das bittere vergißt er nie. Ladislaus mag Dich heute lieben; aber morgen kann er Dich nicht leiden, und weil er Dich geliebt hat, darum wird er Dich peinigen! Ich weiß wohl, daß Du kein Mann bist! Ich habe Zeichen genug, um das Vergangene sehen zu können; das Zukünftige werde ich Dir nicht sagen: das ist leicht zu errathen. Habe ein Auge auf ihn, und hast Du eine Seele, die Deiner Kleidung entspricht, so bestrafe ihn,

wenn Du es kannſt. Deshalb habe ich Dich hierher beſtellt. Heute Abend kannſt Du ihn in Hietzing finden. Da ſind hübſche Weiber!“

„Aber ich bin kein Weib!“ ſagte Naomi. „Du haſt Dich geirrt! Ladislaus iſt böſe, das iſt möglich; aber laß ihn die Weiber lieben, das thue ich auch. Niemand genießt ſeine Jugend beſſer als ich, und ich habe Glück!“

„Und dennoch ſteigt Dir das Blut in die Wangen!“ ſagte der Alte. „Mein Auge irrt ſich nicht und mein Wort hat auch Dein Herz getroffen.“ Er nickte und ging.

Naomi ſtand zweifelhaft, ob ſie ihm folgen oder bleiben ſollte; bald faßte ſie einen Entſchluß und ging znm Schloſſe in den altfränkiſchen, ſteifen Garten und in die Stadt.

Vom Petersplatz rollten die ſtets hin und her fahrenden Geſellſchaftswagen nach Schönbrunn und Hietzing. Naomi nahm in einem derſelben Platz. Sie lächelte mit den Andern; Alle wollten ja hinaus, um ſich zu beluſtigen. Die ehrlichen Wiener ſprachen begeiſtert von ihrem guten Kaiſer, von Würſtl und Händl, von den Gebrüdern Schuſter, Alles durch einander, wie das in dem Converſations-Tohuwabohu geht. Naomi gerade gegenüber ſaß ein junger Künſtler mit einem kecken Blick. Er hörte an ihrer Ausſprache, daß ſie keine Eingeborne ſei, er hatte ſie im Prater geſehen und erzählte, daß ſie ſicher ihren Herrn in Hietzing finden würde, dahin käme er oft. „Ihren Herrn!“ wiederholte ſie für ſich, und der Fremde nannte Ladislaus. Sie erreichten das Luſtſchloß Schönbrunn, in deſſen duftenden Alleen

der Sohn des Mannes mit ſeinen verborgenen Gedanken wandelte*), wo Silvio Pellico hinter die Hecken trat, um nicht durch ſeine kränklichen, leidenden Züge**) zu ſchrecken; einige arme Kinder liefen neben dem Wagen her und warfen Blumenſträußer in denſelben, um ein paar Kreuzer zu erhalten; der Künſtler ergriff einen Strauß und warf ihn lachend Naomi in den Schooß; ſie machte unwillkürlich eine weibliche Bewegung, um ihn aufzufangen, erlächelte und ſie fühlte das Blut in ihren Wangen brennen.

Dicht bei Schönbrunn liegt die kleine Stadt Hietzing mit ihrer Kirche und ihren hübſchen Landhäuſern. Die Muſik ertönte munter aus dem Caſino, welches damals eben ſo beſucht als jetzt, aber noch nicht ſo berühmt durch Strauß's und Lanner's Orcheſter war. In dem kleinen Garten, zwiſchen Häuſern eingeklemmt, mit dem moraſtigen Bach, fand man dieſelbe Anhäufung von Tiſchen und Zelten, daſſelbe Gedränge, wie wir es jetzt kennen.

Ladislaus ſaß mit zwei jungen Mädchen an einem Tiſch, Naomi nahm dicht daneben Platz; ſie hatte Sauls finſtere Gedanken, aber die jubelnde Muſik war für ſie kein beruhigender Harfenklang Davids. Die ſchwebenden Tanzmelodien athmeten die beweglichen Phantaſien des Volkstheaters, die ganze Freude in Schönbrunn und im Parterre; alle Herzen mußten mitſingen: „'s giebt nur ein Kaiſerſtadt, 's giebt nur ein Wien!“ aber für Naomi klang es wie Seufzer und Spott, es war der kalte Luftzug

*) „Le fils de l'homme“ par Barthélemy.
**) Le mie Prigioni.

von des Spielbergs feuchten Gefängniſſen, es war die drückende Hitze von den Bleikammern Venedigs.

Ladislaus betrachtete ſie mit ſeinem kalten, übermüthigen Blicke, ſie that ein Gleiches, aber ſie ſchienen ſich nicht zu kennen, und doch folgten ſie ſich, wie der Schatten dem Körper.

Die Elaſticität der menſchlichen Gedanken hat keine Grenze, ſie iſt unermeßlich wie der Weltraum, deſſen Ausdehnung uns die Aſtronomen als unbegrenzt lehren; die großen Geiſter erweitern uns den Geſichtskreis der Gedanken, aber auch Leiden, große Lebensmomente haben dieſelbe Kraft; und ſo ſchweben mir mit den Gedanken in einen Himmel oder in eine Hölle. Naomi ſchaute wie ein Newton, erblickte aber eine diaboliſche Tiefe.

Als die freie Luft mit dem erleuchteten Salon vertauſcht war, trafen ſie und Ladislaus ſich beim Tanze. Sie mußte mit einem Frauenzimmer tanzen, ihre Kleidung gebot es, und auf Ladislaus' ſtolzen Lippen ſtand Spott darüber; aber er ſprach nicht mit ihr, ſie nicht mit ihm. Unter den jubelnden Tönen drehte ſie ſich wie Ixion auf dem Rade herum. Ihre Bruſt hob ſich, ihre Augen funkelten; Ladislaus ſchien kalt, ein männlicher Turandot mit dem ſtolzen, höhniſchen Lächeln zu ſein. Oh welche Qualen kann ſich ein Menſchenherz ſelbſt ſchaffen! Immer ſchlägt es, immer blutet es — und das iſt nothwendig, um zu leben.

Ladislaus verſchwand im Gedränge; vergebens ſuchte ſie ihn. Es war ſchon ſpät, der letzte Geſellſchaftswagen war zur Stadt gefahren, nur einige Bauern hielten noch

mit ihren Linienwagen. Ein Herr mit zwei Damen ſtieg in den Wagen; ja er war es; ſchnell folgte ſie und erhielt noch Platz; ſie rollten davon.

Von Hietzing und dem Schloſſe Schönbrunn ſchienen die Lichter durch die dunkeln Bäume; ein paar ehrliche Bürgerfamilien ſaßen froh und munter im Wagen; ſie ſprachen von Elfen und Feen, welche die guten Wiener aus dem Volkstheater kennen; ſie citirten Einfälle von Casperl und Pumpernickel und plauderten von ihren drei Schuſtern*), beſonders von Ignaz, dem herrlichen, muntern Ignaz!

Unſere Generation kennt das komiſche Kleeblatt der Schuſter nicht, kennt nicht die Blüthenzeit des Leopoldſtädter Theaters, aber wir können ſie uns denken; ſahen wir nicht Bäuerle's Muſe, ſo kennen wir doch die Raimund's und Neſtroy's und könnten wohl mit den guten Wienern in dem Linienwagen von der Feenwelt auf dem Volkstheater plaudern, der Feenwelt, in die ſich die ehrlichen Bürger an einem Sommerabend, wenn die Lichter von Hietzing und Schönbrunn durch die Bäume blitzen, naiv hineinträumen.

In einem dieſer Stücke ſieht man den König der Geiſter in einem Bette ſitzen, er klingelt und fragt den Kammerdiener, „was das für naſſe Wolken ſeien, die er ihm als Bette zubereitet habe?“ — „Es iſt unmöglich, ſie in die-

*) Drei Brüder, berühmte Komiker am Leopoldſtädter Theater, den größten Ruf hat indeſſen der eine Bruder, Ignaz. Sie gaben Veranlaſſung zu dem Gelegenheitsſtück „die drei Schuſter,“ worin folgende Rollenbeſetzung ſtattfand: Anton Schuſter, ein Schuhmachermeiſter, Hr. Anton Schuſter; Hr. Joſeph Schuſter, ein Schuhmachermeiſter, Joſeph Schuſter; Ignaz Schumacher, ein Schuhmachermeiſter, Hr. Ignaz Schuſter.

ſem Jahre trockener zu bekommen, es iſt daher auch von der Polizei in Wien Klage deshalb eingereicht. Die Jahreszeiten laufen durch einander, es iſt nicht mehr wie vor Zeiten.“ — „Rufe mir die Jahreszeiten herein!“ Dieſe kommen. Der Winter iſt ein alter Mann mit einem Stock in der Hand. Der König fordert ihn vor: „Was muß ich hören,“ ſagt er, „Du haſt angefangen in Deinem Alter feucht zu werden! Das mußt Du Dir abgewöhnen! Jeder von Euch muß beſſer auf ſeinem Poſten ſein, entweder thut Ihr das, oder Ihr bekommt Euren Abſchied, und das ohne Penſion.“ Die Jahreszeiten werden verlegen, ehrerbietig küſſen ſie dem Könige die Hand und verſprechen ſich beſſern zu wollen. In einem anderen Stücke erblickt man eine ehrliche Wiener Familie, welche zu viel in Ritterromanen geleſen hat und nun die Ritterzeiten für weit herrlicher als die unſeren hält. Sie ſchlafen ein, und als ſie erwachen, ſind ſie in Rittertracht gekleidet und in die geprieſene Ritterzeit zurückverſetzt. Ein Raubritter läßt ſich melden und freit um die Tochter, und die Eltern fühlen ſich höchſt glücklich über eine ſo romantiſche Partie. Aber bald lernen ſie alle Rohheit jener Zeit empfinden; ſie müſſen alle unſere Bequemlichkeiten entbehren, ja ſie werden zuletzt in das Burgverließ geführt und verurtheilt, den Hungertod zu erleiden. Da wünſchen ſie ſich wieder in unſere glücklichen Tage zurück, wo man gebratene Händl erhält, nach Hietzing fährt und das Theater in der Vorſtadt beſuchen kann. Geheilt führt die Zauberei ſie wieder in unſere beſſere, fröhlichere Zeit zurück.

Wie ſehr wünſchte Naomi, daß jene Feenwelt, von der die ehrlichen Leute ſprachen, in die Wirklichkeit eingreifen möchte! Wie der Berggeiſt, welcher die verhaßte Brautſchaar verſteinerte, ſo wollte ſie Ladislaus mit den beiden Frauenzimmern verſteinern, aber er ſollte nur unten kalter, todter Stein, wie der Prinz Agib im Märchen ſein; der Kopf ſollte denken, das Herz ſollte bluten, damit er ſeine Qual recht fühlte.

An der Barrière ſtiegen ſie aus dem Wagen; Ladislaus that, als würde er Naomi erſt jetzt gewahr, und ſchlug ſeine Arme um ihre Schultern, ſo daß ſie es fühlte und ſicher Zeichen der Umarmung davontrug. „Chriſtian," ſagte er lachend, „Du biſt auch auf Abenteuer aus! Das mag ich leiden, mein Junge! Wie könnte ich Dich ſtreicheln; wie könnte ich Dich küſſen, daß Du doch einmal biſt, wie Andere!" und gewaltſam liebkoſte er Naomi.

„Laß mich los!" ſagte ſie, „ich gehe mit!" und mit einem Blick, ſprechender als Worte, wandte ſie ſich von ihm, bot dem einen Frauenzimmer den Arm und dieſe nahm ihn an; das Weib ſprach die glatten Worte der Sünde, aber Naomi's Wangen brannten deshalb nicht röther, ihr Herz ſchlug nicht gewaltſamer denn zuvor.

In der Stadt Wien ſelbſt ſtehen mehrere Straßen durch Thüren und Fluren einzelner Häuſer in Verbindung. Jemand, dem es unbekannt iſt, kann eine Treppe hinaufſteigen und glaubt im Hauſe zu ſein, ſteht aber plötzlich draußen in einer Seitenſtraße.

Ladislaus mit dem einen Frauenzimmer ſchlüpfte in ein Haus; Naomi folgte nach.

„Wo ſind ſie geblieben?“ fragte ſie ihre Begleiterin.

Dieſe lachte und führte ſie die gewundene Seitentreppe hinauf, aber hier war kein Ladislaus zu erblicken. Das Frauenzimmer zog an der Haſenpfote, welche als Klingelzug an der Thür hing.

„Wo ſind die Andern?“ fragte Naomi.

„Die ſind dort und wir ſind hier!“ erwiderte das Weib. Die Thür wurde geöffnet, eine ältliche, gutgekleidete Frau mit einem ſilbernen Armleuchter in der Hand bot ihnen Willkommen.

„Teufel!“ rief Naomi aus und ſprang halb taumelnd die Treppe hinab; ſie erkannte am Lichtſchein, daß ſie ihr nachfolgten; ſchnell war ſie auf der Straße, ſie erblickte Niemanden, kein Menſch war da. „Ladislaus!“ ſtammelte ſie und biß ſich in die Lippe, ſo daß dieſe blutete.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand ſie in ihrer Wohnung im Prater; er war noch nicht gekommen; angekleidet warf ſie ſich auf das Bett, aber es trat keine Thräne in ihr Auge, es kam kein Seufzer über ihre Lippen. Jetzt ſchallten Fußtritte; Ladislaus kam.

Stumm betrachteten ſie einander.

„Du haſt Dich wohl recht gut amüſirt?“ ſagte er mit einem boshaften Lächeln.

Sie ſchwieg und betrachtete ihn mit ihrem ſtolzen, gramvollen Blick; er ſah ſie hämiſch an und lachte.

Ihre Lippen bewegten ſich um zu ſprechen, aber ſie ſchwieg.

„Haſt Du nicht ſchon geſehen," ſagte er, „daß, wenn ich durch den Stall gehe und meine Stute los iſt, ſie wiehert und mir nachfolgt? Das thut ſie nur aus Liebe und deshalb ſtreichle ich ſie unter der Mähne. Du folgſt mir auch nach, aber aus einem entgegengeſetzten Antriebe. Dich hätte ich auch Luſt zu ſtreicheln, wie Du es verdienſt!" und er ergriff die Peitſche, welche auf dem Tiſche lag, und knallte damit in die Luft, aber gegen Naomi hin, ſo daß die Schnur ihren Hals berührte.

Es war wie der Stich einer Tarantel; eiskalt ſtarrte ſie ihn an. „Ladislaus!" war ihr einziges Wort, und ſie verließ das Zimmer.

Joſephine ſchlief.

Draußen war Alles finſter und ſtill, nur der Laut eines Wagens, welcher ſchwer auf dem Wege am Prater vorbei rollte, erreichte ihr Ohr. Es war ſternheller Himmel! Der Himmelswagen zeigte nach Norden. Gedachte ſie der Heimath oder waren ihre Gedanken noch im Breterhauſe beim Sohne des Paria, dem ſtolzen Ladislaus? Keine Thränen kamen in ihr Auge, kein Seufzer ging über ihre Lippen, mit dem Blick nach dem Sternbilde ging ſie grübelnd einige Schritte. So hat Ariadne auf das Meer geſtarrt, als ſie wußte, daß Theſeus ſie hintergangen habe. Dieſes Lächeln hatte Medea, als ſie Jaſon bei Kreuſa begrüßte.

In derſelben Stunde, derſelben Nacht, aber auf Seelands einförmiger Landſtraße ruhten zwei andere Augen auf demſelben Sternbild, aber mit Hoffnung und Troſt wie Leander, als er in die Wogen des Helleſponts

ſprang und auf die Fackel zu ſchwamm, welche Hero angezündet hatte.

Auf Seelands Landſtraße fuhr Chriſtian dieſe Nacht allein nach Kopenhagen. Er war zu der Erkenntniß gelangt, daß er bei Herrn Knepns nichts Bedeutendes lernen könne, und daß er in die Welt hinaus müſſe, um es zu etwas Ordentlichem zu bringen. Peter Wik war böſe darüber und hatte geſagt, daß er ſeine eigene See ſegeln könne! Lucie hatte geweint; aber Chriſtians Plan war gereift. Empfehlungsbriefe hatte er mit, einer derſelben war an den königlichen Lakai; er träumte deshalb von etwas ganz Anderem, als nur von Verſprechungen und Händedrücken. Es war eine herrliche, ſtille Sommernacht, der Poſtillon blies und das Echo des Hornes wurde von Antworſkovs Höhen beantwortet. Ein Stern funkelte ſo ſchön, es war der Cygnus, der Schwan, wie jeder Mann im Süden ihn nennt. „Das iſt mein Glücksſtern!“ dachte er und fragte ſeinen Nachbar nach dem Namen des Sternes. „Er wird die Abendhenne genannt.“

Chriſtian dachte an Naomi: ſie dagegen ließ ihre Gedanken wie eine Biene herumfliegen, ließ ſie jede Blume der Bitterkeit aufſuchen, welche in den letzten Monaten aus ihrem Herzen emporgeſchoſſen war, und aus jeder Blume ſammelte ſie Gift.

Sie lauſchte und es war ihr, als höre ſie den Wellenſchlag der Donau. Eine Sternſchnuppe flog, wie einſt der Dampfballon durch die Luft fliegen wird.

Sie kehrte wieder nach dem Hauſe zurück, wo Ladis-

laus ſchlief; aber ſie blieb auf dem Flur, ſie ſetzte ſich auf die unterſte Stufe der Treppe, legte den Arm auf das Geländer und lehnte den Kopf an daſſelbe. Sie ſchlummerte, wie der Araber ſchlummert, welcher weiß, daß ſein Todfeind mit ihm unter demſelben Zelte ſchläft; ſie haben zuſammen getrunken und geſpeiſt; Gaſtfreiheit iſt das heilige Schild, welches zwiſchen Beiden ſteht, ſie reichen einander die Hand und — ſchlafen, aber ihr letzter Gedanke iſt: wir treffen uns an einem andern Ort! Der Sohn des Paria und die Tochter Israels hatten aſiatiſches Blut, die heiße Sonne brannte darin.

XXXII.

— Ladislaus! Ladislaus! tönt es auf's Neu',
Und dieſelbe Stimme ruft hinterdrein
Noch lauter: Nein!

Caſtelli.

Es iſt eine ſeltſame Sache:
Ich ſprach deutſch und däniſch Du,
Und doch verſtanden wir uns im Nu.
Ja, Freund! im Aug' liegt die Sprache
Und im Herzen der Schlüſſel dazu.

Stammbuchblatt an H. C. Anderſen von
Caſtelli.

„Ich will fort!“ ſagte Naomi zu Joſephinen, der Kunſtreiterin mit den wehenden Fahnen. „Ich will fort! Entweder finde ich Brot oder den Tod!“

Joſephine lachte. „Wir fahren dieſen Vormittag zuſammen nach Joſephsdorf und Kloſter-Neuburg, wir Beide, in dem kleinen Gig mit dem beblätzten Orlando. Ich ſetze mich Deinetwegen dem Gerede aus! Ich fahre allein mit dem jungen, flammenden Jockey! Du erhältſt Deine Laune wieder, Ladislaus küßt, wo die Peitſche traf, und dann feiern wir das Verſöhnungsfeſt.

„Nie!“ ſagte Naomi.

„Alſo kein Menſchenhaß und keine Reue*),“ ſagte Joſephine lachend, „das nimmt ſich auch luſtiger aus.“

„Verſchaffe mir heimlich einen Paß,“ bat Naomi, „nach Ungarn oder Baiern, wohin Du willſt; nur daß ich fortkomme und daß ich ihn nicht mehr ſehe!“

„Erſt fahren wir eine Tour,“ erwiderte Joſephine. „Wir koſten die Chocolade in Joſephsdorf und ſehen dort vom Berge aus, ob die Donauebene uns nicht verleiten kann, hier zu bleiben. Man muß ſich nie übereilen, nie zu große Schritte machen; auch kleiden ſolche ein Frauenzimmer nicht.“

„Es iſt nicht das erſte Mal, daß er mir Gift in das Herz geträufelt hat!“ ſagte Naomi. „In Teplitz, vierzehn Tage, nachdem ich meine Heimath verlaſſen hatte, verſtand ich ihn, wie ein aufgeſchlagenes Buch; aber da war er noch der Kluge, der Vorſichtige. Ich habe meinen Entſchluß gefaßt.“

---

*) „Der Leopoldstag oder kein Menſchenhaß und keine Reue,“ eine Parodie, welche auf einem Volkstheater damals gegeben wurde.

Der Wagen war fertig, ſie rollten fort. In der langen Allee in der Vorſtadt begegneten ſie vielen Fahrenden und Reitenden. Die jungen Herren nickten Joſephinen zu, einige Damen ſchenkten Naomi ein Lächeln. Der Weg ging den Berg hinan, von welchem man die weite Ausſicht über die fruchtbar-grüne Donauebene hat.

„Betrachte einmal!“ ſagte Joſephine, „wie prächtig nehmen ſich nicht die vielen Alleen zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten aus. Der Stephansthurm ragt kühn über die andern Gebäude empor, und dort erblickſt Du die Donau mit allen den ſchönen, bewaldeten Inſeln. Die blauen Berge da hinten liegen in Ungarn! Dieſe ſchöne Ausſicht ſchwebt mir immer vor Augen, wenn ich ſingen höre: „noch einmal die ſchöne Gegend!“ Ja, Oeſterreich iſt viel ſchöner als Dänemark!“

„Sie gleichen einander!“ ſagte Naomi. „In Jütland haben wir ſo hohe Berge, wie dieſer hier, und der kleine Belt und der Sund ſind weit prächtiger als die Donau! Ich kenne nur einen Vorzug, den Wien vor Kopenhagen hat, das iſt die mildere Luft und daß es Italien näher liegt.“

„Der Finnländer ſehnt ſich nach ſeinen Sümpfen, der Eskimo nach ſeinem Schnee!“ ſagte Joſephine lachend.

„Ich ſehne mich nicht nach Dänemark, kehre nie dorthin zurück, aber auch hier will ich nicht bleiben! Ich bin ein freies Weib, ich bin keine Oeſterreicherin, man muß mich reiſen laſſen.“

„Aber Ladislaus wird es verhindern,“ ſagte Joſephine,

„es allein darum verhindern, weil er Dich quält, wenn er in der Laune iſt!"

Sie wurden unterbrochen, indem der Todtengräber des kleinen Ortes herbeikam und ſie einlud, die Kirche in Augenſchein zu nehmen; im Keller lägen Leichen, ſagte er, welche über hundert Jahre alt wären und doch ausſähen, als ob ſie erſt geſtern begraben worden ſeien.

„Wir ſehen lieber die Lebenden!" ſagte Joſephine.

Aber es ſeien recht nette Merkwürdigkeiten da, verſicherte der Alte, es ſei nicht eine Stunde her, daß er einen polniſchen Herrn darin herumgeführt habe, und der Herr habe das Ganze höchſt merkwürdig gefunden und in ſeinem Buche Alles aufgeſchrieben. Indeſſen war das Buch doch vergeſſen worden, ſollte aber noch heute auf das Polizeibüreau kommen, denn die Herren dort wüßten mit jedem Fremden Beſcheid, ſo daß das Buch vor Abend noch in den Händen des Polen ſein könnte. Er zeigte es Joſephinen.

Das Geſchriebene war däniſch. Die Hand kam Naomi bekannt vor; ſie blätterte und las begierig darin. Die Aufzeichnungen waren gerade nicht alle beſtimmt, von einem Jeden geleſen zu werden.

„Der Fremde iſt aus Dänemark!" ſagte Naomi.

„Von dem König von Dänemark?" ſagte der Alte. „Deſſen erinnere ich mich noch vom Congreſſe her, er hatte weißes Haar und war freundlich und höflich wie unſer guter Kaiſer Franz! Ich muß immer, wenn ich an dem Stock am Eiſen*)

*) Wie früher bemerkt iſt, haben die Läden in Wien ein Portrait oder eine geſchichtliche Darſtellung als Schild; ſo ſieht man Friedrich den

vorbeigehe, den däniſchen König Friedrich betrachten!“ Der Alte wurde geſprächiger, aber Naomi hörte nicht darauf, begierig las ſie im Buche, erröthete und lächelte.

„Vor einer Stunde war der Fremde hier?“ fragte ſie.

„Ja, eine Stunde kann es wohl her ſein; ich weiß nicht, welchen Weg er nahm, aber ich glaube, daß es zur Stadt hinein war.“

„Laß uns Deine Kirche ſehen,“ ſagte Naomi, und ſie gingen dahin; aber ſie hatte faſt mehr nach dem Fremden, als nach den Gegenſtänden, die ſie erblickte, zu fragen; das Buch des Fremden ſchien ſie mehr zu beſchäftigen, als die hiſtoriſchen Erklärungen, welche der Todtengräber über die gut erhaltenen Todten gab.

Sie ſaßen wieder in dem kleinen Gig, der bebläßte Orlando ſchlug mit dem Nacken und lief mit ihnen im Trab gegen das Kloſter hinab, deſſen hohe Kuppel mit der kaiſerlichen Krone ſich prächtig in der blauen Luft ausnahm.

Sie betraten beide den gewölbten Kloſtergang. Hier ſtand ein Fremder. Naomi zitterte; ihm hätte ſie am wenigſten von Allen begegnen mögen. Ja, er war es, deſſen Nähe das Buch ihr verkündet hatte, ſie hatte ſich nicht geirrt, es war der Graf, er, den ſie ihren Vater nannte.

Er grüßte, Joſephinen flüchtig anredend; Naomi ging vorbei, ohne daß er ſie näher betrachtete.

„Hier iſt es nicht ſo reich und prächtig, wie im Kloſter

Sechsten an einem Laden portraitirt, vor welchem man gerade den merkwürdigen Stock am Eiſen findet.

Mölk," ſagte Joſephine, „aber ich mag dieſes alte Gebäude doch leiden, es iſt mir ſeit meiner Jugend lieb! Wie oft bin ich nicht von hier nach dem Leopoldsſchloſſe gelaufen; man erzählt, daß dort oben vom Fenſter der Schleier der Herzogin hier herab wehete und ſich in einem Dornbuſch verwickelte, der hier wuchs, wo jetzt das Kloſter ſteht."

„Ich habe keinen Sinn für Deine Geſchichten!" ſagte Naomi, und ihre Stimme bebte, „komm, aber ſchnell, ſchnell! wir können hier nicht bleiben. Der Fremde iſt mein Verwandter!" Eiligſt zog ſie Joſephinen nach dem Wagen hin, welcher draußen wartete. Sie waren im Begriff einzuſteigen, als der Graf aus der Kirche trat.

„Um Entſchuldigung," ſagte er, „das Kloſter ſoll ja durch ſeinen Weinkeller berühmt ſein; hier ſoll ſich ein Faß befinden, welches zu den Merkwürdigkeiten dieſer Gegend gehört."

„Ich habe davon gehört," ſagte Joſephine, „aber ich habe es nie geſehen!"

„Hier iſt das Faß, Euer Gnaden!" rief dicht dabei in der offenen Thür der Böttcher, der dort mit ſeinen Geſellen ſtand und Reifen zuſchnitt.

„Haben Sie nicht Luſt, es zu ſehen?" fragte der Graf.

Joſephine ſah Naomi verlegen an, die ſogleich gefaßt war; ſie verbeugte ſich vor dem Grafen und ging mit Joſephinen in die Werkſtatt des Böttchers. Dieſe war ein großes gemauertes Gewölbe; rings umher lagen kleine und große Weinfäſſer; aber der König unter ihnen war das

berühmte große Faß, welches tauſend und vier Eimer hält. Mit Hülfe einer Leiter konnte man auf daſſelbe gelangen; die Oeffnung iſt von ſolcher Größe, daß Jedermann bequem hindurch und in das Faß gelangen kann, wo der Raum ſo groß iſt, daß mehrere Perſonen Hand in Hand einen Rundtanz ausführen können.

"Wir haben es aufgeputzt!" ſagte der Böttcher, „der Kellermeiſter hat einen ſchönen Vers darauf geſetzt:

„Einhundert dreißig Jahre alt,
War's mir im Keller nun zu kalt,
Dort rutſchten Tauſend über'm Rücken,
Auch hier wird man mich nicht zerdrücken!"

So las der Graf.

„Ja," ſagte der Böttcher, „Tauſende ſind darauf herumgeſprungen, jetzt liegen ſie vergeſſen in ihrem Grabe; das Faß hingegen iſt ſtark und blank, das kann die Kinder unſerer Enkel noch Urgroßväter und Urgroßmütter werden ſehen. Ja, fürwahr, das kann es! — Aber Sie müſſen gefälligſt hineinſteigen, ſonſt haben Sie das Ganze nicht recht geſehen."

Naomi machte einen Sprung die Treppe hinauf, in das Faß hinein, der Graf folgte nach, aber mit einem ſeltſamen Blick auf Naomi; denn die Art und Weiſe, wie ſie hineinſtieg, verrieth ſo ganz das Frauenzimmer. Joſephine ſteckte nur den Kopf in das große Faß, welches eine ganze Stube zu ſein ſchien.

Naomi tanzte um den Grafen herum, während ihre Gedanken weit davon eilten.

Bald ſaß ſie wieder mit Joſephinen in dem leichten Wagen und ſie rollten davon.

„Kannten Sie dieſe Beiden?“ fragte der Graf den Böttcher. Dieſer ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Es waren die Kunſtreiter aus dem Prater,“ ſagte einer der Geſellen. „Es war Demoiſelle Joſephine und der kleine Jockey. Ja, ſie kann reiten und Kunſtſtücke machen, aber er taugt eben nicht viel dazu!“

Das leichte Gig ſchlug den Weg unten am Berge längs der Donau ein.

„Fort muß und will ich!“ ſagte Naomi. „Du haſt ja einen Verwandten in München, Joſephine. Gieb mir einen Brief mit, ich habe noch einige Sachen von Werth, die erſten acht Tage bin ich noch keine Bettlerin, und in acht Tagen kann Vieles geſchehen.“

Ganze Folianten ſind über die Liebe geſchrieben, alle Grade, alle Nüancen wurden beſungen, aber nur Wenige haben den Haß beſprochen, und der iſt eben ſo reich, eben ſo ſtark. Es iſt eine teufliſche Wolluſt, aber doch eine Wolluſt, haſſen zu können, brennend den zu haſſen, welcher boshaft unſere ſchönſten Gefühle, unſere unſchuldigſte Luſt mit Füßen tritt. Alle kennen den Haß; es iſt ein Infuſionsthier, welches im Blute des Menſchen lebt.

Naomi war gekränkt, und wie die Sylphide auf der Bühne bei der erſten ſinnlichen Umarmung die Pſyche-flügel verliert und ſtirbt, ſo hatte bei ihr die erſte rohe Behandlung die Liebe getödtet. Dieſe war wie der Wein im Tantalusbecher; wenn er geſchüttelt wird,

ſo daß ein Tropfen verloren geht, dann ſtrömt das Ganze aus, der Becher wird bis auf den Boden leer.

„Ich fühlte mich ſo hoch über alle Andern erhaben," dachte Naomi, „und bin zum Sohn des Zigeuners hinabgeſtiegen, deſſen Adel nur das falſche Naturſpiel in ſeinen Körperformen iſt. Jetzt iſt ſein Körper mir widerlich wie die Haut der Schnecke!"

„Du gleichſt mehr einem Manne, als einem Weibe!" ſagte Joſephine.

„Darum werde ich wohl auch im Stande ſein, mir ſelbſt durch die Welt zu helfen," ſagte Naomi. „Ladislaus glaubt, ich ſei wie die andern Weiber, welche drei, vier Tage lang mit einem Herzen voll Haß herumgehen, ſpäter aber weich und verſöhnlich ſind. Ich will nicht! Wir haben ein Sprüchwort in Dänemark, das paßt in allen Ländern: ein Unglück kömmt niemals allein. Meinem Vater habe ich heute begegnet, er war es, mit dem wir in Kloſter-Neuburg ſprachen; ob er mich wohl gekannt hat? Ich habe immer den verlorenen Sohn verachtet, nicht weil er mit den Schweinen aß, ſondern weil er zurückkehrte; er muß gewußt haben, daß er einen ſchwachen Vater hatte. Eine Gnade, eine Wohlthat empfangen heißt Löſegeld nehmen, um gekränkt zu werden. Ob die Welt wohl einen einzigen Wohlthäter aufzuweiſen vermag, der nicht, auf Grund ſeiner Wohlthat, den Empfänger verwundet oder verächtlich behandelt hätte? Lieber zu Grunde gehen! — Fort will ich. Ladislaus iſt mir ſo fremd, wie der Poſtillon, mit dem ich eine Station fuhr; meine Schwach-

heit für ihn war ein Traum, ein thörichter Traum im Postwagen."

Die Polizei in Wien weiß von jedem Fremden Bescheid, sagte ja der Todtengräber in Josephsdorf, und deshalb hatte er derselben das Buch geschickt, welches der Fremde vergessen hatte; noch vor Abend war dieses in den Händen des Grafen. Die Polizei weiß mit jedem Fremden Bescheid, deshalb erfuhr er auch vor Abend, daß sich bei der Kunstreitergesellschaft im Prater ein junger Landsmann befinde, welcher Christian genannt werde; er wäre von feiner, fast weiblicher Gestalt und werde allgemein der kleine Jockey genannt, aber daß es ein Frauenzimmer sei, davon sprach die Polizei durchaus nicht. Der Graf wollte diesen Abend der Vorstellung beiwohnen.

Diese begann; Josephine schwebte mit den wogenden Fahnen auf dem Rücken des Pferdes, Bajazzo mit seiner Urgroßmutter auf dem Rücken schlug im stärksten Trabe ein Rad. Ladislaus zeigte sich, als Grieche gekleidet, in reichem, dunkelrothem Atlas. Die hohe Mütze kleidete das stolze Antlitz herrlich. Die kohlschwarzen Augen funkelten unter den langen, dunkeln Augenbrauen und um die antikgeformten Lippen spielte ein höhnisches Lächeln, welches ihn besonders charakterisirte. Kein Gladiator in der Arena kann eine größere männliche Schönheit besessen haben. Beifallsklatschen erscholl, es waren ihm gewohnte Töne, wie die Musik, bei welcher er in der Bahn herumjagte. In seinen Gedanken lag das Gift, welches das Lächeln auf den Lippen andeutete. Er wußte, daß Naomi, die er beim Beginn der

Vorstellung erblickt hatte, während derselben abreisen würde; er war davon unterrichtet, wußte, daß sie einen Paß erhalten hatte, welcher zur Reise nach München lautete. Sie war das erste Frauenzimmer, welches ihm so zu trotzen wagte. Rächen mußte er sich; gepeinigt sollte sie werden, und das ließ sich sehr leicht ausführen. Sicher jagte sie in diesem Augenblick mit Extrapost oder als Reiter auf dem Wege nach Linz, aber die Diligence fuhr diesen Abend desselben Weges, ein Platz wurde in diesem Augenblick für ihn bestellt; er mußte sie einholen, sie mußten sich treffen, und wenn er auch bezweifelte, daß sie ihn zurückbegleitete, so war er doch im Stande, ihr bei der Begegnung höchst unangenehme Scenen zu bereiten; sie war ja ein Weib, und ihr Paß lautete auf einen Mann, das war schon genug; deshalb lächelte er noch kecker und sprang hoch in die Luft auf dem fliegenden Pferde, welches seinen Reiter kannte, und das Beifallsklatschen erscholl von Neuem.

Der Graf saß dicht neben den Schranken und vergaß auf einen Augenblick die, welche seine Augen vergebens suchten; sein Bravoruf mischte sich mit dem der Menge, als Ladislaus die Bahn verließ.

Am Schluß der Vorstellung, als draußen die Laternen schon hell brannten, fuhr Ladislaus mit einem seiner Bedienten in dem kleinen Gig nach Wien hinein.

Im Posthofe hielt die Diligence angespannt; man stieg ein. Einer der Reisenden wollte nach Kloster-Neuburg,

ein anderer nach Salzburg, ein dritter nach Paris u. ſ. w. In der hinterſten Ecke ſaß ein junger Mann mit verbundenem Kopfe, die Mütze über die Ohren gezogen, er hatte Zahnweh und wollte nach München. Gerade ihm gegenüber erhielt Ladislaus ſeinen Platz; ein Jeder arrangirte nun mit dem Gegenüberſitzenden ſeine Beine, um es ſich etwas bequemer zu machen. Es waren Naomi und Ladislaus, welche das Schickſal hier zuſammenführte. Sie erkannte ihn, traute aber ihren Augen nicht; aber er ſprach, und ſie war davon überzeugt, daß er es war.

Sie hatte es für das Sicherſte gehalten, mit der Diligence zu reiſen, dieſe ging ja ohne Aufenthalt raſch fort. Daß Ladislaus hier war, verkündete nichts Gutes; ſie fühlte, daß er ihrethalben gekommen ſei. Wie ſollte das enden!

Der Poſtillon knallte mit der Peitſche, Abſchiedsgrüße ertönten und der Wagen rollte über den Stephansplatz und durch die erleuchteten Straßen davon. Im Burgtheater, vor welchem ſie vorbeikamen, war eben das Schauſpiel beendet, die Leute ſtrömten heraus, jeder Paſſagier ſah hinaus, um Bekannte zu erblicken; Naomi bog das Haupt weiter zurück und wandte ſich nach innen gegen eine der Seiten, damit das Laternenlicht ihr Geſicht nicht beſcheinen möchte. Bald waren ſie durch die grüne Allee und in der Vorſtadt Mariahilf; Alle plauderten munter im Wagen, Naomi that, als ob ſie ſchon ſchlummere, aber bei Keinem war das Bewußtſein lebendiger. Sie überdachte ihre Stellung und was ſie zu thun habe. Die Nacht über konnte ſie wohl im

Wagen bleiben und brauchte nicht auszusteigen, sie konnte ja schlafen; aber morgen, wenn der Tag anbräche, wenn sie sich in der Stadt St. Pölten beim Kaffeetische treffen würden, wie dann? Ladislaus sprach zu ihr, sie antwortete nicht. Ihr Körper bebte, er mußte es bemerken, denn ihre Beine ruhten ja fest gegeneinander.

Sie waren schon eine Stunde gefahren, seitdem sie Wien verlassen hatten, und befanden sich in dem Orte Hütteldorf, welches wie Hietzing ein Sommeraufenthalt für die Wiener ist, aber Hietzing liegt in der Nähe Wiens und dicht neben der kaiserlichen Sommerresidenz, hier ist also eine Sommerhauptstadt, Staub und Tumult; Hütteldorf ist ländlicher, hat eine freiere Aussicht nach den niedrigen, grünen Bergen; die Landhäuser, welche einige Schritt tiefer als die Hauptstraße mit der Façade gegen diese und die Berge liegen, sind ganz idyllisch.

Vor dem Wirthshause machte die Diligence einen Augenblick Halt; einige der Herren stiegen aus, Naomi folgte dem Beispiele; ihr Beschluß war gefaßt, rasch ging sie in die erste kleine Gasse hinein, welche in das Freie führte, und lief darauf, was sie konnte. Am Ende der Gasse lag zur Rechten ein kleines Landhaus; sie versteckte sich im Graben außerhalb des Gartens; ihr Herz schlug. Sie lauschte, ob Jemand käme.

Das Posthorn ertönte, sie hörte den Wagen fortrollen und sagte in ihrem Herzen wie Riquebourg's Frau, aber mit einer ganz anderen Betonung: „jetzt ist er fort!"

Gleichzeitig erſcholl Geſpräch und Gelächter im nahen Garten, Herren und Damen kamen durch die kleine Thür und gingen vorbei, es war eine muntere Geſellſchaft, und alle Namen, die ſie nennen hörte, waren ihr bekannt. Frau von Weißenthurn, die geiſtreiche Dichterin, und der Schauſpieler Coſtenoble befanden ſich darunter.

„Grillparzer, Sie leſen morgen Ihre Sappho bei mir, nicht wahr?“ ſagte die Dame; und Alle ſprachen lebhaft und fröhlich.

„Gute Nacht! gute Nacht! ſchlafen Sie wohl!“ erſcholl es vom andern Ende der Gaſſe, „gute Nacht! gute Nacht!“ und einer der Herren kam zurückgewandert, wahrſcheinlich der Wirth, welcher die Andern begleitet hatte; er hatte einen Hund bei ſich, dieſer fuhr mit einem Male auf den Graben los, wo Naomi ſaß, ſpitzte die Ohren und fing an zu bellen. Der Mann näherte ſich.

„Wer iſt da?“ fragte er.

Naomi erhob ſich.

„Das iſt ein ſchlechtes Nachtlager!“ ſagte er, „der Thau iſt gefallen, Sie wollen doch nicht hier ſchlafen?“

„Verzeihen Sie!“ ſagte Naomi, „mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

Der Mann lächelte. „Ich bin Caſtelli,“ ſagte er, „und Du, mein Freund?“

„Caſtelli!“ wiederholte Naomi, „der Dichter?“

„Ja, der bin ich.“

„Ich habe Sie ſeit mehreren Jahren gekannt,“ ſagt ſie, „Ihre Gedichte haben mich ſehr erfreut. Als kleines

Mädchen lernte ich Ihr „Lob der Kleinen;“ in weiter Ferne haben Sie mich beſchäftigt, da träumte ich nicht, daß wir uns treffen und ſo treffen würden!“

„Sie ſind kein Dentſcher,“ ſagte der Dichter, „ſoll ich nach Ihrer weichen Ausſprache urtheilen, ſo müſſen Sie ein Däne ſein.“

„Das bin ich.“

„Dachte ich mir es doch! Heute Abend war ein junger Arzt, ein Landsmann von Ihnen, bei mir.“

„Ich habe viel Zutrauen zu Ihnen,“ ſagte Naomi, „es iſt mir immer vorgekommen, als müſſe ein Dichter wärmer und beſſer als andere Menſchen fühlen.“

„Darin darf ich Ihnen nicht Recht geben, die meiſten Dichter haben nur den Vorzug vor andern Menſchen, daß ſie beſſer anwenden, beſſer ausſprechen können, was ſie fühlen und denken.“ Er öffnete die Gitterthür und ſie traten in den kleinen Blumengarten ein.

„Der Zufall führt mich zu Ihnen,“ ſagte ſie, „Sie müſſen mir rathen, Sie müſſen mir helfen!“ und ſie erzählte ihm, daß ſie ein Frauenzimmer ſei, ſie ſagte ihm, daß ſie eine Dänin ſei und ein ruhiges und ſorgenfreies Leben verlaſſen habe, um hier ſelbſt in ihren geringſten Hoffnungen getäuſcht zu werden. Dann theilte ſie ihm ihre letzten Erlebniſſe mit.

Der gutmüthige, vortreffliche Mann fühlte ſich, wie es wohl ein Jeder ſein würde, etwas in Verlegenheit geſetzt durch dieſe Vertraulichkeit; was ſollte er von einem ſolchen Frauenzimmer denken? Der däniſche Geſandte, meinte er, müſſe der-

jenige ſein, an welchen ſie ſich am beſten und ſicherſten wenden könnte. Indeſſen war es ſpät in der Nacht, ſie war ſo hübſch, ſie war verlaſſen, und ihre Lippen athmeten Beredſamkeit. Der Dichter rief ſeine Haushälterin herein und Naomi wurde nach dem kleinen Gaſtzimmer geführt, welches nach der Seite der Berge hinaus liegt.

In der ſtillen Nacht öffnete ſie das Fenſter; der abnehmende Mond ſtand niedrig am Horizont; bevor ſein Horn völlig verſchwand, mußte ein wichtiger Schritt gethan ſein. Träumend ſtarrte ſie in die klare Luft, aber der Gedanke war wirkſam, ſie entwarf Pläne für den folgenden Tag.

XXXIII.

Leb' wohl! — Du ſchlingſt den Arm um meinen?
Du hältſt mich feſt, — ich ſoll nicht gehn?

Caſtelli.

Kennſt Du das Land, wo die Citronen blühn?
— Dahin! —

Goethe.

Am nächſten Morgen, als Naomi zum Theetiſche hinunter kam, reichte der Dichter ihr freundlich die Hand, der Hund wedelte mit dem Schweife und ſie ſtreichelte ihn. Des Hundes Gebell am vorigen Abend war ja die Introduction zur Bekanntſchaft geweſen.

„Das iſt ein treues, mir ergebenes Thier," ſagte der Dichter, „ſtirbt es vor mir, ſo wird es mich betrüben."

Da rollte ein Cabriolet durch die Gaſſe und hielt vor dem Eingange des Hauſes. Ein Morgenbeſuch. Es war der junge Arzt, Naomi's Landsmann, von dem Caſtelli geſprochen hatte; ein Fremder begleitete ihn, auch ein Däne. Es war der Graf, welchen Naomi ihren Vater nannte.

Der Arzt beſaß, was im Auslande viele Dänen charakteriſirt, viel Empfänglichkeit für alles Neue, vereint mit einer lebendigen Liebe zur Heimath, und dieſe erzeugte eine gewaltige Portion Heimweh. Beſonders zeigte er eine große Luſt, Vergleiche anzuſtellen, und wo giebt es hierzu mehr Gelegenheit, als in Wien! Die Bewohner hier haben viel, ſowohl im Guten wie im Kleinlichen, mit den Kopenhagenern gemein, nur daß die Wiener eine größere Lebendigkeit beſitzen. Der Prater mit ſeinen Schaukeln und Kunſtſtücken wurde zu unſerm Thiergarten. Das Schloß Schönbrunn war ja leibhaftig unſer Frederiksborg. Die Stephanskirche mit ihrem hohen Thurm war freilich etwas Eigenthümliches, aber dagegen erinnerte er ſich des Erlöſerthurmes, das wäre doch auch ein eigenthümliches Bauwerk, meinte er, da könnte man auf der Wendeltreppe mit dem vergoldeten Geländer außerhalb des Thurmes bis zur äußerſten Spitze deſſelben hinaufgehen, wo der kupferne Mann mit der wehenden Fahne ſteht, und hätte man vom Stephansthurm die Ausſicht nach den ungariſchen Bergen, ſo wäre ſie nicht minder prächtig vom Erlöſerthurme, wo man über den Sund hin die ſchwediſchen Küſten erblicke. Von allen fremden Städten, die er kannte, gefiel ihm Wien am beſten, hier fand er es ſo heimiſch. Jäger's und Sonnen-

leitner's Häuser*) versetzten ihn ganz in das dänische Familienleben zurück, aber wie oft war nicht gerade dadurch ein wehmüthiges Gefühl bei ihm erweckt worden; er war ja so weit von seiner jungen Frau und seiner liebenswürdigen kleinen Tochter entfernt. Es traf sich nicht selten, daß, wenn er in den Straßen Wiens Jemanden mit einem kleinen Mädchen im Alter seiner Tochter begegnete, er nahe daran war, daß ihm Thränen in die Augen traten. Das war gerade an diesem Morgen der Fall gewesen, als sie beim Schlagbaum hielten, wo ein junges Mädchen mit ihrer kleinen Schwester eine Ziege hütete, welche hier graste und gemolken wurde, wenn ein Spaziergänger einen Labetrunk kaufen wollte. Der Graf erzählte scherzend von der Sentimentalität des jungen Mannes, wie er es nannte.

„Sie wissen nicht, was es heißt, Kinder haben," sagte der Arzt, „besäßen Sie eine Tochter, wie ich, so würden Sie sich gewiß eben so benehmen. Eine ganz neue Welt würde für Sie aufgehen. Es liegt eine Glückseligkeit für uns im Lächeln des Kindes. Sie sollten sehen, wie es die kleinen Händchen ausstreckt, Sie sollten das erste Geplauder vernehmen! O, ich wünschte Ihnen eine kleine Tochter gleich der meinigen."

Der Graf heftete seinen Blick sonderbar auf Naomi.

„Ich hatte eine," sagte er, „sie ist todt!" Er wurde stumm und der Arzt verwirrt, es war nicht seine Absicht gewesen, ihn zu verwunden.

*) Zwei Häuser in Wien, wo die Dänen immer eine freundliche Aufnahme gefunden haben.

Das Gespräch wendete sich jetzt dem kurzen Aufenthalt des Grafen in Wien und seiner bevorstehenden Reise nach Italien zu, von wo er später den Rückweg über Frankreich nehmen wollte.

Der Dichter begleitete sie in seinen Garten hinaus, Naomi ging nicht mit; nichts war natürlicher, als daß er ihren Landsleuten mittheilte, was er gehört hatte, und wie er selbst in dieses Abenteuer gerathen war. Der Arzt lachte, der Graf war ernst und nachdenkend.

Sie spazierten außerhalb des Gartens auf der grünen Ebene, welche sich bis an die Berge erstreckt; ein kleiner Fußsteig lief längs der Gärten hin; die Wegebreitblätter deuteten an, daß derselbe nicht gerade erst in den letzten Jahren entstanden sei.

Auf diesem Steige gingen der Graf und Naomi, nur eine halbe Stunde später, allein und unterhielten sich in der Sprache ihrer Heimath; die Sperlinge zwitscherten lustig dazu, die Blumen dufteten, als wäre Alles Friede und Freude; die Schnecken badeten sich im warmen Sonnenschein.

„Naomi!" sagte der Graf. „Wie hast Du Dich so vergessen, mir Schande und Dir Schmach bereiten können?"

„Schon meine Geburt weihte mich dazu," erwiderte sie. „Getadelt kann ich werden, aber es spricht eben so viel zu meiner Vertheidigung, wenn es einer solchen bedarf. Mein Dasein ist eine Jugendsünde, und wie die Saat ist, so wird die Frucht!"

„Was wird aus Deiner Zukunft werden?" fragte er.

„Das, was ſie für Tauſende iſt," erwiderte ſie, „ein Daſein, welches nicht des Lebens werth iſt; aber ich habe doch gelebt, wenn es auch nur Tage waren! Ich habe mich frei gefühlt und das ſelbſt da, wo man mich am Tiefſten verwundete. Nur in dieſem Augenblick hat Ihr Auge eine Macht über mich, welche meinen Willen feſſelt. Die Welt hält mich nicht für Ihre Tochter, Sie glauben ja auch ſelbſt nicht, daß ich es bin! Ja, ich bin nur eine Fremde, der Sie Gutes gethan haben, und ſo können Sie fordern, daß ich Ihnen gehorſam ſein ſoll; aber ich bin es nicht geweſen, und Sie geben mich auf. Unſere Wege trennen ſich. Jeder Fehltritt, jede Sünde trägt die Strafe in ſich ſelbſt, laſſen Sie mich alſo die meinige erleiden. Nur eine einzige Wohlthat bitte ich Sie den früheren noch hinzuzufügen, und dieſe iſt: daß Sie mich nicht kennen."

Sie waren unter einem Baume ſtehen geblieben, die Stimme des Arztes rief ſie zurück.

„Um das Urtheil der Welt kümmere ich mich nicht," ſagte Naomi, „aber um das Ihre; ja, vor Ihnen möchte ich gern ſo ſtehen, wie vor meinem eigenen Gewiſſen!"

„Man kommt," ſagte der Graf, indem ſich der Dichter und der Arzt näherten.

„Wir ſtritten uns!" rief Naomi mit lachendem Antlitz aus, „der Herr Graf nennt die kleine bleiche Blume ein Veilchen, ich nenne ſie Stiefmütterchen!" ſie zeigte auf eine ſolche, die dicht daneben wuchs.

„Im Garten," ſagte Caſtelli, „kann ſie eine ſeltene Schönheit erlangen. Ich weiß übrigens nicht, woher ſie

ihren Namen erhalten haben mag, sie ist durchaus nicht stiefmütterlich behandelt."

„Sie drückt das aus, wie sie genannt wird," sagte Naomi und pflückte die Blume. „Sehen Sie, hier sind fünf Blätter, die beiden untersten stellen die Stiefkinder vor, sie sitzen beide auf einem Stuhl." Sie zeigte auf das Grüne, welches die Blätter hält. „Die beiden an jeder Seite sind die eigenen Kinder der Mutter, die haben jedes seinen Stuhl, um darauf zu sitzen, und dieses große Blatt oben ist die Stiefmutter selbst: sie sitzt auf zwei Stühlen," und Naomi zeigte es an der Blume.

„Das ist eine sinnreiche Erklärung," sagte der Dichter und lächelte, „die habe ich früher nie gehört."

„So erklärt man es in Dänemark," sagte der Arzt. „Uebrigens ist es sonderbar, daß es immer die Stiefmutter ist, welche für so böse angesehen wird, man hört dergleichen nie von Stiefvätern."

„Deren Fehler ist vielleicht Schwäche," sagte der Graf.

Ob wir ihm eine solche vorwerfen können, wird auf unsere eigene Lebensansicht ankommen, indem wir einen Sprung aus dem Garten des Dichters weiter gegen Süden hinab, zwischen die Berge Tyrols thun, wo die jungen Burschen des Landes mit Blumen auf den Hüten in der frischen Morgenluft jodelten und von Hofer sangen, wie die Schweizer von Tell und Winkelried singen.

Noch sind nicht fünf Tage verschwunden, seitdem wir des Grafen und Naomi's Zusammentreffen sahen, ihr Gespräch

vernahmen und von böſen Stiefmüttern und guten Stiefvätern hörten; die Wirklichkeit zeigt uns einen verzeihenden Stiefvater.

Der leichte Reiſewagen rollt die Landſtraße entlang, Fahrende und Gehende kommen vorbei, ſie begegnen ſich zum erſten und einzigen Mal auf dieſer Erde, und doch ſchließt der Graf ſeine Augen, um zu ſchlummern. An ſeiner Seite ſitzt eine junge Dame in weiblicher Reiſekleidung; die Karte von Italien liegt auf ihrem Schooße und „Mariane Starke," die bekannte Führerin für Reiſende in Italien, hat an ihrer Seite Platz. Tief unter dem Wege ſchäumt ein brauſender Fluß, die Wolken hängen wie Flocken um den hohen Berggipfel, die Dame blickt in die wilde Gegend hinaus und wir erkennen Naomi. Ihre Gedanken träumen von Italien, deshalb genießt ſie die Gegenwart weniger; ſie fliegen zur „Fata Morgana" der Wirklichkeit, nach Italien, der heiligen Halle der Kunſt. Die Alpen bilden deren Portal, der Adler wird zum Sperling, welcher in dem Karnieße baut; die Pinien erheben ihre ſchlanken Säulen mit ewig grünen Capitälen. Hier iſt die Heimath der Melodie, hier blühen Roſen zur Winterzeit. Die Erde unter Deinem Fuße iſt durch das Blut Edler, durch Männer von den Tempeln der Vorzeit geheiligt. Der Stein wird Geiſt und Fleiſch, ein Schönheitsbild, welches Deine Gedanken berauſcht. Das Meer iſt blau wie das Blau der Kornblume, durchſichtig wie die Tropfen der Quelle. Houris, ſchöner als in Mohameds Paradies, lächeln Dich an. Das Land der Töne, die Heimath der Farben: Italien! —

„Dorthin!“ ſang der Dichter Mignons, und Tauſende von Herzen wiederholen als klagendes Echo die bitterſüße Sehnſucht, die nie erfüllt wird!

XXXIV.

Die Natur war nicht dem Aermſten geneigt,
Eine Amme nur, hart, zum Grämen;
Eure Gnaden machen es gut vielleicht,
Wenn Sie die Natur beſchämen.

Karl Bagger.

In der franzöſiſchen Literatur findet man eine geniale Abhandlung über „**les mansardes**“, worin der Verfaſſer ſagt, daß, ſo wie der Geiſt und die Genialität ihren Sitz am höchſten im Menſchen, nämlich im Kopfe haben, ebenſo dies auch mit den Schriftſtellern und Künſtlern in Paris der Fall ſei: ſie wohnen in Dachkammern. Scribe hat uns ein Vaudeville über das Künſtlerleben in Paris geliefert und daſſelbe **la mansarde des artistes** genannt. In allen großen Städten, wie in Paris, iſt es das Loos des Künſtlers, nur hinſichtlich der Wohnung hochgeſtellt zu ſein.

So war Chriſtian in Kopenhagen in der fünften Etage in einem kleinen Giebel nach dem Hofe hinaus bei der Wittwe untergebracht, bei welcher er mit Lucie und deren Mutter im vorhergehenden Jahre während der Tage gewohnt hatte, wo ſie ſich hier aufhielten. Die Ausſicht erſtreckte ſich über

die Schornsteine und Dächer nach dem hohen Kirchthurme, auf welchem der Wächter herumging. Hatten die reicheren Leute, die in der Bel-Etage und im Parterre wohnten, die ganze muntere Straße vor sich, so hatte er dafür den großen Himmelsraum, an welchem an heiteren Abenden die Sterne angezündet wurden.

Was sein Zimmer betrifft, so war dieses weit kleiner als dasjenige, welches er bei Herrn Knepus bewohnt hatte; es bildete eigentlich mit der Decke ein Dreieck, denn von der Thür, zu der man hereinkam, ging das Dach schräg hinab mit einem einzigen vorspringenden Fenster; das Bett stand in einer Art von Alkoven, im Dache gerade gegenüber war ein Fenster, durch welches er Nachts Mond und Sterne erblicken konnte.

Mit dankbarem Herzen pries er den lieben Gott für das seltene Glück. Er hatte an vier Orten Musikunterricht zu geben, und an zweien derselben erhielt er drei Groschen für die Stunde; an den beiden andern, wo der Unterricht in zwei Stunden wöchentlich bestand, erhielt er an vier Tagen Mittagsessen, also brauchte er nur an drei Tagen von Butterbrod zu leben. Aber jetzt mußte er ordentlich aussehen, und deshalb bürstete und nähete er seine Kleider selbst; kam ein weißer Faden zum Vorschein, so wurde derselbe sogleich mit Tinte gefärbt; die Stiefeln wurden zusammengenäht; daß die Sohlen durchlöchert waren, machte nichts aus, wenn nur das Oberleder ganz aussah. Seine Bewegungen waren etwas linkisch, und sie wurden es noch mehr, denn bald gab es ein kleines Loch, welches verdeckt werden mußte,

bald fiel es ihm wieder ein, daß der Rock keine dreisten Armbewegungen vertrage; er ließ es lieber als einen Mangel an seiner Persönlichkeit erscheinen, wenn man nur nicht seine Armuth bemerkte. Daß es drei Tage in der Woche gäbe, an denen er kein Mittagsbrot erhielt, verbarg er vor seiner Wirthin und that, als ginge er zum Essen aus, aber dann wanderte er entweder außerhalb des Castelles an der See entlang und verzehrte sein Brot, oder er saß im Königsgarten und betrachtete mit Ammen und Kindern das unschuldige Wasser des Springbrunnens.

Beim Kriegsrathe, der einst mit Peter Wik nach Kopenhagen segelte, speiste er Freitags und Sonntags. Das war ein vornehmes Haus, aber am vornehmsten war der älteste Sohn, der Student, welcher ein durch seine guten Kleider stattlicher Jüngling war und durch seine kleinen Gesellschaften eine Art Ansehen bei seinen Kameraden genoß. Nie sprach er mit Christian; nie grüßte er ihn, wenn er kam oder ging. Die Mutter sprach von seiner Tugend und die Nähjungfer erröthete über dieselbe. Waren einmal Fremde da, dann wurde es Christian abgesagt. Es konnte ihn ja nicht erfreuen, unter Leute zu kommen, die er nicht kannte. Er hätte auch seinen Rock nicht so bürsten können, daß er hübsch genug für die übrige Gesellschaft geworden wäre.

Dienstags und Donnerstags speiste er beim Lakai, dem königlichen Lakai, eine Bekanntschaft, die ihn, wie er hoffte, zu Glück und Ehre führen würde; denn der Mann konnte bei den großen Herren für ihn sprechen, etwas, worauf die

Frau des Lakais fortwährend hinwies. Ihr Mann konnte aus- und eingehen, wo Kriegsleute und weit vornehmere Perſonen draußen ſtehen und warten mußten. Sie ſagte auch nie, daß er Lakai ſei, nein, er war „um die hohen Herrſchaften.“

Chriſtian lehrte ihre kleine Tochter ſpielen; ſie hatte von jeder der königlichen Perſonen einen Namen erhalten und war Maria Caroline Wilhelmine Charlotte Amalie Juliane Friederike getauft; für den täglichen Gebrauch hieß ſie Mike, eine Abkürzung der Namen: Maria Friederike.

Heimiſch fand er es nur in ſeiner kleinen, engen Kammer, obgleich es hier kalt war, als der Winter kam. Torf und Holz kaufte er ſchillingweiſe, und es froren große Eisblumen an den Scheiben. Auch beſaß er nicht alle Abende die Mittel zu einem Talglichte, aber im Dunkeln phantaſirt ſich's ja gut auf der Geige.

„Da ſteht eine Jungfrau für Sie an der Fenſterſcheibe!“ ſagte das Mädchen, welches aufräumte, und zeigte auf die Eisbilder am Glaſe; die Wirthin ſchüttelte mit dem Kopfe; gerade ſo eine Jungfrau war vor ſieben Jahren an die Scheibe gefroren, wo ihr Mann ſaß und Stiefeln nähete. Da hatte er geſagt: ſiehſt Du, Mutter, welch eine ſchöne Jungfrau da ſteht und mir winkt — und zwei Monate darauf lag er in ſeinem Grabe; das war die kalte Todesjungfrau, die ihn holte; doch hier konnte es doch nicht daſſelbe bedeuten, da Chriſtian ein ganz junger Menſch war. Aber er mußte daran denken, und mitten unter dem Mangel des Augenblicks und einer Zukunft ohne Hoffnung wurde die

Lebensluſt geweckt; er ergriff die Geige, und Hunger und Kälte wurden bei den ſanften Melodien vergeſſen.

An manchem einſamen Abend waren die Töne ſein Abendbrot, bis die Kälte den Fingern ſich zu rühren verbot. Seele und Genialität lag in dieſen Phantaſien, aber Niemand hörte ſie; das Glück, das allein erforderliche Glück wollte nicht ſo viele Treppen hinauf ſteigen, um das Genie in der Dachkammer aufzuſuchen.

Mendelsſohn-Bartholdy hat uns einige muſikaliſche Compoſitionen unter dem Titel: „Lieder ohne Worte“ geliefert; jede verwandte Bruſt wird in ihrer Seele den Text zu dieſen auffaſſen. Chriſtians Geigenſpiel könnten wir auch Worte unterlegen; möchte es doch in dem Saale der Mächtigen gehört werden, möchte doch in jedem Jahrhundert ein wahres Talent vor Entbehrung und Mangel geſchützt werden! Du Mächtiger, Du begreifſt die Werke des Malers und des Bildhauers, denn dieſe ſchmücken Deine Säle, aber die Schöpfungen des Dichters, die Tonwerke ſind Dir noch ein Spiel; die reichſten Tapeten des Geiſtes, die weder Motten noch Roſt zerfreſſen können, begreifſt Du nicht recht, ein Jahrhundert muß Dir erſt von ihrer Göttlichkeit erzählt haben. Laß das wahre Talent nicht irdiſch zu Grunde gehen! — Die Worte werden gehört, — ja, in derſelben Weiſe, wie Chriſtians Geigenſpiel es wurde.

Im Hauſe des Lakaien herrſchte die Eleganz, das heißt: ſie ſprach ſich in Möbeln aus; da war eine brillante Bücherſammlung, alle Bücher waren in Saffian mit Goldſchnitt gebunden; nahm man ſie aber heraus, ſo waren

es mehrere Jahrgänge des Anzeigers, die ſo eingebunden waren.

Die Frau las gern, ſie war deshalb in einer Leihbibliothek abonnirt, wo ſie zwei Bücher auf einmal bekam, immer eine gräuliche Räubergeſchichte, um bei Tage darin zu leſen, und eine Liebesgeſchichte für den Abend. Sie ſpielte in einer deutſch-dramatiſchen Geſellſchaft Komödie, denn ſie war deutſch eingeſegnet worden.

Uebrigens erkannte ſie Chriſtians Talent an, jeder Künſtler hat, ebenſo wie Goethe, ſeine Bettina, aber ſie ſchreiben nicht alle; ſie war diejenige, welche ihn am meiſten bewunderte, oder richtiger die Einzige, die ihr Lob ausſprach. Hatte ſie Geſellſchaft, ſo wurde er immer eingeladen, das heißt mit der Geige, und er ſpielte ihnen vor und mußte ſie dann bis ſpät in die Nacht nach Hauſe begleiten, ein Frohndienſt, welcher bei uns noch nicht ganz abgeſchafft iſt. Oft, wenn er etwas wehmüthig war, verſicherte ſie ihm: „o, Sie ſind ja ein glücklicher Menſch, hier giebt es Tauſende von Armen, die es weit ſchlimmer haben!“

Von einer großen Anzahl Recenſenten wird ſehr bezeichnend geſagt, daß ſie „ein Buch durchkauen, um zu fühlen, ob einige kleine Steine unter den Zähnen knirſchen.“ Dieſes Durchkauen war dem Kriegsrath zu einer Nothwendigkeit geworden; doch da bei ihm der Magen, nicht aber das Herz ſchlecht war, ſo theilte er die Bücher in zwei Portionen, die, welche bei mildem Wetter durchgekaut werden ſollten, wo er dann liebreich geſtimmt war, und die, welche bei ſchlechtem Wetter vorgenommen werden ſollten. Kränkender Perſön-

lichkeiten machte er ſich nie ſchuldig. Der Kriegsrath ärgerte ſich und viele Andere; ſie dachten nicht daran, daß, wenn wir Alle in der andern Welt recenſirt, unſere Druckfehler dann corrigirt werden und die unrichtige Lesart verbeſſert wird, wir Hand in Hand ſtehen und ſicher über den gemeinſchaftlichen Eifer in den Knabenjahren des Erdenlebens lächeln werden. Eine Kritik iſt die Meinung eines Einzelnen, welche oft nur zeigt, ob der Beurtheilende über oder unter dem ſteht, den er beurtheilt.

Der Kriegsrath erwies Chriſtian Wohlwollen und deshalb hatte ihn dieſer lieb; durch den Einfluß des Kriegsrathes wurde er, wie es hieß, mit der Einladung beehrt, daß er ſich in der dramatiſchen Geſellſchaft, wo der Kriegsrath einer der Directoren war, eines Abends zwiſchen den Acten auf der Geige hören laſſen ſollte. Es würde ein großer, ein entſcheidender Schritt für Chriſtians Glück ſein; er hoffte dadurch bei Vielen Intereſſe zu gewinnen.

„Ich habe bei meinen Mitdirectoren für Sie geſprochen," ſagte der Kriegsrath, „ſie ſind alle dafür geſtimmt, ſelbſt der Regiſſeur, und der hat ebenſo viel zu ſagen, als ein Director."

Man ſtieg eine ſchmutzige Hintertreppe bis zum vierten Stockwerk hinan, wo Thaliens Tempel ſtand, in welchem die Spieler ausſahen, als ſtänden ſie auf einem Präſentirbrete. Hier war gerade Probe, mithin große Uneinigkeit. Der Liebhaber drohte ſogleich davonzugehen, wenn er nicht extemporiren dürfe, wo er nicht memoriren könnte. Das, was er ſage, ſei ebenſo gut, als das, was im Buche ſtände, und

er meinte, daß es ihm ebenso gut freistehe, Zusätze zu machen, als dem Kriegsrath. Die dreißigjährige Dame, welche die Großmutter spielen sollte, wollte sich nicht älter malen lassen; sie sähe gewiß alt genug aus, meinte sie schnippisch, was aber natürlich nicht ihre Meinung war. Alles war Streit und Verwirrung.

Endlich erschien der Freitag Abend; Christian erhielt schwarze Kleider geliehen, und seine Wirthin brannte ihm die Haare mit der Feuerzange. Seine Wangen glühten, sein Herz schlug Schlag auf Schlag, als der Vorhang aufrollte und das ganze größtentheils spießbürgerliche Publicum ihn anstarrte.

Er spielte gut, und die Directoren nahmen ihn hinter den Coulissen in Empfang, drückten ihm die Hände und lobten ihn. Ein Barbiergeselle, welcher selbst die Geige spielte, und ein Lotteriecollecteur, welcher die Pauken schlug, kamen herbei gestürzt und dankten, ja sie erhoben ihn für seine Flageolettöne und seinen Bogenstrich bis in den siebenten Himmel.

„Mein Glück ist gemacht!“ dachte er; „diesen Abend werden gewiß Alle nur von mir sprechen, nur an mich denken.“ Jeder der Spielenden, bis zum Trabanten herab, welcher nur die eine Replik: „zurück!“ zu sagen hatte, war im gleichen süßen Traum von sich selbst befangen. Um halb zwölf Uhr war die Vorstellung erst vorbei, und nur in dieser Beziehung kann man von diesen Freuden sagen, daß sie lange dauern.

Christian konnte nicht schlafen, als er nach Hause kam; er blickte in die sternhelle Nacht hinaus, dachte an sein Glück, an Lucie und Peter Wik, an warme Sommertage, auch an Naomi.

Jeder Brief, den er nach der Heimath schrieb, athmete nur Freude und Jugendmuth, jede Hoffnung sprach sich lebendig darin aus. Seine Mutter schöpfte daraus schon die Idee, daß sein halbes Glück gemacht sei, er besuchte ja große Häuser und hatte auf einem Theater die Geige gespielt. Bei ihrer Armuth erblickte sie darin ein glänzendes Leben. Sie kannte sein gutes Herz, uud als nun der liebe Gott ihr kleines Kind zu sich nahm, setzte sie sich als blinder Passagier beim Postillon mit auf und wollte, obgleich etwas kränklich, im Winter nach Kopenhagen, um da bei ihrem Christian, von dessen Glück sie Nachbarn und Freunden erzählt hatte, zu wohnen.

Es sollte eine Ueberraschung sein, daß sie zu dem lieben Knaben kam, und das war es auch.

Da saßen nun Mutter und Sohn in der kleinen, schrägen Dachkammer. Der Schnee trieb gegen die Fensterscheiben und die Wirthin sah mürrisch aus.

„Es geht Dir gut!“ sagte Marie. „Mir geht es schlecht, aber Du bist eine gute Seele, ich danke dem lieben Gott für Dich!“

Sie schlummerte auf seinem Bette, und Christian weinte neben den gefrorenen Fensterscheiben und betete: „Du Gott der Gnade, erbarme Dich unser!“

XXXV.

Prächtiger, als wir in unſerm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten.
Denn er ſieht das ewig einz'ge Rom.

Schiller.

Es war ſo unheimlich, ſo kalt in der engen Dachkammer, wo die Mutter ſchlummerte und der Sohn litt; deshalb wollen wir dieſen Ort fliehen. Fort von der kalten Luft, von den tiefen Seufzern fliegen wir zu großen, prächtigen Sälen, in dem warmen Süden, ſuchen Naomi, und wir ſind in Rom, der Stadt der Erinnerungen, „dem Coloſſeum der Welt.“*)

Die milde Luft weht uns entgegen, die Lampe brennt vor dem Madonnenbilde, wo die hübſchen Kinder knieen und mit den ſanften Stimmen des Südens ihr Abendlied ſingen. Lichter glänzen durch die bunten Fenſter, innerhalb welcher die Meſſe geleſen wird und wo Verliebte ſich treffen. Der Bauer und der Bettler wickeln ſich in ihre Mäntel und ſuchen ſich ein Lager auf den breiten Treppen. Die vermummte Proceſſion mit den brennenden Kerzen ſchreitet durch die engen, gekrümmten Straßen. Auf der **piazza di Venezia** brennen Fackeln, welche mit großen Nägeln an die Mauer befeſtigt ſind, päpſtliche Soldaten ſtehen draußen Schild-

*) Ricander.

wache. Es ist ein Ball bei der Herzogin Torlonia. Der größte Theil der Eingeladenen sind Fremde von jenseits der Berge. Die Colonnaden sind blendend erleuchtet, Büsten und Statuen scheinen durch den beweglichen Fackelschein belebt zu sein; die Haupttreppe ist mit blühenden Bäumen und bunten Teppichen geschmückt; die Bildergalerie selbst dient zur Promenade. In den beiden größten Sälen wird auf dem spiegelglatten, glänzenden Fußboden getanzt; die Seitenzimmer enthalten die Spieltische und dienen zur Conversation. Kupferstiche, englische und französische Zeitungen findet man im Lesecabinet. Wir treten in den größten Tanzsaal, rings umher strahlen Lichter aus prächtigen Candelabern, sechszehn Kronleuchter hängen an der Decke. In der großen Nische vor uns steht der colossale Herkules, der in seinem wilden Schmerz Lykos beim Fuß und bei den Haaren ergriffen hat, um ihn gegen den Felsen zu schleudern, ein seltsamer Contrast zu den sanften Tanzmelodien und der frohen Jugend rings umher.

Der Graf stand im Gespräch mit einem Italiener von hübschem Aeußern, besonders hatte dessen Antlitz höchst edle Formen; es war der Bildhauer Canova, Italiens Stolz. Er zeigte auf Naomi, welche mit einem jungen, französischen Offizier vorbeischwebte.

„Eine seltene Schönheit!“ sagte er, „ein völlig römisches Auge! und doch höre ich, daß sie aus dem Norden ist.“

„Sie ist meine Adoptivtochter,“ sagte der Graf, „und der junge Offizier, mit dem sie tanzt, ist ein Sohn des Marquis Rebard, aus einem der glänzendsten Häuser in Paris; er

iſt ein junger Mann von Geiſt und Talent; ich kenne ihn ſeit ſeinem ſechszehnten Jahre.“

Naomi, lebensfroh und in aller ihrer Jugendpracht, ſchien die jüngere Schweſter von Titians Flora oder eine Tochter von Raphaels Fornarina zu ſein, etwas Verwandtes hatte ſie mit dieſen beiden Portraits. Ihr runder, weißer Arm ruhte auf der Schulter des jungen Marquis. Er war groß und ſchlank, mit einem Blick voller Geiſt und Leben, und kaum mehr als dreiundzwanzig Jahr alt. Lebensgenüſſe hatten zwar ſeine Geſichtsfarbe gebleicht, aber die Leidenſchaft im Auge erhöht. Er führte Naomi nach dem prächtigen Divan und brachte ihr Erfriſchungen.

Im Norden, wo jetzt der Schnee fiel, träumte Chriſtian in der ärmlichen Dachkammer von Naomi; ſie ſaß bei ihm auf der Bettſtelle, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und küßte ihn auf die Stirn. Im Prater träumte Ladislaus in der Breterbude, die Reitpeitſche hing am Bette; auch er träumte von ihr und lachte höhniſch in ſeinen Träumen. In der frohen Wirklichkeit hatte ſie Beide vergeſſen.

„Man glaubt noch in Paris zu ſein,“ ſagte der Marquis. „Das Ganze hier erinnert mich an unſere Salons. Will man dagegen in Rom ſelbſt eine Idee von den Feſten der alten Römer, von ihren muntern Bacchanalien innerhalb der vier Wände haben, ſo muß man an den Gelagen der jungen Künſtler Theil nehmen. Sie trinken mit Epheukränzen um das Haupt und kühlen die Stirn mit friſchen Roſen. Von den vielen Künſtlern, welche ſich hier befinden, machen die deutſchen den größten Theil aus, und des-

halb hat dieſe Munterkeit am meiſten das Gepräge der Deutſchheit. Die Franzoſen, Engländer und Dänen ſchließen ſich einzeln an: als Künſtler ſind ſie ja eine einzige große Nation, die des Geiſtes. Bei meinem erſten kurzen Aufenthalt hier, oder richtiger bei meiner erſten Durchreiſe, nahm ich an ihrem Cervaro, einer Art modernes Baechanal in der Campagna, Theil. Die meiſten verkleiden ſich und zwar auf die wunderlichſte Art und reiten ſo auf Pferden oder Eſeln am frühen Morgen aus der porta maggiore. Wir ſtellten Zoroaſter von Löwen gezogen dar, dies waren ein paar alte Eſel, wohl ausſtaffirt mit pappenen Masken und wollenen Ueberzügen; Don Quixote und Sancho Panſa nahmen ſich gut im Gefolge aus. Es war ein ganzer Carnevalszug, mit Spießen und hölzernen Säbeln wohl bewaffnet; Lieder in der Sprache aller Nationen ertönten in der friſchen Luft. Draußen bei den Höhlen, wo wir Halt machten, ſtand der dreiköpfige Cerberus. Kleine Kobolde tanzten auf den grünen Hügeln; Piſtolen knallten und Freudenfeuer brannten; die Eſel warfen manchen Reiter ab: da lag der chineſiſche Tſchang-Tſching-Tſchu an der Seite Ihrer Majeſtät der Königin von Saba. Die Wettrennen vergeſſe ich nie, jeder zweite Jockey war leibhaftig der ſelige Magiſter Syntax."

„Sind auch Damen dabei?" fragte Naomi.

„Ja, von allen Nationen!" erwiderte er, „ich erblickte ſowohl eingeborne wie fremde. Dagegen in den Oſterien, wo die Künſtler ſich jeden Abend verſammeln, ſieht man keine Damen. Da herrſcht auch ein ſolcher Tabaksrauch, daß ein Franzoſe kaum athmen kann; deſſenungeachtet

habe ich mich die paar Mal, wo ich dort war, herrlich amüſirt. Man muß ja Alles kennen lernen. Wäre ich Maler, ſo würde ich die bunten Gruppen arf die Leinwand bringen, und wäre ich Dichter, ſo würde ich ſogleich ein Vaudeville über das, was ich geſehen hätte, ſchreiben."

„Sie machen mir große Luſt, auch dahin zu gehen," ſagte Naomi. „Findet ſich dort nicht ein Plätzchen, wo man ungeſehen Zuſchauer ſein könnte?"

„Nur wenn Sie ſich als Herr verkleideten, wollte ich es wagen, Sie dort einzuführen."

„Eine Dame aus dem Norden wagt keine Verkleidung," ſagte Naomi.

„Einer von meinen Freunden," begann der Marquis wieder, „wird morgen eingeführt. Es iſt Pontemolle, wie es heißt. Er wird über die Tiberbrücke geführt. Früher pflegten die Künſtler, wenn ein bekannter Landsmann kam, ihm bei Pontemolle*) entgegen zu fahren und dort im Wirthshauſe den Willkommen zu trinken; jetzt geſchieht das hier in Rom, in derſelben Oſterie, wo ſie ſich jeden Abend verſammeln. Jeder Künſtler, groß oder klein, iſt Bruder des Ordens, wenn er nur Pontemolle giebt, das heißt, allen den Wein bezahlt, den Jeder in der Geſellſchaft an dieſem Abend zu trinken beliebt. Der Cameriere ſetzt eine gefüllte Fogliette nach der andern auf den Tiſch. Es finden manche Ceremonien ſtatt, die recht beluſtigend ſind, der Eintretende erhält ſein Diplom als Mitglild und wird Rit-

*) Pons Milvius.

ter des Bajocco-Ordens, das ist der gewöhnliche Kupferschilling, an einem Band befestigt, welcher später bei jedem neuen Pontemolle getragen wird. Horace Vernet, Overbeck und Thorwaldsen tragen diesen Orden auch."

Ein neuer Tanz begann; die Conversation ward unterbrochen, und Arm in Arm flogen sie über den blankpolirten Fußboden hin.

Am nächsten Mittag hielt der Marquis mit einem leichten Cabriolet vor dem Hotel auf dem spanischen Platz, wo der Graf wohnte. Naomi war zu einer Partie in dem Garten der Villa Pamfili eingeladen. Obgleich man hier dicht bei den Mauern von Rom ist, so kommt es Einem doch vor, als wäre man weit davon auf dem Lande. Von Rom selbst ist nichts zu erblicken, und die weite Aussicht öffnet sich über die Campagna, wo die sechs Meilen lange Wasserleitung auf gemauerten Bogen, mehrere Klafter hoch über der Erde, das Wasser von den Bergen herbeileitet, welche in Bogenlinien den Horizont bekränzen.

Ungeachtet es im Januar war, so schien die Sonne doch warm, wie an einem schönen Septembertage im Norden. Die stolzen Pinien erhoben ihren immergrünen Schirm in die reine Luft. Das Unterholz von Lorbeern, besonders **laurus cerasus**, verlieh Allem ein sommerliches Aussehen. Die gelben Orangen hingen zwischen dem grünen Laube, die Rosen und Anemonen blühten, und ringsumher in den Alleen sprang das Wasser in klaren Strahlen aus den Vasen und Statuen. Naomi sprach wieder von ihrer Luft, den Marquis diesen Abend nach der

Osterie zu begleiten; sie hatte sich zum bevorstehenden Carneval Männertracht und Blouse machen lassen, sagte sie; übrigens, aber das sagte sie nicht, besaß sie noch ihre Jockeytracht aus Wien, doch diese konnte sie nie anlegen, die würde sie und den Grafen an eine Zeit erinnern, welche vergessen sein sollte; es handelte sich jetzt nur darum, ihren Vater zu überreden und zur Theilnahme zu bewegen. Das ließe sich sehr leicht arrangiren, meinte der Marquis.

Sie waren durch den Garten gefahren und hielten wieder an der Gitterpforte, welche nach der Landstraße hinausführt. Auf einem zerbrochenen Capitäl saß ein Capuzinermönch in seiner braunen Kutte, ein weißer Strohhut beschattete seinen Kopf; an den bloßen Füßen trug er Sandalen.

Der Marquis grüßte ihn bekannt und erzählte Naomi, daß er zuweilen von dem Mönch besucht werde: „ich sehe ihn," sagte er, „wenn er für das Kloster sammelt; ist er dann mit meiner Gabe zufrieden, so regalirt er mich mit einer Prise Tabak. Uebrigens müssen Sie wissen, daß er Ihr Landsmann ist; er ist aus Dänemark."

„Mein Landsmann?" wiederholte Naomi fragend und betrachtete den Mann, der sich zu gleicher Zeit erhob, den leinenen Quersack über die Schulter legte und weiter wandern wollte.

Naomi redete ihn dänisch an. Der Mann erröthete.

„Sie sind aus Dänemark?" fragte sie.

„O Gott, Sie sprechen dänisch!" rief er aus und seine Augen funkelten. „Die Sprache höre ich nie. Mit Lands-

leuten kann ich, in Folge der Verhältniſſe, in denen ich ſtehe, nicht umgehen, und deshalb treffen wir uns nicht. O Gott, Sie ſind aus dem lieben Dänemark?“

„Sind Sie dort geboren?“ fragte Naomi.

„Ja, geboren und erzogen!“ ſagte der Mönch. „Viel frohe Tage habe ich da verlebt, aber ſeitdem habe ich viel durchgemacht, bevor ich hierher und in dieſe Tracht kam!“

„Wenn Sie für das Kloſter einſammeln,“ ſagte Naomi, „dann beſuchen Sie mich auch in dem Hotel auf dem ſpaniſchen Platz!“ ſie nannte den Namen ihres Pflegevaters.

„Sie ſind ſeine Tochter?“ ſagte er, „kennen Sie mich nicht? Ich wohnte in Svendborg, hatte Frau und Sohn. — O, es iſt mir viel Unglück zugeſtoßen! Hier wäre ich verhungert, hätte das Kloſter mich nicht als dienenden Bruder aufgenommen.“

Es war Chriſtians Vater; Naomi erkannte ihn. —

Bei Sonnenuntergang, als die Glocken zum Ave-Maria läuteten, ſtand Naomi ſchon in ihrer kleidſamen Männertracht und mit dem kleinen Schnurrbart über dem feinen Mund. Die Carnevalszeit war nahe; übrigens war eine ſolche Verkleidung hier in Rom nichts Auffallendes, meinte ſie. Der Graf ſchüttelte doch ein wenig mit dem Kopfe. Jetzt meldete der Bediente den jungen Marquis, und keine halbe Stunde darauf befanden ſich alle drei auf dem Wege zur Oſterie, wo die Künſtler ſich verſammelten.

Dicht neben einer der kleinen Kirchen Roms lag die Oſterie; am Tage fiel alles Licht nur durch die offene doppelte Thür hinein; der Fußboden war mit gewöhnlichen

Feldſteinen gepflaſtert; die ganze Breite der einen Wand nahm der Feuerherd ein, wo Feuer an Feuer unter den verſchiedenen Gerichten flammte, welche die Frau, der Mann und zwei Söhne unter fortwährendem Gelächter und Geſchwätz zubereiteten. Auf der ſchrägen Küchenbank lagen höchſt maleriſch Fiſche und Fleiſch, mit grünen Blättern geſchmückt, man konnte ſich wählen, was man davon wünſchte, und ſogleich wurde es zubereitet. An den langen hölzernen Tiſchen ſaßen Bauern mit ihren Frauen und hatten Wein in den großen ſtrohumwundenen Flaſchen vor ſich. Ein Kranz von rothen Glaslampen brannte um das Madonnenbild, welches ziemlich grell auf die Mauer gemalt war. Ein Eſel mit völliger Bepackung hatte auch ſeinen Platz hier drinnen, wo er ſicher auf ſeinen Herrn wartete. Bauern improviſirten, und die Frauenzimmer ſangen im Chore mit. Dicht neben dem Schornſtein, wo die Signora der Oſterie ſtand, hing an der Wand ein kleines, lebendes Kind in ſeinem Korbe, es ſpielte mit den kleinen Aermchen und überſchaute die ganze bunte Luſtigkeit.

Der Graf, der Marquis und Naomi gingen durch die Stube nach der hohen Steintreppe, welche ſie in ein anderes, größeres Zimmer führte, das einſt das Refectorium des Kloſters geweſen war; aber das Kloſter war jetzt aufgehoben, nur die Kirche wurde noch benutzt. Hier war, was im Süden ungewöhnlich iſt, ein gedielter Fußboden. Die gewölbte Decke bildete mehrere Bogen. An der Wand hingen vertrocknete Kränze und in der Mitte wurde durch ein Geflecht von Eichenblättern ein O und ein T gebildet.

Das bedeutete die Namen Overbeck und Thorwaldsen; Beide hatten früher ihr Pontemolle gefeiert, und zur Erinnerung daran hingen noch die Namenszüge da.

Gerade wie im vordersten Zimmer, so standen auch hier lange Tische noch mit dem Tischtuch bedeckt, welches freilich etwas ins Graue fiel. Messinglampen, jede mit sechs Dochten, brannten in geringer Entfernung von einander; ein starker Tabaksqualm wogte unter der Decke hin. Auf Bänken saßen junge und alte Künstler um die Tische, doch waren die meisten derselben Deutsche, von denen sich dieses eigentliche Kneipenleben herschreibt. Alle trugen Schnurr-, Kinn- und Zwickelbärte, Einzelne hatten auch lange Locken. Einige saßen in Hemdärmeln, Andere in Blousen da. Hier erblickte man den berühmten alten Reinhardt im Lederwamms, mit rother, wollener Mütze auf dem Kopfe. Sein Hund war an ein Stuhlbein festgebunden und klaffte lustig einen andern dicht daneben an. Dort saß Overbeck mit bloßem Halse und den langen Locken über den weißen Hemdenkragen, so wie Raphael gekleidet ging, und das war nicht etwa Costüme, sondern des Mannes tägliche Kleidung. Seine Genialität ließ ihn in seiner Kunst sich Perugino und Raphael nähern, seine Schwäche ließ ihn diese auch in der Tracht nachahmen. Der Tyroler Koch, der alte Künstler mit dem jovialen Antlitz, reichte dem Marquis die Hand; man nahm Platz.

Bald erblickte man die zum Pontemolle festlich gekleideten Beamten; sie hatten ihren Sitz mitten vor dem Tisch. Zuerst der General, wie er genannt wurde;

ſeine Uniform war mit Orden und Sternen von Papier wie überſäet; demnächſt an ſeiner rechten Seite der Lictor mit nackten Armen, ein Tigerfell über die Schultern, Fasces und Beil in der Hand; an der linken der Minneſänger mit dem Barett und der Guitarre. Er griff einige ſtarke Accorde, welche von draußen beantwortet wurden, ſo daß eine Art von Duett begann. Es war ein Künſtler, welcher über die Tiber wollte. Ein harmoniſches „Herein!“ ertönte, und jetzt trat der Fremde mit dem Ränzel auf dem Rücken herein, das Geſicht weiß bemalt und mit langem Haar und Bart von Flachs, die Nägel dagegen von Pappe. Man führte ihn zum Tiſche, Alles unter einem dazu geeigneten Geſange. Dem Wanderer wurde ein Glas Wein gereicht und man las ihm Geſetze vor, worunter die wichtigſten waren: „Du ſollſt Deinen General lieben und ihm allein dienen! Du ſollſt nicht Deines Nächſten Wein begehren u. ſ. w.“ Jetzt ſtieg er auf die Bank und auf den Tiſch, ſeine falſchen Nägel, Haare und Bart wurden abgeſchnitten, ſein Reiſeanzug wurde ihm ausgezogen, und er ſtand in den gewöhnlichen Kleidern da und ſtieg darauf auf der andern Seite des Tiſches hinab; das war **Pontemolle**. Fahnen mit Foglietten, Adlern und Künſtleremblemen wehten. Einer blies die Trompete, ein Anderer ſchlug Zinnteller als Becken gegen einander, die Hunde bellten und die Tyroler jodelten; jetzt nahm das Bacchanal ſeinen Anfang. Ein Jeder legte ſeine Serviette über den Kopf, und eine Mönchsproceſſion mit dazu gehörendem Geſang begann; ſie gingen rings um die Tiſche und über die-

ſelben hin, weltberühmte Künſtler und ephemere. Nun gab jeder ſein Talent zum Beſten: ein Lachgeſang wurde executirt, dann ein charakteriſtiſches Böttcherlied, wozu die Hände den Tact auf der Tiſchplatte trommelten, und dann „die luſtige Schnitzelbank,“ wobei die Bilder mit Kreide auf der ſchwarzen Tafel jeder Zeile eine Pointe gaben. Während der allgemeinen Heiterkeit ſtürzten vier wirkliche Gensdarmen mit den Bajonnetten auf den Gewehren herein; ſie ergriffen einen der ältern angeſehenen Künſtler; er ſollte arretirt werden. Es entſtand Verwirrung, Geſchrei, Oppoſition, einer der Gensdarmen brach in Gelächter aus, und das Ganze klärte ſich auf als ein mit dem Künſtler ſelbſt verabredeter Spaß, das war ſein Beitrag zur Luſtigkeit dieſes Abends. Nun wurden vier dampfende Bowlen mit Punſch auf den Tiſch gebracht, eine Gabe von Einem in der Geſellſchaft, aber man wußte nicht von wem, und deshalb ſtimmten Alle das alte Lied an: „Der unbekannte Geber ſoll leben!“

Ein armer Italiener kam zufällig herein, er wollte gern Kunſtſtücke machen und erhielt die Erlaubniß dazu. Er verſtand die Stimmen der Thiere nachzumachen, was die Hunde ſehr übel aufnahmen; er konnte Blitz und Donner mit den Augen und dem Mund darſtellen, und das machte viel Glück; aber es war eine Schwäche des Mannes, daß er am liebſten ſingen wollte. Wäre ſeine Stimme in der Jugend gebildet worden, ſo hätte er ſich vielleicht einen berühmten Namen erringen können, aber ſo war es nur Jämmerlichkeit. Er ſang Duette, und ſowohl der Liebhaberin als

des Liebhabers Partie, verdrehte die Augen und machte Stellungen; aber fortwährend unterbrach ihn das Publicum und verlangte Thierſtimmen oder Gewitter, was er weit niedriger anſchlug, doch am Beſten ausführte. Es lag etwas Jämmerliches darin. Der Teller ging für ihn herum. Naomi mußte an Chriſtian denken; er war ihr lange nicht in den Sinn gekommen, aber der Arme hier, in welchem ſie etwas Verwandtes fand, erinnerte ſie an ihn.

„Haben wir uns nicht in Wien geſehen?“ fragte ein junger Mann mit großem Schnurr- und Zwickelbart, indem er Naomi zunickte. „Wir ſind ja wohl im Geſellſchaftswagen zuſammen nach Hietzing gefahren?“

Naomi erröthete; ihre Augen hefteten ſich durchdringend auf den Fremden, deſſen kecker Blick ihr bekannt war; ja, an jenem Abend, als ſie Ladislaus im Caſino aufſuchte, war dieſer Mann im Wagen geweſen und hatte geſagt, er höre an ihrer Ausſprache, daß ſie eine Fremde ſei, er habe ſie im Prater geſehen, und ſie würde ſicher ihren Herrn in Hietzing finden. Alles ſtand lebhaft in ihrer Erinnerung.

„Iſt der Kunſtreiter Ladislaus auch hier in Rom?“ fragte er mit unverſchämtem Blick und Stimme. Der Graf wurde unruhig.

„Was ſagt der Herr?“ fragte der Marquis.

„Es ſind übrigens nicht Künſtler dieſer Art, welche ſich hier verſammeln!“ ſagte der Deutſche und flüſterte leiſe zu ſeinem Nachbar.

Naomi fühlte eine Angſt wie nie zuvor. Wenn man ſie hier hinauswies, wenn man hier laut erzählte, daß ſie

ein Frauenzimmer sei, das vor nicht langer Zeit in einer niedrigeren Sphäre gestanden habe! Der Deutsche trank Glas auf Glas; seine Wangen glüheten, und immer ruhte sein kecker Blick auf Naomi. Jetzt begann ein Rundgesang mit Procession um die Tische. Indem der Deutsche bei ihr vorbeiging, flüsterte er: „Sie sind ein Frauenzimmer!“

„Soll ich das als eine Beleidigung betrachten?“ fragte sie.

„Wie Sie es nehmen wollen,“ erwiderte er und ging vorbei.

Der Marquis hörte nichts davon, auch verstand er die deutsche Sprache nicht und war ganz in der Lust des Augenblickes vertieft; der Graf schien das Vorgefallene, wobei Ladislaus' Name genannt wurde, vergessen zu haben; aufgeräumt nahm er an der Munterkeit Theil. Man hatte sich wieder an den Tisch gesetzt, sein Blick fiel auf den deutschen Künstler, der sich gegen Naomi herüberbog und ihr mit einem boshaften Lächeln einige Worte in die Ohren flüsterte; sie erbleichte, ihre Hand preßte krampfhaft das Messer, welches sie hielt, und der Arm erhob sich.

„Hutjehu!“ ertönte es durch das Zimmer; einer der ältern Künstler, als eine Art Befana verkleidet, jagte auf einem Esel mitten unter sie; der Esel, erschrocken über eine so große und lärmende Gesellschaft, stürzte gegen den Tisch, an welchem Naomi saß, Gläser, Foglietten und brennende Lampen wurden durch den Stoß umgeworfen; die, welche saßen, sprangen auf, und weder der Deutsche, noch sonst Jemand sah die Wirkung der Wuth, welche Naomi durch-

blitzte, die aber durch den Grafen und durch dieſen glücklichen Zufall gehoben wurde. Die Luſtigkeit wurde wilder; der Marquis bemerkte erſt, daß ſeine Geſellſchaft fort war, als der Cameriere ihn auf die Schulter klopfte und es ihm zuflüſterte.

Draußen war heller Mondſchein, die finſtern Tage des Nordens ſind nicht heller, als was hier Nacht genannt wird.

„Ich befürchtete es wohl!“ war Alles, was der Graf ſagte. Naomi lehnte ſich an ihn, athmete tief und brach in Thränen aus.

„O bleiben Sie, jetzt iſt es am Allerluſtigſten,“ rief der Marquis, indem er ihnen folgte.

„Unſer junger Held fand es zu ſchwül, zu drückend drinnen!“ ſagte der Graf, „ihm wäre faſt unwohl geworden.“

„O es iſt vorbei,“ verſicherte Naomi lachend; „aber ich will doch nicht zurück. Ich habe dieſen Abend recht genoſſen, und ich danke es Ihnen!“

„Es iſt ſelbſt Genie in dieſer Art Luſtigkeit,“ ſagte der Marquis und bezeichnete, was ihm beſonders gefallen hatte. An der Thür des Hotels ſagten ſie einander gute Nacht.

„Das war, glaube ich, mein ſchönſter Abend in Rom!“ flüſterte Naomi ihm zu.

Eine Stunde nach Mitternacht war der Graf zur Ruhe und ſchlief tief und feſt nach den Begebenheiten dieſes Tages. In Naomi's Zimmer war die Nachtlampe auch erloſchen; es ſchien dort ganz ruhig zu ſein, aber Naomi

war noch auf. Faſt ganz entkleidet hatte ſie den Mantel umgeworfen und die Thür geöffnet, welche nach dem Zimmer neben dem kleinen Altan führte; ſie lehnte den Kopf an die Thürverkleidung und ſtand ſo in Gedanken verſunken. Das Zuſammentreffen mit ihrem Pflegevater in Wien hatte ſie lange nicht in dem Grade erſchüttert, als an dieſem Abend des Fremden wegwerfende Miene, ſein Hindeuten auf eine Zeit, von der ſie wünſchte, daß ſie ewig vergeſſen ſein möchte; in Wien hatte ſie Alles aufgegeben und hatte deshalb Ruhe; jetzt dagegen war ſie in ein neues Verhältniß, in eine glänzende Umgebung getreten.

Wer vermag wohl ein deutliches Bild von einer ſolchen Mondſcheinnacht im Süden, wie die, welche in dieſem Augenblick herrſchte, zu geben? Es iſt ein Licht, welches nicht dem Tage, aber auch nicht den mondhellen Nächten des Nordens gleicht. Wenn man das Tageslicht mit dem Lampenlicht, und die helle Nacht des Nordens mit dem Schein eines Lichtes, welches man gar nicht erblickt, vergleichen will, ſo wird man zwiſchen dieſen beiden einen Ausdruck für die hellen Nächte des Südens in dem Licht finden, welches die Aſtrallampe verbreitet, dieſer eigenthümlich ſanften Beleuchtung. Aber ſo hat nur das Auge ſein Bild; die Seele fühlt den Eindruck nicht, denn wir athmen nicht des Südens Luft ein. Die ſchönſten Sommerabende des Nordens am Meere oder auf einem Hügel des Landes fächeln eine milde, erquickende Luft; könnteſt Du aber im Nu nach dem Süden verſetzt werden, ſo würdeſt Du

den Unterſchied erkennen; dieſer iſt groß, wie zwiſchen dem Genuß einer ſinnlichen und dem einer rein geiſtigen Freude. Der blaue Froſthimmel im Norden erhebt ſich wie ein hohes, gewölbtes Dach über uns, aber im Süden kammt es uns vor, als ob die ferne Begrenzung ein durchſichtiges Glas ſei, hinter welchem ſich der Raum noch zu erweitern ſcheint.

Dieſe Luft athmete Naomi ein, und doch zog ſie ihren Athem tief und ſchwer. Dieſe Beleuchtung ruhete auf der Stadt der Erinnerung, dem Rom der Cäſaren und der Mönche, aber dafür hatte ſie keinen Sinn. Unten auf dem Platz iſt ein Springbrunnen; das große ſteinerne Baſſin iſt in Form eines Bootes ausgehauen, welches halb im Waſſer verſunken iſt, und da, wo der Maſt ſich erheben ſollte, quillt der dicke Strahl hervor; ſelbſt am lärmenden Tage hört man ein ſtarkes Geplätſcher, jetzt bei der Ruhe der Nacht war es weit vernehmbarer. Die Strahlen des Mondes glänzten auf dem Waſſer. Unter dem Madonnenbilde an der Ecke der Propaganda ſchlief eine Familie auf den kalten Steinen. Naomi öffnete noch ein Fenſter an der Seite des Zimmers; die ſpaniſche Treppe, welche von bedeutender Breite und faſt von der Höhe des Hotels iſt, lag vor ihr; auch hier entdeckte ſie einzelne Schlafende, in ihre Mäntel eingehüllt. Die dichte Allee oberhalb der Treppe ſtach gegen die durchſichtige Luft doppelt finſter ab; die weißen Mauern des Nonnenkloſters erhoben ſich geſpenſterhaft; ohne Sinn für das, was ſie erblickte, blickte Naomi darauf hin. Jetzt ertönten die Glocken in der Kloſterkirche, dienſtthuende Schweſtern waren oben im Thurm und läuteten in

der nächtlichen Stunde, während andere Schweſtern vor dem Altar beteten. Die Glockentöne erweckten Naomi's Gedanken für die verwandten Leidenden, denn leiden mußten ſie; es war ihr, als ſähe ſie etwas Weißes ſich in den dunklen Löchern des Thurmes bewegen, und ſie gedachte der gefangenen Mädchen, die nur in nächtlicher Stunde von dem hochliegenden Thurm über das todtliegende Rom hinausblicken konnten, deſſen Dächer ein wogendes Meer, deſſen viele Kuppeln ſegelnde Boote zu ſein ſchienen. Das Steinbild der Engelsburg war für ſie kein Cherub des Troſtes, der ihnen über das verſteinerte Meer entgegenkam; todt ſtand es wie Loths Frau da und erinnerte ſie daran: für Euch ſind alle Eure Lieben todt. „Es giebt noch Mehrere außer mir, welche leiden!“ ſagte Naomi halb laut; „unter dieſen würde ich doch noch unglücklicher ſein, als ich jetzt bin. Auf unſerem eigenen feſten Willen und auf unſerer Lebensanſicht beruht unſere Zufriedenheit; ich weiß, was ich thun will.“ Sie ſtand noch einen Augenblick gedankenvoll und ſah zu dem Kloſter und der nächtlich ſchwarzen Allee auf, welche ein Eingang zu dieſer Heimath des Todes zu ſein ſchien und welche doch bei Tage ein munterer Boulevard in dem ſtets beſuchten Rom war.

Dicht neben der Allee, wo ſich die gemauerte Bruſtwehr der ſpaniſchen Treppe hinzieht, ſtand ein junger Mann, das Haupt auf die Hand geſtützt, und ſchien über die Stadt hinzublicken; es war ſicher ein Künſtler, welcher ſich im Anſchauen des prächtigen Bildes vor ihm verlor; könnte das auch in Farben wiedergegeben werden, es würde

zu seiner Freude und zu seinem Genuß immer in seiner Erinnerung stehen, wo er sich auch später in der Welt herumtummeln möchte. Wie Viele würden ihn nicht beneiden! Aber er sah nichts; der Wein, den er an diesem Abend in allzureichlicher Menge bei dem Gelage in der Osterie genossen, hatte sich in neckische Kobolde verwandelt, von denen sich einige bleischwer an seine Füße hingen, als er nach Hause wanderte; der schwerste hatte sich auf seinen Kopf gesetzt, und deshalb neigte er ihn und fürchtete sich, die steile, spanische Treppe hinab zu gehen, ja als er sie recht betrachtete, sah sie auch wie der Wasserfall in Tivoli aus; das machten Alles die Kobolde des Weines. Er lehnte sich gegen die Brustwehr und schlummerte, und das hat mehr denn ein Künstler auf den heiligen sieben Hügeln gethan.

Naomi wurde seiner ansichtig; er hatte eine sonderbare Mütze auf dem Kopf, und die erkannte sie; gerade eine solche hatte der Deutsche auf, als sie in Procession um den Tisch gingen. Nur in Hietzing und heute Abend in der Osterie hatte sie diesen Menschen erblickt, und doch haßte sie ihn nächst Ladislaus am meisten.

„Es hatte doch auch sein Gutes," dachte sie, „als man nur den Gebrauch der Pfeile kannte. Die Kugel knallt laut bei ihrer That, aber der Pfeil saust leise durch die Luft und bohrt sich in die Brust des Feindes. Niemand könnte seinen Flug hier hören, Niemand kennt ihn! Diesen Menschen könnte ich todt wünschen, und was sollte ich dann von Ladislaus wünschen —?"

„Unſere Gedanken ſind die Blumen, die Handlungen hingegen die Früchte der Blumen," ſagt Bettina. Wir ſind derſelben Meinung, fügen aber noch hinzu, daß nicht alle Blumen zur Frucht werden, der größte Theil fällt oft in ein Nichts; von dem reichen Flor, welcher an dieſem Abend und in dieſer Nacht in Naomi's Seele zur Entwickelung gebracht wurde, werden wir die Wirkungen erblicken — wenn die Sonne die Blumen etwas mehr beſchienen, wenn die **aria cattiva** des Lebens und der Sirocco der Leidenſchaften ihren Beſuch abgeſtattet haben, aber zu allem dieſem gehören wenigſtens Tage, oft Monate und Jahre.

XXXVI.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Goethe.

An jenem Abende war es zum erſten und letzten Mal, daß Naomi mit den Künſtlern in der Oſterie zuſammentraf. Ihr Urtheil entſchied ſich dahin, daß die Luſtigkeit dort das deutſche Burſchenweſen in einer neuen Ausgabe ſei; weit prächtiger fand ſie die römiſche Kunſt in deutſcher Uebertragung, als ſie ein paar Vorſtellungen, welche im Hauſe des öſterreichiſchen

Geſandten gegeben wurden, nannte, und weil dieſe Einfluß auf ihr Schickſal hatten, müſſen wir bei einer derſelben verweilen; wir wählen die erſte.

Jedes berühmte Gemälde in Kirchen, Klöſtern und Galerien in Rom hatte ſie aufgeſucht, ganze Stunden in der Kirche Maria della Pace bei der Betrachtung der Raphael'ſchen Sibyllen geweilt; ſie kamen ihr vollendet vor, ſtand ſie aber wieder in der ſixtiniſchen Capelle, dann vergaß ſie jene über dieſer, die Michel Angelo auf der Mauer hervorgerufen hatte.

Schon von ihrer Jugend an hatte die Malerei ſie angeſprochen, die Bildhauerkunſt aber war ihr, wie den meiſten Dänen, fremd; in unſerm Lande gab es noch keine Gelegenheit, den Sinn für dieſe Kunſt zu wecken; Wiedevelt war ein Johannes in der Wüſte.

In Wien, Lucca und Bologna hatte Naomi wohl herrliche Kunſtſachen aus Marmor geſehen, aber ſie begriff ſie nicht, ſie ſchätzte noch nicht das Schöne an ihnen. Erſt in Florenz fiel es ihr wie ein Schleier von den Augen, als ſie in dem großen Saale ſtand, welcher nur die Niobe-Gruppe enthält. Mitten im Saale ſtehen Apollo und Diana und ſenden Todespfeile aus; rings herum, längs den Wänden, ſinken und ruhen ſchon die ſterbenden Kinder der Niobe, von ihren Pfeilen getroffen; zur Rechten, am weiteſten entfernt, ſteht die verzweifelte Mutter und breitet ihr Gewand über die letzte Tochter aus; man ſieht an der Hand des Kindes, daß der Pfeil kommt, und die Stellung der Hand zeigt, daß der Pfeil treffen muß. Man befindet

ſich ſelbſt mitten in der Gruppe, man wird von Schrecken und Bewunderung ergriffen. Dieſe war es hier, welche Naomi die geiſtige Sehkraft verlieh. Ganze Stunden hatte ſie hier geweilt; dieſe ergreifende Größe ſprach ſie weit mehr an, als die mediceiſche Venus in ihrer reinen, idealen Schönheit. Als ſie ſpäter in Rom die Kunſtſchätze des Vaticans erblickte, war ſie zu der Anſicht gelangt, daß ſie die Werke der Bildhauerkunſt höher als die der Malerei ſchätzte. Es lag nun einmal ſo in ihrem Charakter, daß ſie dem ſtark Charakteriſtiſchen des Dominichino vor dem Weichen, Hingehauchten des Raphael den Vorzug geben mußte. So feſſelte ſie der heilige Hieronymus des Erſtern weit mehr, als die liebliche Pſyche des Letztern.

Man gab im Hauſe des öſterreichiſchen Geſandten ein Gemiſch von **tableaux parlants** und dem, was Fétis den Pariſern auftiſcht und „**concert historique**“ nennt, mehrere Jahrhunderte alte Muſikſtücke, im Coſtüme des Zeitalters gegeben, in welchem ſie componirt wurden. Von Gemälden war beſonders das bekannte aus dem Palazzo Roſpigliosi, Dominichino's David, welcher ſiegreich mit Goliaths Haupt zurückkehrt, von Wirkung; ein Page trägt es, und die Töchter des Landes kommen dem Helden mit Cymbeln und Saitenſpiel entgegen.

Als die Gardine wieder zur Seite gezogen wurde, ſtand Naomi allein da, weißgekleidet, mit einem großen, durchſichtigen Schleier in der Hand, um ſich damit zu drapiren, und gleich einer zweiten Pythia-Händel zeigte ſie nun, wie herrlich ſie die Werke der Bildhauer aufgefaßt hatte, welche

Körperſchönheit und Geiſteskraft ſie beſaß, um dieſe wiederzugeben.

Sie ergriff das Tambourin, der Schleier umwogte ſie, ſie erhob den einen Fuß; Jeder erkannte Terpſichore, wie dieſe im Vatican, in der Reihe der Muſen ſteht.

Jetzt breitete ſie ihren Schleier ſchirmend aus; der Schreck und Schmerz des Todes lag in dieſem Blicke. Das war Niobe, nur jugendlicher, als der Künſtler ſie ſchaffen durfte.

Sie kniete nieder mit dem Schleier über den Rücken, ſo daß die Füße verdeckt wurden, die Bruſt ruhte auf den ſchönen Armen, jeder Zug war feſt und ſtarr; das war die Sphinx Aegyptens, aber nicht wie ſie der Marmor zeigt, nein, es war die lebende Sphinx ſelbſt, durch ihren marmortodten Blick zwiefach erſchreckend.

Jede Darſtellung erweckte einen Beifallsjubel, ein Entzücken, aus dem natürlichen Drange, ſich Luft zu machen, entſprungen. Der Graf ſelbſt war über Naomi's Talent erſtaunt, welches ſie ganz in der Stille zu entwickeln gewußt hatte. Der Marquis liebte ſie und war ſich deſſen bewußt; ſeine Augen funkelten, aber ſeine Bewunderung war ſtumm.

Jetzt richtete ſie ſich empor, erhob die Arme und Schultern, beugte das Haupt vor: das war die Karyatide, das ſchwere Gewicht lag ſichtbar auf den ſchönen Schultern.

Nun war ſie Galathea, bevor Pygmalions Kuß ihr Leben gab. Der Uebergang war höchſt täuſchend; das Auge ohne Sehkraft wurde lebendig, die erſte leiſe

Bewegung zeigte ſich, das Lächeln der Lippen war ein Zauber.

Der Vorhang fiel.

O, welcher Abend voll Glück und Freude! Dieſe umwogten Naomi wie die milden Lüfte des Südens — — aber über Dänemark wehte der kalte Nordwind, der Schnee trieb um Chriſtians Kammer, wo die Mutter krank lag, wo die Sorge wohnte, die Sorge, welche ja Alle kennen! Aber kennſt Du die der Armuth, wo die abgezehrte Hand die Wunde verbergen will, und die hungrige Lippe lächelt und nicht betteln kann?

„Ich habe Freunde!“ dachte Chriſtian. „Bei Freunden findet man Hülfe!“ Ja, im Frühjahr, wenn die Erde an Feuchtigkeit reich iſt, hat der Bach Waſſer genug, aber im heißen Sommer, wenn ſie deſſen bedarf, dann iſt der Bach trocken, dann findeſt du nur harte, brennende Steine.

Im Hauſe des Lakaien auf der Flurtreppe ſaß ein Burſche, Armuth in den Kleidern und auf der Wange; ein Topf mit Eſſen ſtand ihm zur Seite, er ordnete die Gerichte auf dem Teller, damit ſie beſſer getragen werden könnten. Ein niedliches Schooßhündchen mit buntem Halsbande, gewaſchen und geputzt, hüpfte die Treppe hinan, ſtand und beſchnüffelte den Topf. Der Burſche wandte ſich um und mit bitterer Wehmuth in der Stimme ſagte er: „Das iſt kein Freſſen für dich, vornehmer Hund! Du biſt an Beſſeres gewöhnt! Das iſt Bettlereſſen!“ und er nahm den Topf, hüllte ihn in ein Tuch und ſtieg hoch hinauf bis unter das Dach zur kranken Mutter.

„Mein Chriſtian, ich ſterbe!“ ſagte ſie. Aber der Tod hat ſeine Launen gleich dem Glücke, er kömmt nicht, wenn man ſein Eintreffen erwartet. Und doch iſt die Welt ſchön! Das Leben iſt eine herrliche Gottesgabe! Nur für den iſt es das Thal der Schmerzen, die Heimath des Elendes, welcher bei den dunkeln Flecken, dem zertretenen Wurm, der geknickten Blume weilt. Ein einzelner Wurm muß zertreten, eine einzelne Blume muß geknickt werden! Wir müſſen die ganze Natur betrachten, und dann beſcheint die Sonne Millionen Glückliche; die Vögel jubeln, die Blumen duften.

Wir wollen nicht den Jammer und die Noth betrachten, ſondern eilen fort davon, weit fort, vorwärts in der Zeit! Einen kühnen Sprung wollen wir in Naomi's und Chriſtians Geſchichte machen, nicht um einzelne Punkte zu übergehen, ſondern um dieſe zu ſammeln und von einem beſſern Standpunkte aus zu betrachten.

Hörſt Du das wirbelnde Rad? die Jahre, welche ſich drehen? Jahre rollen dahin, zwölf lange Jahre! So lange iſt es her, daß Chriſtian bei ſeiner kranken Mutter in der Dachkammer ſaß. Zwölf Jahre ſind dahingejubelt, ſeitdem Naomi als Sphinx, Galathea und Karyatide entzückte. Wir ſind in Paris. Die dreifarbige Fahne weht auf der Vendomeſäule; vor den Läden hängen ſchon Caricaturen auf den ſelbſtgewählten Bürgerkönig des Volkes, den klugen, welterfahrenen Louis Philippe. Es iſt im Anfange des Jahres 1833.

XXXVII.

Paris, mit ſeinen Pariſern, iſt der ſchönſte Aufenthalt hienieden; Paris iſt der einzige Ort der Welt, wo es erlaubt iſt, nach ſeiner Neigung zu leben.

Cavalier-Perſpective.

Alles irrt umher und Alle ſinken
Ins Meer der Leidenſchaft,
Wo eitle Hoffnung, thörichte Ideen winken,
Beſtochen durch Verblendungs-Zauberkraft.

H. Hertz.

Wir ſind in Paris. Komm! Wir verlaſſen unſer Zimmer und ſteigen die glatte, gebohnte Treppe des Hotels hinab; leichte Garçons ſchlüpfen vorbei, um aufzuwarten; niedliche Griſetten begegnen uns auf dem Hofe, denn hoch oben wohnen einige Studenten, und ihre Freundinnen bei dieſen im Hotel; ſie müſſen jetzt fort, dieſe hübſchen Mädchen, um vor dem Ladentiſche zu ſtehen oder Putz zu machen, aber ſie kommen am Abend wieder. Der Portier grüßt uns, und wir ſind auf der lebhaften Straße, wo die Häuſer bis zu den topfförmigen Schornſteinen mit Namen und Schildern von klafterlangen Buchſtaben, bunt wie eine Harlekinsjacke, bemalt ſind; die Wagen brauſen dicht an den Häuſern vorbei; die Liederfrau ſingt Beranger's Lied, ein Unbekannter ſteckt Dir ein Billet in die Hand, welches Du am Beſten raſch wegwirfſt oder ſchnell verbirgſt. Ringsumher hängen prächtige Kupferſtiche, biſt Du aber

ſehr verſchämt, ſo unterlaß es lieber, ſie zu betrachten; biſt Du ein großer Royaliſt, ſo wirſt Du Dich entſetzen über die kühnen Caricaturen, die hier öffentlich ausgehängt ſind. Wir betreten eine Paſſage, es iſt eine Straße mit einem gläſernen Dache überwölbt, Kaufläden in zwei Etagen an beiden Seiten, kleinere Durchgänge verzweigen ſich wieder von dem größeren aus; bei Regen und Nebel kannſt Du hier drinnen trocken herumwandern, und iſt es Abend, ſo ſtrahlen Gaslampen mit blendendem Licht vor dieſen köſtlichen Läden, wo Alles feil iſt, Alles, was der Menſch ſich nur wünſchen kann. Ermüdet Dich die Wanderung, ſo rollt der Omnibus durch die Straßen; hinten am Wagen hängt die Treppe, auf welcher Du in die lange, rollende Stube ſteigſt, wo die Gäſte in langen Reihen ſitzen und aus- und einſteigen; jede Straßenecke iſt eine Station. Im raſchen Fluge erreichſt Du den **Père Lachaise**, und biſt Du ein Romantiker, ſo mußt Du an Abälards und Heloiſens Grab knieen; biſt Du ein Fabrikant, ſo rollſt Du nach den Gobelins; biſt Du ein frommes Gemüth, ſo mußt Du nach der Inſel zu der alten Notre-Dame; aber Du findeſt ſie leer, nur ungefähr ein Dutzend Prieſter wandern mit ihren Räucherfäſſern hier herum, ein elender Bettler an der Thür bildet die Gemeinde. Paris hat augenblicklich keine Religion, ſie haben Madonna, ja faſt den Vater und den Sohn vergeſſen, der Geiſt iſt alleinherrſchend. Keinen Mönch erblickſt Du auf der Straße, keine Proceſſion; von der Bühne ſelbſt predigt der Dichter den Proteſtantismus. In der katholiſchen Stadt ſiehſt Du im „Robert“ die Rui-

nen eines Nonnenkloſters; der Mond ſcheint in die düſtern Hallen, wo verfallene Grabmonumente ſtehen; um Mitternacht entzünden ſich plötzlich in den alten meſſingenen Kronleuchtern die Lichter, die Särge öffnen ſich und die todten Nonnen ſteigen hervor. Zu Hunderten erheben ſie ſich vom Kirchhofe und ſchweben herein; ſie ſcheinen die Erde nicht zu berühren; wie Nebelbilder gleiten ſie an einander vorbei. Plötzlich fällt das Leichentuch, ſie ſtehen alle in üppiger Nacktheit da und ein Bacchanal beginnt, wie es bei ihren Lebzeiten, innerhalb der Kloſtermauern verſteckt, ſtattgefunden hat; zwei würfeln auf ihren Särgen, eine ſitzt auf dem Sarkophage und ſchmückt ſich ihr langes Haar; eine Schaar ſtößt an und trinkt; andere laſſen die Strickleiter herabgleiten, um den Liebhaber zu dem entweihenden Stelldichein zu rufen. — Dies erblickſt Du in der katholiſchen Stadt, und das iſt ein Zeichen der Zeit. Betrachte das Gewühl auf den Straßen! Frauen rufen Lakritzenwaſſer aus, Knaben bieten Dir Stöcke an, aber Alle, Kleine und Große, tragen das dreifarbige Band. Selbſt **Henri Quatre**, der Metallkönig auf der Brücke, muß die Bürgerfahne tragen, ſie weht von Thürmen und Façaden. **La Liberté** iſt das große Feldgeſchrei.

Wir ſind mitten in Paris, mitten im Palais Royal, die Bogengänge deſſelben umſchließen uns; eine Anzahl Landsleute ſitzen hier. Das Blumenmädchen verkauft Roſen; Damen mit wallenden Federn, von ihrer alten Mama, wie ſie genannt wird, begleitet, theilen Blicke aus. Unter den Dänen iſt Einer, erſt vor Kurzem hier eingetroffen,

Einer, den wir kennen; Jeder erzählt, was er hauptſächlich ſehen will.

„Die Taglioni," ſagt der Eine, „die müſſen Sie als Natalie und als Sylphide ſehen, das iſt ein Tanz! Sie erhebt ſich wie ein Vogel und ſinkt wie eine ſchwebende Seifenblaſe herab!"

„Sie müſſen nach Verſailles," ſagte der Zweite, „Sie müſſen dahin, wenn die Waſſer ſpringen! — Vergeſſen Sie auch nicht das **théâtre français!**"

„Alles will ich ſehen!" erwiderte der Fremde, „beſonders freue ich mich auf die öffentlichen Debatten in der Deputirten- und in der Pairskammer. Ich habe Empfehlungsbriefe an den Marquis Rebard. Iſt dieſer Herr Ihnen bekannt?"

„Ich gehe dort ein und aus," ſagte Einer. „So viel ich weiß, iſt ſeine Gemahlin eine Dänin, mit ächt franzöſiſchem Sinn, eine höchſt liebenswürdige, höchſt intereſſante Weltdame. Ich bin heute Abend von dem Marquis in ſeine Loge in der großen Oper eingeladen. Wenn Sie erlauben, ſo führe ich Sie dorthin."

„Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden, aber da ich ſchon ein Billet zum **Théâtre du palais royal** habe, wo ich Demoiſelle Dejazet im Vaudeville: **Sous clef**, ſehen werde."—

„Beides läßt ſich vereinigen, erſt ſehen wir **Sous clef** und dann gehen wir in die große Oper."

Die Landsleute brachen auf; Einer ſollte das Glück haben, die Griſi, **la bella divina**, wie er ſich ausdrückte, zu hören, ein Anderer wollte nach dem Theater des Herrn

Comte, wo nur Kinder ſpielen und wo ein liebliches Mädchen auftreten ſollte, welches bald heranwachſen und ſein Herz erreichen würde. Unſere beiden Herren gingen in das Theater des **Palais royal**, um die jugendliche Dejazet in einem Vaudeville zu ſehen. Der ſich zum Führer anbietende Landsmann war übrigens ein däniſcher Officier.

Ringsherum in den Logen prangten geputzte Damen. Schon in „**La fille de Dominique**“ zeigte ſich die niedliche, lebhafte Pariſer Dame, welche die jungen Herren dorthin zog; aber in **Sous clef** hatten ſie dieſelbe ganz allein, denn ſie ſpielt das ganze Stück. Sie iſt ein junges Mädchen, welches die Eltern, während ſie fort ſind, eingeſchloſſen haben; der Liebhaber muß draußen ſtehn, ſie neckt ihn, thut, als habe ſie einen Andern bei ſich, aber ſie verſöhnen ſich wieder, er ſendet ihr Champagner, ſie trinkt, wird luſtig, will zuletzt zu Bett, und das iſt die Pointe; ſie zieht ſich aus, legt ihre Kleider auf den Stuhl, ſetzt den Fuß auf das Bett, da ſpringt auf einmal das Fenſter über der Thür auf und ein junger Officier, der Liebhaber, zeigt ſich; ſie ſtößt einen Schrei aus, zieht die Bettdecke über ſich, und der Liebhaber ſpringt herein. Dann fällt der Vorhang, und das iſt von dem Maſchinenmeiſter ſehr ſittſam gehandelt.

Das Stück gewann ſtürmiſchen Beifall. Die Damen lachten und ſchwenkten die Tücher. „**C'est la liberté!**“ ſagte der däniſche Officier; der Fremde fand es auch höchſt charakteriſtiſch, und nun wanderten ſie von dem kleineren nach dem größeren Theater, der **Académie royale de musique**, wo Nourrit und Damoreau mit ihren Stimmen

Alle bezauberten, und wo der kürzlich angekommene Däne dem Marquis und seiner Gemahlin, der Landsmännin, vorgestellt werden sollte; er lächelte ganz eigen dabei.

In der großen Oper gab man, wie so häufig, kein ganzes Stück, sondern Acte aus verschiedenen; der zweite Act von **Guillaume Tell** war schon zu Ende; man war am Schluß des **Comte Ory**, jetzt sollte der zweite Act des Ballets **la Tentation** beginnen.

Die beiden Dänen stiegen die breite, lustige Treppe hinauf und gingen durch das prächtig erleuchtete Foyer, wo die Lichter von den Spiegelwänden zurückstrahlten, und durch die großen Gänge nach der Loge des Marquis. Mehrere elegante Herren, wie aus den Modebildern gesprungen, standen mit Handschuhen und Hut hinter den ballmäßig gekleideten Damen; das letzte Chor des **Comte Ory** ertönte, der Vorhang fiel, und Verkäufer wanderten schreiend im Parterre und in den Logen herum; ein lärmendes Rufen: „**lorgnette de marchand! voilà l'entr' acte! vert — vert! le programme! la pièce!**“ durchtönte das Haus. Die Uhr über dem Proscenium zeigte auf neun.

Der Marquis, zwölf Jahr älter, als da wir ihn in Rom erblickten, empfing mit französischer Galanterie die beiden Fremden; eine schöne wohlbeleibte Dame mit klugen, dunklen Augen und königlicher Haltung begrüßte mit dem Fächer den neu angekommenen Fremden, welcher als Chef eines dänischen Regiments vorgestellt wurde. Er war von Geburt ein Holsteiner; die Marquise kannte ihn, sie hatte ja einst in Dänemark seine Huldigung empfangen

und war mit ihm zum Thore hinaus gefahren, um den schönen Ladislaus zu sehen, welcher jetzt vergessen war. Dieselben Erinnerungen wurden gewiß bei Beiden durch dieses Andenken geweckt; aber die Conversation war natürlich eine ganz andere. Jeder kannte jetzt den Andern dem Namen nach. Ein krampfhaftes Zittern im Augenlide war die einzige Bewegung bei Naomi, aber sie war sogleich wieder die Marquise, die Weltdame; vielleicht war auch dieses Zittern zufällig, indessen der ehemalige dänische Freier bemerkte es. Die ganze Conversation wurde auf französisch geführt; er bat Naomi, ihn mit dem Zusammenhange des Ballets, welches anfangen sollte, bekannt zu machen.

„Die Hauptsache ist das Beschauen," sagte sie, „die Handlung ist unbedeutend. Es ist die Geschichte des heiligen Antonius, seine Versuchung. Wir bekommen den zweiten und dritten Act. Sie werden die Taglioni sehen!"

In la Tentation ist man im ersten Act in einer wilden Berggegend, wo der heilige Antonius seinen Aufenthalt gewählt hat; eine Schilfmatte ist sein Lager. Nun erblickt man hoch oben auf den Bergen einen Hochzeitszug und hört ihren Gesang; Antonius lauscht und denkt an die Menschenwelt und deren Glück zurück; eine Pilgerin bringt ihm Früchte und Wein, er lehnt es ab, aber Hunger und Durst nöthigen ihn zu kosten. Der Wein erwärmt sein Blut, er trinkt noch einmal und die Lust ist geweckt, er leert den Becher bis auf den Grund und wird halb berauscht; sein Blut brennt, er greift nach der frommen Schönen, welche erschrickt, seine Leidenschaft wächst, sie flieht, aber er

ergreift sie; ohnmächtig sinkt sie auf die Strohmatte nieder, sein Auge brennt, er breitet die Arme nach ihr aus; der Blitzstrahl trifft Antonius. Jetzt steigen die Geister der Tiefe auf schwarzen und feuerrothen Wolken aus dem Abgrunde herauf, um seine Seele zu packen, aber aus der Luft senken sich silberweiße Wolken mit knieenden Engeln herab, in deren Mitte St. Michael mit dem Schilde steht. Ein Kampf zwischen den guten und bösen Geistern beginnt, da erhebt St. Michael das Schild, gebietet Ruhe und gestattet der Seele, in den todten Körper zurückzukehren. Die Geister des Abgrundes dürfen den Wiederlebenden versuchen, werden ihn aber nicht verleiten können, gegen das Heilige zu sündigen, so gehört er dem Himmel. „Er ist unser!" jubeln die bösen Geister, „wir werden ihn zur Sünde verleiten!" Die guten Engel stimmen Hymnen an und Antonius erhebt sich von der Erde; das ist der erste Act. Die folgenden enthalten die Darstellung der Versuchung und den Sieg des Antonius. So ungefähr machte ihn Naomi mit dem Gange der Handlung bekannt.

Der Vorhang rollte auf. Der zweite Act, welcher sich durch seine Pracht am längsten auf der Bühne erhalten hat, begann. Man war tief unten in dem Krater eines ausgebrannten Vulkans, eine mächtige Treppe von der Höhe der ganzen Bühne füllte den Hintergrund aus; ein Marsch begann und mehrere hundert Dämonen in den barockesten und phantastischsten Gestalten stiegen herab; hier war eine wandernde Hand, ein Torso von einem Dämon, ein rollendes Auge, gräßliche Thiergestalten; ein Hexensabbath fing

an; der Keſſel kochte über dem Feuer, und jeder Dämon warf ſeine Gabe in denſelben. Der Dampf formte ſich zu dämoniſchen Geſtalten, und jetzt erhob ſich aus dieſen ein nacktes, ſchönes Weib, das Kind des Abgrundes, dazu beſtimmt, den Heiligen zu beſiegen. Es war das Bild der Schönheit, wie der Schaum des Meeres ſie gebar, wie der Künſtler ſie in Marmor wiedergegeben hat. Die Taglioni ſchwebte zwiſchen ihnen hervor, die Dämonen ſchmückten ihr Kind, lehrten ihr den Gebrauch der Sinne; wie ein Kind der Luft ſchwebte ſie unter den wilden Geſtalten; die ſchwarze Haarlocke auf ihrer Bruſt deutete allein auf ihren dämoniſchen Urſprung. Im Triumph ſtiegen ſie mit ihrer Schöpfung zur Oberwelt empor.

Naomi ſaß wie im Traum und ſtarrte darauf hin, auf einmal ſtieg ihr das Blut in die Wangen und plötzlich wurde ſie bleich; ihre Augen ſchloſſen ſich.

„Es wird Ihnen unwohl!“ flüſterte der Däne; ſie ſchlug die Augen auf und holte tief Athem.

„O, es iſt nichts!“ ſagte ſie, „ich fühlte einen Schwindel, der jetzt vorbei iſt!“ Sie lächelte; „es iſt ſo viel Phantaſie in dem dämoniſchen Sabbath, daß man es nicht faſſen kann. Es ſcheint ein völliger Fiebertraum zu ſein!“

Der dritte Act begann; die Dämonen hatten ihr Schloß errichtet; durch die Fenſter erblickte man die prächtigen Säle; kleine Dämonen, als Köche gekleidet, ſchmorten und kochten im Keller; oben tanzten niedliche kleine Damen. Jetzt kam der heilige Antonius; ermattet und hungrig bettelte er um einen Biſſen Brot und einen Tropfen

Waſſer; der Koch lachte, zeigte auf ein großes Kreuz, welches vor dem Schloſſe am Wege ſtand, und bat ihn daſſelbe umzuſtürzen, dann ſolle er mit zu Tiſch kommen; er ſchlug es ab. Dämonen in Jägerkleidung kamen zu Pferde mit dem Weibe, welches ſie geſchaffen, vor das Schloß und zogen hinein; auch bei dieſen fand Antonius dieſelbe Zumuthung, daſſelbe Verſprechen; das ſchöne Weib gelobte ihm all die ſchöne Herrlichkeit, welche er erblickte, wenn er das Kreuz umſtürzen wollte; da kniete er vor demſelben, während der wilde Geſang und Becherklang der Dämonen vom Schloſſe ertönte. Durch die Fenſter gewahrte man ihr Trinkgelage; das Weib näherte ſich dem Antonius, aber ſeine Rede wirkte auf ſie, wie das Sonnenlicht auf das giftige Gewächs wirkt, die Dämonenlocke wurde kleiner, erſtaunt lauſchte das Geſchöpf der Tiefe, welches die Gedanken, die Gefühle der Menſchen beſaß, den Worten, und als er knieend das Kreuz umfing, ſank es zu Boden, und das Schloß, mit Allem darin, ſtürzte in die Tiefe, rothe Flammen ſchlugen aus dem Abgrunde auf.

Nur dieſe beiden Acte wurden gegeben. „Der heilige Mann," ſagte Naomi lachend, wirkt auf das dämoniſche Kind ein, ſo daß es ſelbſt für den Himmel gewonnen wird; Sie ſollten den Schluß des Ballets ſehen, wo Antonius dem Himmel angehört und ſie ſogar mit in ſeine Glückſeligkeit führt. Die Geiſter des Abgrundes in brennenden Schwefelwolken erfüllen den ganzen unteren Raum der Bühne, weiße Wolken erheben ſich und Alles iſt mit Engeln angefüllt; millionenweiſe erblickt man die knieenden Grup-

pen; zuerſt erwachſene Menſchen, weißgekleidet, mit großen weißen Flügeln, darauf Kinder, und dahinter Gruppen bis ins Unendliche, auf den Hintergrund gemalt und beleuchtet, ſo daß man die Grenze zwiſchen Schein und Wirklichkeit nicht findet, ſondern in den unendlichen Himmel ſieht, welcher, ſo wie die Wolken ſich erheben, größer und größer wird, und dann fällt plötzlich der Vorhang."

Man verließ das Theater, es war ſchon zwölf Uhr vorüber und im Hauſe des Marquis war Geſellſchaft, welche auf den Wirth und die Wirthin wartete.

„Sie werden bei der Soirée Alexander Dumas und einige der jungen Maler finden, die ſich einen Namen durch die Decorationen in **la Tentation** erworben haben." Sie grüßte mit dem Fächer.

Sie fuhren nach dem Hotel des Marquis. Prächtige Zimmer empfingen ſie. In dem erſten waren zwei neue Gemälde aufgeſtellt, welche von jungen Künſtlern gekauft und hier in vortheilhafter Lampenbeleuchtung aufgeſtellt waren; das eine war eine Scene aus Victor Hugo's Notre Dame. Man erblickte Quaſimodo an den Schandpfahl gebunden, von Durſt und Schmerz gequält, und die ſchlanke, liebliche Esmeralda, ihm einen Trunk Waſſer reichend. Das andere war eine Darſtellung der Schlußſcene von Caſimir Delavigne's neueſter Tragödie: **Les enfans d'Edouard**, die erſchütternde Schlußſcene, in welcher beide Kinder angekleidet im Bette ſitzen und lauſchen; ſie wiſſen, daß die Mörder kommen, um ſie zu tödten, aber ſie wiſſen auch, daß an ihrer Rettung gearbeitet wird; hören ſie das Lied **God**

save the King ertönen, dann iſt die Befreiung nahe, und das Lied erſchallt, man ſieht es an dem Lächeln des jüngern Bruders; aber gleichzeitig öffnet ſich die Thür, und die Mörder dringen herein und tödten ſie, während das Lied der Befreiung noch tönt. Eduards Söhne waren Portraits der beiden Künſtlerinnen Menjaud und Anais.

Einzelne Gäſte ſtanden vor den Gemälden; größer war die Geſellſchaft dagegen in dem großen Converſationsſaale, wo der Marquis und Naomi die Ankommenden empfingen. Ein junger Officier ſprach von den Befeſtigungswerken bei der Belagerung Antwerpens, eine andere Gruppe von den letzten Verhandlungen in der Pairskammer. Keine gegenſeitige Vorſtellung fand ſtatt, man ging und kam; das Ganze hatte mehr das Anſehen eines öffentlichen, als eines Privat-Salons.

Ein junger Schöngeiſt unterhielt ſich mit dem Holſteiner, und da er wußte, daß dieſer ein Däne war, ſo ſprach er über die Oper „Guſtav," die ihn ja, der Landsmannſchaft halber, intereſſiren mußte. Er ſprach von Bernadotte, welcher in den letzten Tagen im Vaudeville **Le Camarade de lit** auf die Bühne gebracht worden, dem „däniſchen" König, welcher früher franzöſiſcher General geweſen war. Was den Norden anlangt, ſo waren ſeine Kenntniſſe etwas apokryphiſch; damals hatte Frankreich noch keinen Marmier ausgeſandt, welcher hübſch und lebendig von dem Geyſer Islands und den ſcandinaviſchen Reichen, mit Felſen, Wäldern und duftenden Ebenen, von der Bedeutung Schwedens in der Politik und der Dänemarks in den Wiſ-

ſenſchaften erzählen konnte. In der engliſchen und italieniſchen Literatur dagegen war der Franzoſe zu Hauſe. Naomi's früherer Anbeter aber ſtand hier, wir wollen nicht die platte Redensart von der Kuh und dem neuen Thore, ſondern eine ſchönere anwenden, wie Moſes mit einem Blick auf das verheißene Land, welches er nie betrat. Um endlich etwas Tiefſinniges zu ſagen, nannte er Goethe. Die Augen des Franzoſen funkelten bei dem Namen des germaniſchen Corneille, welcher das philoſophiſche ideenreiche Gedicht Fauſt geſchaffen hatte.

Naomi ſtand dicht daneben und lächelte, indem ſie verſicherte, daß auch ſie den Fauſt bewundere. „Das Fragment," ſagte ſie, „kömmt mir wie ein ſtaunenerregender Komet vor, gerade wie ein Komet mit dem Kerne, aber es kömmt ein ſchlimmer Schweif hinterher, „iſt fortzuſetzen," wie da ſteht. Uebrigens glaube ich, daß man weit mehr in dieſes Gedicht legt, als der Dichter ſelbſt ſich gedacht hat. Wenn Europa aufgehört haben wird, ſeine Commentare darüber zu ſchreiben, wird es wohl ſo viel Zeit erübrigen, um andere eben ſo gute Dichtungen zu beachten. Ich glaube, ein deutſcher Schriftſteller hat irgendwo daſſelbe geſagt, wie ich," fügte ſie hinzu.

„Goethe iſt todt!" ſagte der Landsmann. „**De mortuis nil nisi bene!**"

„Ein wahrer und großer Dichter ſtirbt nie!" ſagte Naomi, „uud darum kann man auch von ſeinen Fehlern ſprechen." Mit einem höhniſchen Lächeln betrachtete ſie ihren einſtigen Anbeter.

Man ſprach wieder von Dänemark, von Scandinavien, und höchſt geiſtreich entwickelte Naomi, daß gerade der Norden das Land der Romantik ſei; ſie erzählte von Norwegens melancholiſchen Gebirgen, von den brauſenden Waſſerfällen, welche ſich mit denen des Schweizerlandes meſſen könnten, von den einſamen Sennhütten und den dunklen Tannenwäldern. Sie veranſchaulichte, wie ſchön die däniſchen Inſeln lägen, wie eine blühende Lagune zwiſchen der Oſt- und der Nordſee; ſie erzählte von den alten Liedern, die dort noch tönten, vom Zigeunervolk auf den jütländiſchen Haiden und von den einſamen Grabhügeln auf den duftenden Kleefeldern.

„Ihre Schilderung würde," ſagte der Franzoſe, „ſo ausgedrückt, wie Sie dieſelbe geben, eine Perle für unſere **Revue du Nord** ſein."

Naomi lächelte.

Ein decorirter Herr gab der Converſation eine politiſche Richtung, und Naomi ſprach ihre Anſichten eben ſo kühn über die Sumpfſtadt Petersburg als über die luftigen Zelte der Araber aus; nur vor dem Heros des Zeitalters, Napoleon, beugte ſich ihr ſtolzes Herz.

„Sie haben den prächtigen Vulkan aus der Entfernung erblickt," ſagte der Hofmann, welcher den welterfahrenen Louis Philipp ſchätzte und ihn für den erſten aller Regenten der neuern Zeit erklärte. „Hätten Sie zu denjenigen Müttern Frankreichs gehört, die ihre Söhne durch Napoleon ihrer Heimath entriſſen ſahen, wären Sie Zeuge geweſen, wie ſie an den Daumen ge-

knebelt, wie das Vieh durch das Land getrieben wurden, Sie würden seinen Namen nicht gesegnet haben. Eitel und kalt war er; nicht nur in seinem Aeußern glich er Nero."

„Der Gott, den wir Alle anbeten," sagte Naomi, „scheint auch in seiner Weltregierung Schattenseiten darzubieten, aber ob diese wirklich vorhanden sind? Napoleon war der Cherub mit Feuer und Schwert, er schnitt das neue Zeitalter von dem älteren ab. Wenn die Pflugschaar durch das Feld geht, werden die Wurzeln der Blumen zerschnitten, das Gras wird herausgerissen und der unschuldige Wurm verstümmelt, aber es ist eine Nothwendigkeit, und später wogt gerade das Korn des Segens über der Todesfurche. Millionen haben gewonnen!"

Die Conversation ging in die Politik der Gegenwart ein und Naomi drückte sich immer interessanter aus. Die Spieltische riefen, Karten wurden präsentirt. Naomi spielte mit Leidenschaft und war die personificirte Beredsamkeit; Calembourgs wurden gemacht, Wortspiele wechselten; der Marquise wurde gehuldigt und sie verdiente es. Witz und Lebensglück sprachen sich in ihren dunklen Augen aus.

Es war drei Uhr in der Nacht, als die Lichter im Hotel ausgelöscht wurden. Naomi saß auf ihrem Zimmer im Nachtkleide, den Kopf auf den runden Arm gestützt; ihr langes Haar floß über die Schultern hinab, ihre Wangen brannten; gleich dem Fieberdurstigen stürzte sie ein Glas Wasser hinab.

„Wie mein Blut brennt!“ ſagte ſie zum Kammermädchen, „ich bin müde und kann doch nicht ſchlafen, aber geh Du nur auf Dein Zimmer.“

Sie war allein; ihre Bruſt hob ſich, tief holte ſie Athem.

„Wie bin ich unglücklich, und weshalb ſoll ich leiden? Weshalb ewig in dieſer eingebildeten Qual ſchweben, die mit jedem Jahre wächſt?“ und ſie gedachte des Geſchöpfes der Dämonen in **La Tentation**, jenes Weſens, dem ſie Leben und menſchliche Gefühle gaben, und es kam ihr vor, als ſei ſie ſelbſt mit ihm verwandt. „Ja, Dämonen haben mich zu dieſem Leben berufen. O, daß alles Vergangene in Vernichtung verſänke, wie wir ſelbſt im Tode! Es iſt Krankheit, nichts Anderes; jeder Landsmann iſt mir ein Folterwerkzeug, und mein Henker iſt hier, — möchte ſein Leichnam auf dem Grund der Seine liegen. Ladislaus!“ ſeufzte ſie und ſchwieg plötzlich.

„Ich will mich nicht ſelbſt peinigen, ich will den Duft dieſes falſchen Lebens genießen.“ Sie heftete ihr Auge auf das Portrait des Marquis, welches an der Wand hing. „Er lächelt,“ dachte ſie. „Ja, auch ich will es thun, meine Jugendſünden ſind nicht größer, als die ſeinen, und noch —! vielleicht küßt er in dieſem Augenblick eine blonde Locke, die ein unbedeutendes Haupt trägt. Graſſot hat es mir geſagt. — O, daß ich ihn nicht liebte!“ Sie beugte ihr Haupt, ſaß lange ſtumm, athmete tief; die Lampe brannte ſchwächer. Sie ſchlummerte.

Das Tageslicht ſchien durch die Vorhänge, als ſie aus ihrem unruhigen Schlummer erwachte; nun warf ſie ſich auf das Bett, und Traumbilder ſchwebten über die Schlummernde hin.

XXXVIII.

Elle saigna tout ce sang du coeur qu'on appelle des larmes.

Nouvelles impressions de voyage par Alex. Dumas.

Kennſt Du Tivoli? Nicht die maleriſche Stadt, welche Du aus der Campagna Roms auf den Bergen erblickſt, nein, den Garten in der Pariſer Vorſtadt, zu welchem die Anſchlagzettel, dieſe taubſtummen Sirenen, Dich hinaus zu locken ſuchen. Fiacres, Coucous und Omnibus führen Dich für einige wenige Sous nach dem Eingange, und für Deine drei Francs findeſt Du dort einen Niagara von Luſtigkeit. Muſard's Orcheſter ſpielt Dir Galopaden aus **Gustave** und **la Tentation**, Walzer von Strauß und Quadrillen aus **le philtre**, Robert der Teufel und **Pré aux clercs**. Für deſſelbe Geld ſtehen Dir dort zwei Theater offen, auf dem kleinern erblickſt Du phyſikaliſche Experimente und auf dem größern ein ganzes Vaudeville; die Schlitten fliegen die Rutſchbahn hinab, mehrere tauſend Lampen brennen zwiſchen den grünen Zweigen, und bei dem Ruf: **feu d'ar-**

tifice! folgst Du dem Strome der Menschen nach dem dunkeln Zuschauerplatz, wo bald dreifarbige Raketen die Nacht in Tag verwandeln.

Da hinaus in den klingenden Metallstrom wollen wir!

Siehst Du die niedlichen Damen? Sicher sind sie von hohem Adel, von Geblüt? Ja das Blut, das warme Blut verleiht ihnen diese reiche Tracht, zu ihrer Kaste gehörten Lais und Aspasia, jene weltberühmten Weiber. Die dreifarbigen Lampen warfen einen falschen Regenbogenschein unter die dunkeln Zweige, die Musik ertönte in einiger Entfernung, es war der Gesang der Dämonen in **la Tentation**, und die Töchter des Staubes wirbelten im Tanze mit den Söhnen des Blutes.

Es ist ein eigener Anblick, den man hier genießt, wenn man in das dichte Gebüsch bei Seite tritt und von dort die bunte Erleuchtung betrachtet, die wirbelnden Gestalten und die Schlitten der Rutschbahn hoch von den Gipfeln der Bäume herab; man muß an den nächtlichen Hexensabbath auf dem Brocken denken.

Ob er wohl daran denkt, er, der zwischen den Büschen dicht bei dem dunkeln Schauplatze sitzt, wo das Feuerwerk abgebrannt werden soll? Er hat eben die letzte Rakete festgebunden. Er sitzt im Grase, und die magern, schmalen Hände beben, das Gesicht ist gelblich-bleich, die blauen Ringe unter den kohlschwarzen Augen, die erschlafften Züge zeigen, daß die Seele nur wie eine Fledermaus in den Ruinen eines Körpers spukt.

Er, von dem sich unser Auge gern abwenden möchte,

hat einſt die Töchter der Schönheit erröthen gemacht; dieſe geſchwundenen Formen waren einſt ein Modell für einen Heros, dieſer boshafte Ausdruck im Auge war der Blick des Stolzes. Er, der die große Menge zum Jubeln gebracht hatte, lag hier krank, verachtet, vergeſſen — Raketen an das drehende Rad binden war eine wichtige Arbeit, Sohn des Paria, Ladislaus!

Wenn der Lebensgenuß Deine Nerven abgeſpannt hat, dann klingen ſie mit erſchütternden Melodieen; dieſe waren es, welche ihm ein altes Lied vorſangen, das kommende Geſchlechter wiederholen werden:

„Meine Gedanken wollen nicht in den Raum hinaus, ſie kehren zum Körper zurück, welcher träge und ſchmerzvoll daliegt; er fühlt den naſſen feuchten Thau, der ſich an den Flügel heftet, ſo daß er in Schläfrigkeit verſinkt; er fühlt den erfriſchenden Wind, aber er bringt Todeskälte mit, die geſchwächten Nervenfäden beben, meine Beine zittern, mein Haupt ſchwindelt, es iſt als ob der Wind mir ins Gehirn wehte und dort wie in einem leeren Schneckenhauſe ſauſte. Ich fühle nur Luſt zum Schlafe und dieſer faſelt mit meinem erſchlafften Körper. Der warme Sonnenſtrahl dörrt mich aus. Wandert mein Gedanke einmal hinaus, ſo iſt er gleich einem Kranken an Krücken; die Wieſen können lächeln, die Sonne wärmen, er denkt doch beſtändig an ſeine Krücken!“

Es war ein glänzender, ein luſtiger Abend in Tivoli. Der Reiche gab ſeinen Louisd'or, der Arme ſeinen Sous und die Jugend ein paar von ihren friſchen Roſenblättern

der Geſundheit hin, um einſt zu ſingen, wie der Rabe Ladislaus in der einſamen Hecke ſang.

Du, der Du Europa's große Städte bereiſteſt und in Paris ein Centrum für die Eigenthümlichkeiten aller ſuchteſt, Du wirſt oft Naomi begegnet ſein. Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen gewähren Dir einen Erſatz für die Thiergefechte Spaniens, die daſſelbe Gedränge, daſſelbe Getümmel reichgekleideter Damen darbieten; dort wirſt Du ſie häufig als eine der eifrigſten Zuhörerinnen geſehen haben. Bei Bicêtre, wenn die Verbrecher aneinander gefeſſelt nach den Galeeren abgeführt werden, wirſt Du unter den glänzenden Equipagen, die dort hielten, damit die Herrſchaften dieſes erſchütternde Schauſpiel genießen könnten, die der Marquiſe erkennen. In der einſamen Nacht, wenn nur die rothe Laterne mit der Inſchrift: „**Ici on loge à la nuit,**“ vor einem Fenſter brannte, wenn der tagſcheue Chiffonnier im Kehrichthaufen wühlte, nahm Naomi einen Platz an dem gewürfelten Tiſche ein, wo das Gold klingt und die Leidenſchaften durch den Blick athmen.

Außerhalb Paris ließ Louis Philipp Forts anlegen, um die Stadt zu befeſtigen; aber die Pariſer ſagten, daß dieſe nur errichtet würden, um ſie ſelbſt zu beſchießen. Die Gegenpartei des Bürgerkönigs fing an, ihre Stimme zu erheben. Das Julifeſt näherte ſich, kühne Caricaturbilder mit bedeutungsvollen Hindeutungen auf die Feſttage wurden ausgehängt, der kluge Regent verhielt ſich dabei ruhig und ließ die Gemüther in dergleichen Brandblaſen ſich Luft machen. Man hatte erwartet, zu dieſem Feſte den ägyptiſchen

Obelisken auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten errichtet zu sehen, aber er war noch nicht angelangt, deshalb wurde eine Nachbildung von Holz aufgestellt. Alles ward veranstaltet, um die weltberühmten drei Tage so festlich als möglich zu machen; den Glanzpunkt bildete die Enthüllung der Napoleonsstatue auf der Vendomesäule. Die Gerüste waren schon errichtet und die Handwerker zeigten große Emsigkeit; in der Nacht wurde die Statue aufgewunden; ein blauer Schleier mit silbernen Bienen bedeckte dieselbe bis zum Augenblicke des Festes.

Naomi gehörte zu den Vielen, welche voraussahen, daß an diesen bevorstehenden drei Tagen ein politisches Unwetter losbrechen würde, und sie sehnte sich danach. Nur in den Revolutionstagen, als nicht das Freiheitsphantom, sondern die Freiheitsgöttin selbst das edle französische Volk anführte, hatte sie sich ruhig gefühlt; kühn feuerte sie ihre Pistole aus dem Fenster auf die königlichen Gardisten. Ihre Seelenruhe verlangte nach aufregender Bewegung.

Die drei Tage näherten sich und brachten einzelnen Töchter der gefallenen Helden Freude, eine prächtige Aussteuer. Schon bei Sonnenaufgang erschollen, als Ouvertüre zum Feste, Kanonenschüsse vom **Hôtel de Ville** und vom Hotel der Invaliden. Die dreifarbigen Banner wehten auf dem **pont neuf** und flaggten von allen Kirchthürmen. Das **Hôtel de Ville** sammt dem **pont d'Arcole** waren mit Trophäen und Guirlanden geschmückt.

Schlaflos lauschte Naomi den Schüssen, leidend wie

jene Nacht im Prater, jene Nacht in Rom und, ach! so viele Nächte in dem lebenstrotzenden Paris. Große Summen, im Voraus auf ihre Einkünfte aufgenommen, waren verspielt. Ladislaus und ein Landsmann, der ihre Abstammung kannte, waren hier.

Auf dem Bastilleplatz, bei der **Fontaine des Innocens** und vor dem Louvre waren Traueraltäre errichtet und mit Flor und Fahnen, Immortellenkränzen und berühmten Namen geschmückt; die Trauermusik ertönte und jede Viertelstunde fiel ein Kanonenschuß. Eine seltsame Ruhe lag auf dem sonst so lärmenden Paris. Schritt vor Schritt fuhren die Wagen wie bei einer Trauerprocession, langsam schritten die Fußgänger und warfen ihre Blumensträuße auf die Gräber.

Naomi fuhr im offenen Wagen, die Fußgänger wurden gegen die sich drehenden Räder gedrängt, Einzelne hielten sich deshalb am Wagen selbst fest; Naomi fühlte eine Hand die ihrige berühren, ein kleines Papier wurde ihr zugesteckt. Die Gesichter rings umher waren ihr unbekannt.

Am Abend, während die langen schwarzen Flore von den Häusern wehten, wo Freunde und Verwandte der gefallenen Helden wohnten und die blauen Feuer über den Gräbern brannten, las Naomi den Brief, er war von Ladislaus. Er hatte sie in ihrem Hotel aufsuchen wollen, war aber abgewiesen worden; er verlangte auf das Inständigste eine Unterredung mit ihr und erinnerte sie boshaft an glückliche Minuten.

„Wie Viele fand man im vorigen Jahr in Paris und

in den Vorſtädten ermordet?“ fragte Naomi ihre Kammerjungfer.

„Dreiundzwanzig, glaube ich, wurden ermordet und in die Seine geworfen! Es iſt gräßlich!“

Die Pariſer haben ſüdliches Blut!“ ſagte Naomi. „Iſt Alles ruhig?“

„Alles; aber mir graut vor dem morgenden Feſttag!“

„Mir auch,“ erwiderte Naomi gedankenvoll, und ihr Gedanke war bei Ladislaus.

In „tauſend und einem Tag“ wird eine Art Palmbaum beſchrieben; der reiche Schatz, welcher gewonnen werden ſoll, iſt in der Krone des Baumes verborgen; Jeder kann hinaufklettern, die breiten Blätter biegen ſich, geſchmeidig wie Schilf, nach oben, aber Du ſiehſt zurück, Du willſt wieder hinab, da iſt jedes Blatt ein ungeheures Meſſer, ſcharf und feſt, und dieſe dringen in Deine Glieder ein, wenn Du nicht rein und unſchuldig biſt; dieſes Bild ſchwebte Naomi vor.

„Jede kleine Sünde war ein grünes, duftendes Blatt, welches ſich in meiner Hand bog!“ ſeufzte ſie; „nun ſind ſie Meſſer des Henkers, jetzt wo ich zurückblicke. — O, ich bin krank, wie die alte Gräfin in Dänemark, krank in der Einbildung, und das iſt die peinlichſte Krankheit!“

Es war der zweite Tag des Feſtes. Der eine halbe Meile lange Boulevard diente der Nationalgarde zum Paradeplatz; die grünen Alleen entlang ſtanden die ſtattlichen Reihen, und dahinter in den Häuſern waren alle Fenſter und Balkone, ſowie der Boulevard ſelbſt, mit Menſchen an-

gefüllt; muthwillige Knaben hingen in den Zweigen der Bäume, andere balancirten auf dem ſteinernen Geländer der Springbrunnen. Ueberall war Gedränge, wie in einem der belebteſten **Passages** von Paris.

Louis Philipp, von ſeinen Söhnen und Generalen umringt, zeigte ſich; er reichte ſeinen Bürgern die Hand und begrüßte ſie; ein „**vive le roi!**“ erſcholl; es war mit dem Ruf „**à bas les forts!**“ gemiſcht.

Der blaue Teppich mit den ſilbernen Bienen bedeckte noch die Statue Napoleons auf der hohen Vendome-Säule; Fenſter und Dächer waren mit Menſchen angefüllt. Der König und die erſten Männer des Reiches ſtanden mit entblößten Häuptern vor der Säule; das Zeichen ertönte und der Schleier fiel. „**Vive la mémoire de Napoléon!**“ war der Ausbruch der Bewunderung.

„**Où rouleut les canons, où les légions passent! — — Le peuple est une mer aussi!**“ *)

Naomi's Auge ſank auf die wogende Menge herab, und unter ihrem Fenſter, zwiſchen den aufgeſtellten Tonnen, welche die Beſitzer als köſtliche Plätze vermietheten, ſtand Ladislaus, der abgezehrte, kranke Ladislaus; ſein Auge war auf ſie geheftet; er lächelte, wie der Dämon im Ballet lächelte, breitete ſeine Hand aus und zeigte mit der Fingerſpitze in deren Fläche, als ob er ſchriebe.

Naomi trat von dem Fenſter zurück. Die Revue ſollte mehrere Stunden währen, aber der Glanzmoment war vor-

*) „Ode à la colonne,“ par Victor Hugo.

bei; ſie nahm den Arm des Marquis, und ſie verließen das Haus, aber nur durch das Hintergebäude war es möglich hinaus zu gelangen; ſie ſchlugen dieſen Weg ein. Auf dem Flur ging eine alte Frau an ihnen vorbei, ſie ſteckte dem Marquis ein Billet in die Hand und er verbarg es.

Naomi hatte es geſehen.

Am Abend war ein großes, öffentliches Concert im Tuileriengarten, von fünfhundert Muſikern und dreihundert Trommelſchlägern aufgeführt; auf der Seine fand ein Kampf zwiſchen erleuchteten Schiffen ſtatt; Kirchthürme und Kuppeln glänzten mit Feuerumriſſen in der blauen Luft. Ein prächtiges Feuerwerk wurde abgebrannt.

„Lärmend wie dieſe Töne, auflodernd wie dieſe künſtlichen Lichter iſt das Leben!“ dachte Naomi. „Weshalb denn ſich ſelbſt quälen? Mein Mann iſt ein größerer Sünder als ich bin! — Wegen des Briefs ſoll er mir Rede ſtehen. Ich will, daß er eine Minute meiner Qual erdulde!“

Draußen war Alles nur Jubel, brauſende Töne und blendende Flammen. Naomi ſtand zu Hauſe und blickte über die Seine nach der Kuppel der Invalidenkirche, welche wie die der St. Peterskirche am Oſterabend ſtrahlte. Sie athmete tief.

„Ich zeige Dir das Billet nicht,“ wiederholte ſie vor ſich hin, „es könnte Deine eigene Ruhe ſtören! Das waren ſeine Worte, als ich nach dem Inhalt des Briefes fragte. Wie ich ſah, war er verlegen. Die hübſche Schrift der Blondine durfte die Marquiſe nicht leſen! Alle Män-

ner ſind wie er, nun will ich auch einmal allen Weibern ähneln!“

Das Kammermädchen brachte die feſtliche Ballkleidung; am folgenden Abend war ja Bankett und Ball im **Hôtel de ville**, wo alle Stände, von der Fiſchhändlerin bis zur Königin des Landes, vertreten waren.

„Schön will ich morgen ſein!“ ſagte Naomi, „wende Deine ganze Kunſt an! Meinen reichſten Schmuck, alle meine Perlen mußt Du anzubringen ſuchen! — Das blonde Köpfchen kömmt wohl auch zu dieſem Feſt?“ dachte ſie, „einfach, lieblich und unſchuldig, wie es im Roman ſteht!

Es war der dritte und letzte Feſttag; Naomi und der Marquis fuhren nach den **Champs Elysées**, welche in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum damals noch unvollendeten **arc de l'étoile** mit Menſchen angefüllt waren. In der Stadt Paris ſelbſt war mitten am Tage freies Schauſpiel in allen Theatern der Stadt; die **Champs Elysées** boten Muſik, Schaukeln und Kunſtſtücke, Alles frei, dar. Unter offenem Himmel waren hier zwei Kunſtreitergeſellſchaften mit ihrem Circus; wechſelsweiſe gaben ſie ihre Vorſtellungen. Es waren viele Jahre verfloſſen, ſeitdem Naomi eine Kunſtreitergeſellſchaft geſehen hatte; auch wollte ſie dieſe nicht ſehen; aber der Marquis wünſchte es, er lobte eine hübſche Kunſtreiterin ſehr, die kaum ſechszehn Jahre alt war. Naomi fühlte ſich peinlich geſtimmt; ſie lachte, und neckend deutete ſie auf das heimliche Billet von geſtern hin, indem ſie äußerte: „Ehelente ſollen nichts vor einander verborgen halten, ſelbſt nicht, wenn es eine kleine Sünde wäre!“

Der Marquis sah sie fest an; sie lächelte und fand, daß er verlegen wurde; jetzt hatte ihre Beredsamkeit ihr gewünschtes Thema. Ringsumher war Alles Festlichkeit und Freude; vier Orchester spielten; das gemeine Volk kletterte vergebens an dem glatten **Mât de cocagne** empor. Ein Turnier auf der Seine zog die Aufmerksamkeit der Menge auf sich: Boote manövrirten gegen einander; vorn in einem jeden stand ein blau oder roth gekleideter Seemann mit einer vorn mit einem Knopfe versehenen Lanze, mit dieser stieß er seinen Gegner über Bord; der, welcher in das Wasser fiel, mußte an das Ufer schwimmen, wo die Zuschauer dem Sieger zujubelten.

Naomi's Blick flog unruhig unter der Menge umher, sie hatte keinen Sinn für alle diese Schauspiele; den Marquis dagegen interessirte es sehr, sein Auge folgte jeder Wendung, welche die Boote machten.

„So ruhig und doch die Sünde im Herzen!" dachte Naomi und suchte ringsum nach einer blonden oder vielleicht schwarzen Locke, aber sie erblickte keine.

Beim Mittagstisch trank Naomi auf die Gesundheit der Blondinen und lachte dazu.

Die Toilette wartete. Die Paradiesvogelfeder wehte in dem glänzenden Turban, Edelsteine funkelten an der schwellenden Brust; sie betrachtete sich mit einem stolzen Lächeln im Spiegel.

Da wurde an die Thür geklopft. Das Kammermädchen nahm einen Brief für Naomi in Empfang, er war vom Herrn Marquis. Nur zwei Zeilen standen darin,

nur Naomi's eigene Worte vom Vormittage: „Eheleute sollen nichts vor einander verborgen halten, selbst nicht, wenn es eine kleine Sünde wäre.“ Eingeschlossen lag ein Billet, gerade dasselbe, welches sie den Marquis hatte verbergen sehen; es war von Ladislaus. Alles stand darin, vom ersten Kuß bis zum Peitschenschlag; boshaft enthüllte er jedes Mysterium. „Das geschieht aus Rache,“ schrieb er selbst, „sie hat mich von ihrer Thür gewiesen; sie ist glücklich, ich bin elend, wie man es nennt. Beim Sacrament des Himmels, jedes Wort ist Wahrheit!“

Naomi's Lippen erbleichten. „Jetzt muß Alles brechen!“ dachte sie.

„Der Wagen hält vor der Thür,“ wurde gemeldet, „der Herr Marquis wartet.“

Sie war nahe daran umzusinken. Der Atlas rauschte, die Diamanten funkelten; — der Marquis führte sie an den Wagen; zwei Herren, Freunde des Hauses, fuhren mit; die Conversation war allgemein, der Herr Marquis nahm lebhaften Antheil daran.

Die Straßen hallten vom Jubel wieder; alle Thürme und Kuppeln waren, wie am vorhergehenden Abend, illuminirt. Der Wagen hielt am **Hôtel de ville** und man stieg aus. Die Treppen waren mit bunten Teppichen und duftenden Blumen geschmückt. Beide Tanzsäle in der zweiten Etage waren über den Hof durch einen hängenden Garten verbunden, welcher mit Orangenbäumen und bunten Laternen verziert war; in der Mitte sprudelte ein Springbrunnen mit **eau de Cologne**. Im ersten Saale, wo der

königliche Thron errichtet war, erhoben sich auf beiden Seiten Terrassen mit Tabourets, die eine Reihe höher als die andere; hier saßen die Damen, festlich gekleidet, aus allen Ständen, die Bürgersfrau, wie die Gemahlin des Pairs, es war ein bunter Anblick, ein aufwärtssteigendes Blumenbeet. Die Musik brauste von dem reichbesetzten Orchester; auf dem Fußboden selbst herrschte das größte Gedränge, und ringsherum glänzten Lorgnetten, um die Schönen zu beschauen. Zwar konnte Naomi nicht mehr zu der Jugend gezählt werden, dessenungeachtet besaß sie eine Schönheitsfülle, welche, im Verein mit dem geschmackvollen Putz, sie zum Gegenstande der Bewunderung und Huldigung für Jung und Alt machte, und sie lächelte glücklich, blendend in ihrer Pracht, wie der zappelnde Schmetterling an der Nadel.

Die breiten Flügelthüren öffneten sich. Der König, die Königin und ihre Kinder traten herein; in dem dichten Gewühl war es ihnen nur möglich sich einzeln dem Throne zu nähern. Die Musik spielte eine Galopade aus der Oper Gustav, gerade diejenige, in welcher der König von Schweden erschossen wird. Es war gewiß zufällig, daß gerade diese gespielt wurde; man sah die Wirkung davon in dem ängstlichen Blick der Königin; ihre leidenden Züge sprachen die ewige Angst für Mann und Kinder aus, in der sie lebte. Viele der nächsten Zuschauer begriffen, was sie litt, sie, geschmückt mit Edelsteinen und mit der wehenden Feder des Paradiesvogels; Naomi trug fast denselben Staat, diese lächelnde lebensfrohe Schöne,

wie man ſie nannte, und Jeder wünſchte die edle Künigin ſo glücklich als dieſe.

Es war zwei Uhr in der Nacht, als man zum Abendtiſch gerufen wurde; der Marquis und Naomi fuhren fort. Noch war es lebhaft auf der Straße; die Illumination währte fort.

„Du haſt mir einen Brief geſandt," ſagte ſie, „jedes Wort darin iſt Wahrheit; was iſt jetzt Dein Beſchluß?"

„Ihn Dir jedesmal vorzuleſen, wenn Du zwiſchen mich und meine Freuden trittſt, die jeder Ehemann in Paris kennt. Küſſe ich eine blonde Locke, dann denke an den Brief; übrigens werde ich dafür ſorgen, daß kein Scandal vorfällt! — Im künftigen Sommer beſuchen wir den Norden; ich will das duftende Grün ſehen, wovon Du und Deine Landsleute ſo oft mit mir geſprochen haben. Es kann eine intereſſante Reiſe für uns Beide werden, denke ich, aber nimm den Brief mit, es wäre möglich, daß wir ihn gebrauchten."

XXXIX.

O, dies Leben iſt eine ewige Erfahrung. — Und wofür? Nicht vielleicht für eine Täuſchung? Eine Dornenkrone für einen Glauben, der vielleicht falſch berechnet iſt? Wenn nun Alles, was ihr dachtet, ihr blaſſen Männer, die grauſame Laune eines Traumes wäre? — O vergebt mir dieſen grauſamen Zweifel!

Gutzkow's Oeffentliche Charaktere.

Der Storch, der ſitzt auf des Bauern Dach;
Er blickt auf Feld und Wieſen.
Es wird ein gar herrlicher Frühlingstag;
Jetzt kommt die Zeit, die längſt ich erſehnt und geprieſen.

P. S. Ingemann.

In Dänemark auf dem Gute des Grafen ſaß die alte Gräfin mit Medicinflaſchen und Pulvern, dem Sterben noch eben ſo nahe, als vor zwölf Jahren. „Sie iſt zähe!“ ſagten die Leute, „die Apotheke kann ſie nicht allein todt machen!“ — Die Dorfkirche hatte einen neuen Thurm erhalten und das Schulhaus war neu aufgebaut; die blendend weißen Gardinen hinter den hellen Glasſcheiben nahmen ſich gut aus. Zwei kleine Knaben ſpielten vor der Thür; die trockenen Stäbchen, welche ſie in die Erde geſteckt hatten, waren für ſie ein völlig blühender Garten. In der Thür ſaß eine Frau von einigen und dreißig Jahren, das Nähzeug lag auf dem Schooße, mit liebevollem Blick nickte ſie den Knaben zu, wenn dieſe ſie um etwas befragten, und Stille winkend erhob ſie die Hand, denn der Vater las ihr die Zeitung vor. Es waren Lucie und ihr Mann.

„Es iſt ja wohl Sonntag morgen?“ fragte der jüngſte Knabe, der mit ſeinen lebhaften braunen Augen und ſchönen Geſichtsformen gerade dazu beitrug, des älteren Bruders Mangel an Schönheit hervorzuheben.

„Morgen iſt Sonntag, dann kommt der Geiger mit Weißbrot oder Bildern, er war vorigen Sonntag nicht hier.“

„Ja, morgen kommt Chriſtian,“ ſagte der Mann und legte die Zeitung hin, „er könnte jeden Sonntag kommen, hier den Prediger hören und nicht in die Verſammlung gehen. Herr Patermann ſprach neulich mit mir davon. Die Obrigkeit verbietet dergleichen fromme Zuſammenkünfte. Bei Peter Hanſen verſammeln ſie ſich, und mitunter lieſt Chriſtian aus der Bibel vor. Das iſt ein Unweſen! Man ſagt, ſie hätten in einem Topfe einen jungen Hund, den ſie küßten, um ihre Demuth zu zeigen!“

„Das iſt Bosheit!“ ſagte Lucie. „Chriſtian geht dahin, mithin weiß ich, daß ſolche Thorheit nicht ſtattfinden kann. Wären wir nur Alle ſo gute Chriſten, wie er iſt! Ich habe mit ihm darüber geſprochen, und er beichtete mir und ſagte, daß er ſeine beſte Erbauung in der Bibel und in der Vereinigung mit frommen Menſchen finde. Befand ſich ein Judas unter den zwölf Jüngern, wie ſollten denn nicht in einer kleinen chriſtlichen Verſammlung Mehrere ſeiner Art ſein, welche Veranlaſſung zur böſen Nachrede geben könnten? Es iſt beſſer, zu viel, als zu wenig zu glauben; derjenige, dem es in der Welt recht widerwärtig geht, kann leicht ausſchweifen, und es iſt am Glücklichſten, in der Bibel und in Gottes Wort auszuſchweifen.“

„Was für Widerwärtigkeit hat Christian gehabt?“ fragte der Mann. „Er war ja ein armer Knabe, gegen den Dein Oheim wie ein Vater gehandelt hat. Daß er es ein wenig ärmlich in Kopenhagen hatte, das hat er mit vielen Menschen gemein, und daß er die Mutter zu sich nahm, war unbedachtsam von Beiden gehandelt. Dein Oheim hat mir erzählt, in welcher Noth und Armuth er sie fand, aber das ist ja nun vorbei; er brachte sie herüber, und bei jedem Feste muß Christian spielen; wer etwas Ordentliches in der Welt versteht, dem kann es nicht schlecht gehen. Auf jedem Gute muß er die Musik leiten, bei jeder Hochzeit wollen sie ihn haben. Er hat hier sein gutes Auskommen.“

„Aber es kommt in dieser Welt nicht so viel darauf an, wie wir es um uns, sondern wie wir es in uns haben,“ sagte Lucie. — „Er setzte das Glück der Welt darein, sich einen Namen zu erwerben, sich recht in der Welt herumzutummeln, allein er hatte Niemanden, der ihm forthelfen konnte, und das gehört gewiß dazu; er trachtete nicht danach, ein Geiger auf dem Lande zu werden. Aber ich glaube, es ist Ruhe in sein Gemüth gekommen. Als die Hoffnung der Welt von ihm wich, griff er nach der himmlischen.“

„Ja, aber mit denselben blinden Vorstellungen,“ sagte der Mann. „Er sollte sich verheirathen, das könnte wohlthätig für ihn sein; ein Junggeselle ist eine traurige Person. Eine gute Frau, wie Du, Lucie, würde einen froheren Menschen aus ihm machen, denn recht glücklich ist er doch

ſicher nicht, wenigſtens iſt er zuweilen in einer Stimmung, die Keinem zuträglich iſt. Einſt hatte ich etwas wider ihn, weil ich glaubte, er habe Dich lieb. Peter Wik hätte das gern geſehen. Er hat gewünſcht, daß ihr Beide ein Paar würdet."

„Chriſtians Gedanken ſind in dieſer Sache immer weit von mir geweſen," ſagte Lucie. „Schon als Knabe liebte er die kleine Naomi, und zu dem erwachſenen Fräulein ſtand nur ſein Sinn. Aber ſie paßten in keiner Weiſe für einander; ſie war ſchön, und das war es, was ihn bethörte. Ich erzählte ihm das Gerücht, welches umlief und auch gewiß richtig war, daß ſie mit einem Kunſtreiter davongelaufen ſei. Das machte einen ſo gräßlichen Eindruck auf ihn, daß ich ſeit der Zeit nie ihren Namen vor ihm genannt habe; er hat ſeitdem auch nie von ihr geſprochen, aber er denkt immer noch an ſie, davon bin ich überzeugt."

„Aber jetzt ſagt man ja von ihr," ſagte der Mann, „daß ſie eine vornehme Dame in Frankreich ſei. Ich habe es auf dem Gute ſelbſt gehört; ſie ſagen, daß ſie im nächſten Sommer zum Beſuch herkommen werde. So iſt das alte Gerücht doch falſch geweſen, oder der Kunſtreiter gehörte vielleicht zu einer der emigrirten Familien, die während der Revolution auswanderten und wieder zu Glanz und Herrlichkeit gelangt ſind; das könnte wohl ſein, auf dieſe Weiſe kommt doch Sinn und Verbindung in beide Gerüchte."—

Es war Sonntag. Chriſtian kam, der Geiger, wie er genannt wurde, und er küßte die Kinder, beſonders das

jüngſte, das ſchönſte, mit den dunkelbraunen Augen. Das Aeußere iſt das, was uns ergreift, das fühlte er ſelbſt; „ja, wäre ich ſchön wie Du geweſen," dachte er, „ dann würde Alles anders geweſen ſein; ſelbſt der Edelſte, der Beſte huldigt dem Schönen. O, welche Gottesgabe, welche Quelle der Zufriedenheit liegt nicht in der Schönheit! Für ſie iſt die Welt ein Eden der Liebe. Jeder begegnet der Schönheit mit dem Lächeln auf der Lippe, man ſammelt ſich um dieſelbe. Das Antlitz hier nimmt ein: der Mann muß vortrefflich ſein, das Geſicht kann nicht betrügen; hier iſt Geiſt, hier iſt Seele! O, Schönheit iſt auf der Erde eine glücklichere Gabe, als Genie und Geiſteskraft!" und er küßte das ſchönſte von Luciens Kindern; es bekam das ſchönſte Bild und das größte Stück Kuchen.

„Sollſt Du uns nicht von Deinem Storch grüßen?" fragte der kleinſte der Knaben.

„Ja, recht viele Mal," erwiderte er. „Jetzt iſt er friſch und ſtark und kann gewiß mit den andern um die Wette fliegen, deshalb fürchte ich, daß er mir davonfliegen wird, wenn die andern abziehen. Störche und Schwalben ſind gute Thiere, deshalb dürfen ſie nach warmen Ländern fliegen, wenn die Kibitze und Sperlinge frieren. Habe ich Dir die Geſchichte vom Storch und von der Schwalbe erzählt? Es war am ſtillen Freitag, als der Herr Chriſtus am Kreuze hing und drei Vögel über ihn weg flogen; der Kibitz ſchrie: „peinigt ihn, peinigt ihn!" deshalb ſchreit er es noch jetzt; aber der zweite Vogel rief: „ labe ihn, labe ihn!" der Storch rief: „ſtärke ihn, ſtärke ihn!" deshalb iſt Glück

und Segen bei dieſen Vögeln, darum haben ſie Frieden und kein guter Menſch thut ihnen etwas zu Leide!“ Während er erzählte, weilten ſeine Gedanken ſelbſt bei dem Storche, der mit ſeinen Erinnerungen wunderbar verwebt war: der Storch auf dem Dache des Juden, der Storch auf der Wieſe, welcher ihn in die Welt hinaus lockte, und jetzt der Storch, das einzige lebende Geſchöpf, welches er daheim in ſeiner Einſamkeit um ſich hatte. Im vorigen Jahre, als die Störche fortzogen, hörte er eines Abends einen eigenthümlichen Laut im Schornſtein, es war ein Storch, der herabgefallen war und im Fallen das Bein gebrochen hatte; er verband es, ſo gut er konnte, pflegte ihn und im Laufe des Winters wurden ſie mit einander vertraut, ſo daß jetzt, als die andern Störche zurückkehrten, dieſer ihn nicht verließ, ſondern von dem Felde durch die offene Thür jeden Abend zum Holzſchuppen herein hüpfte, wo er ſein Neſt hatte. Luciens Kinder klammerten ſich an Chriſtian an und ſprangen mit ihm auf der Wieſe umher, wo er ihnen aus Schilf Grenadiermützen machte. Eine Mütze, ſagte er, ſollte auch die Mutter haben; an dieſer bog er die Spitze um und füllte ſie dann mit hübſchen Feldblumen; es war ein ſehr artiges Füllhorn, deshalb hing Lucie es über dem Spiegel auf.

Der Mittagstiſch war gedeckt, das Tiſchtuch blendend weiß, und heute gab es etwas Beſonderes, das wußten die Kinder; jeden zweiten Sonntag, wenn der Geiger ſie beſuchte, hatte die Mutter immer etwas, wie ſie es ſonſt nicht bekamen. Er ſollte doch nur jeden Sonntag kommen,

meinten ſie, es wären ja nur zwei Meilen, die er zu gehen hätte.

Er war ein Kind mit den Kindern und hörte wie ein geduldiges Kind auf die Neckereien des Schulmeiſters, in denen ein Stachel der Wahrheit lag.

„Du wirſt ein reicher Mann werden!“ ſagte er. „Du mußt Geld zurücklegen können! Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei; nimm Dir eine Frau, wer ſoll ſonſt haben, was Du in der Kiſte birgſt? Doch wohl nicht die Verſammlung, die uns den Katholicismus in das Land bringen will?“ Und nun war der Mann in ſeinem Elemente, gegen den Papſt und die Geiſtlichkeit dieſer Religionsſecte zu eifern.

„Der Katholicismus hat viel Gutes gewirkt!“ ſagte Chriſtian. „Dieſe Saat hat jetzt ihre Frucht getragen, uns Nahrung und Stärke gebracht; in einer barbariſchen Zeit wachte ſie allein über Wiſſenſchaft und Kunſt, ſie gebar den ſchönen Gedanken von einer großen Menſchengeſellſchaft, ſie erhob das Geiſtige über die rohe Kraft!“

„Aber jetzt iſt ſie ausgeartet,“ ſagte der Schullehrer, „ſie iſt zum Unterdrücker des Geiſtes und der Freiheit geworden!“

„Ich glaube,“ erwiderte Chriſtian, „daß wir denſelben als ein Treibhaus betrachten müſſen, welches im Winterwetter des Mittelalters ein Segen war. In den Klöſtern ſchoſſen die Wiſſenſchaften üppig empor und waren gegen die rohe Kraft geſichert, welche außerhalb hauſte; ſie entwickelten ſich für eine kommende Sommerzeit. Und das iſt die, in der wir jetzt leben: den Geiſt und die Freiheit hat

nun der Sonnenſchein im Freien erwärmt; Alles grünt und treibt jetzt hier weit beſſer, als in dem katholiſchen Treibhauſe; die Wärme dort, das fühlen wir, iſt künſtlich, da iſt es ſchwül und das Grüne iſt krankhaft grün. Wir haben es beſſer im Freien, hier iſt Alles fortgeſchritten; drinnen iſt es dagegen wie früher, ja es giebt ſogar weniger edle Bäume, da dieſe ihren Platz draußen im Sonnenſchein erhalten haben."

„Zankt Ihr Euch ſchon wieder?" ſagte Lucie halb im Scherz.

„Er hält es mit den Katholiſchen!" ſagte der Mann. „Es iſt kein Auskommen mit ihm."

„Ich will nur den Mantel der Liebe über alle Glaubensſecten ausgebreitet wiſſen!" ſagte Chriſtian. „Ich werde Euch einmal ein katholiſches Lied mitbringen, welches ich von einen Italiener erhalten habe, es wird zu Oſtern dort von den Bauern auf den Bergen geſungen. Darin iſt eben ſo wahres Chriſtenthum enthalten, wie in unſern alten Pſalmen."

Die Sonne war untergegangen und die Kinder zu Bette, bevor Chriſtian ſich auf den Rückweg nach ſeiner zwei Meilen entfernten, einſamen Wohnung machte. Es war einer der ſchönen Mondſchein-Abende, die der Maler ergreift und auf die Leinwand feſſelt und die der Dichter einathmet, ſo daß durch ſie ſeine Lieder ſchöner und ergreifender werden. Auch auf Chriſtian wirkte der Schönheitsduft dieſes Abends ein; es war einer der Augenblicke, in denen er gleichſam fühlte, daß er einen großen geiſtigen Schatz in ſich verborgen trage, und daß er nur auf die günſtige Mitternachtsſtunde zu warten

brauche, um ihn zu heben; doch plötzlich erloſch wieder Alles und nur die Hoffnung blieb ihm, daß in einer andern, in der Welt der Geiſter die Stunde kommen würde. Er hatte noch nicht den halben Weg zurückgelegt, und ſchon wieder war er nicht mehr ſtill und froh, wie die ſchöne Natur es haben wollte. Glücklich mußte er ja doch ſein; kein Herz hatte ſich mit ungetheilter Liebe an ihn angeklammert und ſich darauf treulos abgeriſſen. Man war ihm gut, ſorgenfrei konnte er dem morgenden Tage entgegenſehen! — Er war kein Geſchöpf, welches durch einen mächtigen Herrn emporgehoben worden und jetzt aus Dankbarkeit dieſes auf ſich Herabblicken erdulden mußte, der Arme, welcher nur durch deſſen Allmacht war, was er war. Er ſah ja auch nicht täglich die, welche er liebte, von einem Andern geküßt, von einem Andern träumend, während ſie doch gegen ihn ſanft und gut war! Er brauchte nicht dazu zu lächeln, um ſein Leiden zu verbergen. Sein Leben bot durchaus keine großen, erſchütternden Unglücksfälle; der Prediger konnte an ſeinem Grabe ſagen: „ſtill und glücklich glitten ſeine Tage dahin! keine Gewitterwolke zog ſchwer und glänzend über ſein Haupt hin!“ nein:, es war gleichmäßig grau, immer grau, und wenn man unverwandt darauf hinſah, ſo konnte man ſich einbilden, daß es blau ſei.

Es war Niemand daheim, der ihm ein Willkommen bieten konnte! Einſam war es, er hatte es einſam, wie alle Andere es in ihrem Grabe haben werden. Er zündete ſein Licht an, wirthſchaftete herum, ſchloß die innern Fenſterläden und öffnete dann die Kammer des Storchs; dieſer

ſchlief. Jetzt machte er die große blauangeſtrichene Kiſte auf; in einem kleinen Behälter derſelben lagen zwei ſchwere Beutel; er ſchüttete ſie ſacht auf den Tiſch aus, zählte die blanken Silberſtücke, packte ſie in Tüten und lächelte, wie er Luciens Kinder angelächelt hatte.

„So viel habe ich ſchon!“ dachte er. „Welcher Schatz! Der iſt für ſie! Ja, in ihrer größten Noth wird ſie zurückkehren; die Andern werden ſie dann nicht kennen wollen, aber ich will ihr ein Bruder ſein; ſie ſoll nicht mehr leiden!“ und er lächelte wieder, denn er dachte an Naomi.

Der leichte Jugendſinn hatte ſie in die Welt hinausgeriſſen; das konnte nie gut enden. Einſt mußte ſie ſicher arm und krank mit einer herumwandernden Truppe zurückkommen. Das hatte er geträumt, und das war ſein feſter Glaube. Wie oft war er nach der Schenke oder nach dem nächſten Dorf gegangen, wenn er hörte, daß eine herumwandernde Gauklertruppe da ſei; er ſuchte Naomi; für ſie ſammelte er ja das blanke Silber.

Die Bibel, die Geige und der Storch waren ſeine drei Freunde. Das Thier hüpfte aus dem Garten in die Stube, flog wieder nach dem Gebüſch jenſeits der Wieſe, kehrte aber immer zurück.

„Ob Du wohl bei mir überwintern wirſt?“ ſagte Chriſtian, „ob Du nicht mit Deinem Geſchlechte nach den warmen Ländern fliegen wirſt? — O fliege! Wer gleich Dir fliegen könnte! Ich habe auch einmal daran gedacht, weit fort zu ziehen, aber ich bin hier geblieben, ich komme nie

hinaus! — — Du bekommſt ſie vielleicht zu ſehen! — Du fliegſt vielleicht über meines Vaters Grab!" und er nahm ein rothes Band, ſchrieb darauf; „Gruß aus Dänemark!" band daſſelbe um das Bein des Storches und ſagte: „fliege jetzt nur mit den andern, aber komm zum Frühjahr wieder! — Nun ſind dreizehn Jahre verſtrichen, ſeitdem ich ſie ſah. Sie hat ſich gewiß ſehr verändert! In meinen Gedanken iſt ſie noch ſo jung und ſchön, mit dem ſtolzen Blick! — O, wäre ich ſchön geweſen, wie der Kunſtreiter es war!" und ſeine Gedanken flogen weit in die Welt hinaus.

Wie oft erblicken wir nicht Kinder, Knaben ſowohl als Mädchen, welche in ihren Kinderjahren faſt häßlich ſind; einige Jahre vergehen, Züge und Formen entwickeln ſich, wir ſehen Schönheit, wo wir zuvor keine fanden, und müſſen ſie deshalb lieben. So wird nach dem Tode, in dem neuen Leben, der, welcher uns hier durch ſein Aeußeres abſtieß, uns gewinnen, von uns geliebt werden, indem gerade jene harten Formen ſich zu Schönheitszügen entwickelt haben werden. Unſere Menſchenlarve iſt ja doch nur eine Kleidung; der zerlumpte Bettler kann ebenſo ſchön wie der Adelige ſein, wenn die Tracht der Armuth wegfällt. Das waren Chriſtians ſtille Träume. — —

Es war September, die Prachtzeit der däniſchen Natur; da träumte er von Naomi einen ſeltſamen Traum, der ſtand ihm ſo klar vor den Augen, indem er plötzlich erwachte, aber am Morgen war die Erinnerung völlig erloſchen, nur ſo viel war ihm deutlich, daß ſie ihr Haupt

an ſeine Bruſt gelehnt und geſagt hatte: „Ich ſterbe, begrabe mich in Deinem kleinen Blumengarten.“

Der Traum verſetzte ihn in eine wunderbare Stimmung; er las einen Pſalm und ſuchte die Worte des Troſtes in der Bibel.

Als er am Nachmittage durch das Dorf ging, hörte er vor ſich eine Trompete, ein luſtiges Rufen und das Geſchrei der Bauerknaben ertönen. Hinter der Hecke eines der kleinen Gärten ſtanden einige alte Frauen und ſahen den Weg hinab.

„Was iſt das?“ fragte er.

„Komödianten, welche Kunſtſtücke in der Schenke machen wollen.“

Und nun erblickte er einen Mann in der Tracht des Bajazzo, aber ärmlich und ſchmutzig; er ritt auf einem elenden Pferde und hatte ein kleines Mädchen mit hübſchen dunkeln Augen vor ſich, das ein Tambourin in der Hand hielt. Der Mann rief aus, daß die prächtigſte Komödie mit beweglichen Figuren dieſen Nachmittag in der Schenke dargeſtellt werden würde, wo außerdem verſchiedene höchſt wunderbare Kunſtſtücke, die doch alle natürlich zugingen, gegeben werden würden. Der Mann hatte das Geſicht weiß angemalt und ſchnitt gräßliche Grimaſſen; das kleine Mädchen ſah kränklich aus und ſchlug jedesmal auf das Tambourin, wenn der Vater in die Trompete ſtieß.

Chriſtian gedachte ſeines Traumes, dachte an Naomi: ob das ihr Mann, ihr Kind war? Er ging nach der Schenke.

Draußen im Hofe ſtand der mit einem Verdeck ver-

ſehene Wagen, auf demſelben lag ein altes Bett und dergleichen mehr. Im Seitengebäude war das ärmliche Theater errichtet, die Puppen hingen und lagen durcheinander, in zerlumpter, ſchmutziger Pracht. Eine corpulente, dunkelfarbige Frau im bloßen Kopfe, mit theils ſchwarzen, theils grauen Haaren, ſaß mit einem kleinen Knaben auf dem Schooß da; ihre Kleider hingen loſe und unordentlich um ſie herum, ſie gab dem Kinde zu eſſen; eine Frau, etwas jünger als ſie, nähete einen Papierſtern auf die Bruſt einer Holzpuppe. Chriſtian ſprach mit ihnen; ſeine Stimme bebte, aber er ſah, daß keine von dieſen Naomi ſei.

Wie oft war er nicht ſo getäuſcht worden, und doch fühlte er ſich froh darüber. Der Anblick dieſer Menſchen, die Erinnerung an ſeinen Traum bewegte ihn tief.

Als er nach Hauſe kam, vermißte er den Storch. „Er kömmt wohl noch!“ dachte er und ließ deshalb die Thür zum Holzſchuppen offen ſtehen. „Wer weiß, vielleicht ſchwebt er ſchon mit den andern über das Meer! Das Laub färbt ſich dunkel!“

Er ſchlief unruhig in dieſer Nacht; bei Sonnenaufgang war er ſchon in den Kleidern und eilte hinaus in ſeinen kleinen Garten, wo ihm Naomi im Traum geſagt hatte, daß er ſie begraben ſolle; plötzlich hörte er einen einſamen Laut von der Wieſe her, und er ſah Hunderte von Störchen durcheinander wirbeln. Sie erprobten ihre Kräfte, wie der Landmann ſagt. Er gewahrte, wie einzelne von den andern überwältigt und mit dem ſtarken Schnabel getödtet wurden. Mit lautem Geklapper ſtieg der große Schwarm hoch in die Lüfte und verſchwand.

Er ging auf die Wieſe hinaus; da lagen ſieben todte Störche, ihre abgeriſſenen Federn flogen noch über das Gras hin.

„Die Natur verlieh euch keine Kräfte, und deshalb mußtet ihr ſterben, arme Thiere! Ihr durftet nicht mit nach den warmen Ländern ziehen!“ ſagte er und bog ſich hinab; da lag einer mit einem rothen Band um das Bein. Er nahm ihn in ſeine Arme, er war noch warm; das Blut befleckte die weißen Federn, der lange Hals hing herab; es war ſein Storch; er drückte ihn an ſeine Bruſt.

„So geht mein Traum in Erfüllung! Dich und nicht ſie halte ich todt in meinen Armen!“ und er küßte den todten Vogel, zog eine weiße und eine ſchwarze Feder aus dem Flügel, befeſtigte ſie über dem Spiegel, grub ein Grab, fütterte es mit grünen Blättern aus und legte den Storch hinein. Der Roſenſtrauch ſtand mit gelbgrünen Hagebutten über dem Grabe des Vogels.

„Nun bin ich wieder allein. Du kehrſt nicht mit dem Frühlinge zu mir zurück. Todt; Alles ſtirbt! Alles müſſen wir verlieren. — Weshalb ergreifen wir nicht die Minute, warum wollen wir nicht glücklich ſein? Ich will den letzten Sonnenſchein dieſes Jahres recht einſchlürfen, ich will mich über den klaren Froſtwinter und über den wiederkehrenden Frühling freuen.“

— — Aber der Winter brachte nur naſſes Wetter, Schnee und trübe Tage; der Wald bot nur triefend naſſe Baumſtämme, die ſchwarzen Zweige ſchienen im Nebel wie in ein Spinnengewebe gehüllt zu ſein; ja die ganze Natur

war in einer Verpuppung, die erſt nach Verlauf von Monaten vor den Sonnenſtrahlen platzen konnte.

Chriſtian kränkelte, doch war er jeden zweiten Sonntag ein ſicherer und willkommener Gaſt bei Lucien, aber nur jeden zweiten Sonntag, deshalb überraſchte es ſie, ihn an einem Wochentage zu erblicken, und er ſah bleicher als gewöhnlich aus.

„Es geht gut mit mir!“ ſagte er, „aber ich hatte nicht viel zu thun, und ich ſehnte mich nach den Kindern, deshalb komme ich.“

Uebrigens hatte er eine Neuigkeit erfahren, mit dieſer rückte er aber erſt ſpäter heraus. Der Gärtner auf dem Gute hatte ihm erzählt, daß man im Frühjahr hier Fremde erwarte: einen vornehmen franzöſiſchen Herrn mit ſeiner Gemahlin, und daß dieſes gerade Naomi ſei; ſeit vielen Jahren ſei ſie mit ihm verheirathet und ſei ſehr reich und vornehm. Die Thränen ſtanden Chriſtian in den Augen. „Nein, mir iſt doch nicht wohl,“ ſagte er, „Alles regt mich gleich ſo auf.“

Lucie drückte ſeine Hand.

Wie einſam war es nicht jetzt in ſeiner Behauſung! Wie oft hatte er nicht ſeinen Schatz bei dem Gedanken an Naomi gezählt; jetzt wurde der Behälter nie geöffnet, das Silber nie mehr hervorgenommen.

Der Winter war ſo lang, ſo trübe — aber es war ein guter Winter für die Armen, ſagte man, denn es fror nicht ſtark, aber Regen gab es und grau, immer grau war der Himmel; es war ein Herbſt, welcher weit in das Frühjahr hinein reichte.

Es war in der Mitte des Mai, am erſten ſchönen

ſonnigen Tage; Luciens Kinder ſtanden betrübt am Bette, in welchem Chriſtian krank lag, ihre Mutter pflegte ihn.

„Habe Dank für alle Deine Liebe, Lucie," ſagte er, „es iſt doch ſchön in dieſer Welt, und die Menſchen ſind gut; — ich erinnere mich deſſen wohl, was Du mir vor vielen Jahren ſagteſt: Gottes gewöhnliche Gaben an uns Menſchen ſind ſo groß, daß es eine Sünde iſt, ſich mehr zu wünſchen, — Der, welcher hoch ſteht, iſt gerade dem ſcharfen Winde ausgeſetzt, wir tiefer ſtehenden nicht. Entſinnſt Du Dich nicht des ſchönen Geſanges: „Die Roſen ſie blühn und verwehen, wir werden das Chriſtkindlein ſehen." Der ausgezeichnete Mann ſteht im Strahlenglanz, aber die Strahlen verzehren ihn. Wir könnten ihn beneiden, daß er eine größere Empfänglichkeit für Alles um ſich her erhielt, aber dadurch fühlt er auch mehr als wir das Zerſtörende. Er giebt mit ſeiner warmen Seele, was wir mit einer kälteren empfangen, er ladet uns als Gäſte zu der Mahlzeit ein, die er ausrichtet, und wir kommen wie die böſen Vögel, von denen ich geleſen habe, die Harpyen, wir kommen, um zu beſudeln." Unbewußt tadelte er jetzt eine ganze Menſchheit, die er einige Minuten zuvor gut und liebreich genannt hatte.

„Unſere Gedanken ſind eitel, unſere That iſt nichts!" ſagte er. „Was wir groß und unſterblich nennen, ſteht einſt vor einem andern Geſchlecht nur als Kohlen-Inſchrift auf den Wänden der Gefängniſſe; Neugierige beſuchen ſie und beſchauen es. — Gieb den Kindern meine Bibel, wenn ich todt bin; in der liegt der Schlüſſel zu einem Schatz,

den weder Motten, noch Roſt verzehren. — Ich werde Naomi ſehen, bevor ich ſterbe," ſagte er mit einem verklärten Blick, „ja ich werde ſie erblicken, das fühle ich."

„Sprich nicht vom Sterben!" ſagte Lucie. „Du ſtirbſt noch nicht; wir werden noch manches Jahr mit einander leben."

—— Die Schwalbe war zurückgekehrt; der Storch ſaß wieder in ſeinem Neſte; der Däne fühlte ſich ſtolz auf ſeine grünen Wälder, da faltete Lucie die Hände des Todten, ſchloß deſſen Augen und zeigte den Kindern zum letzten Mal den lieben Chriſtian, und die Kleinen weinten.

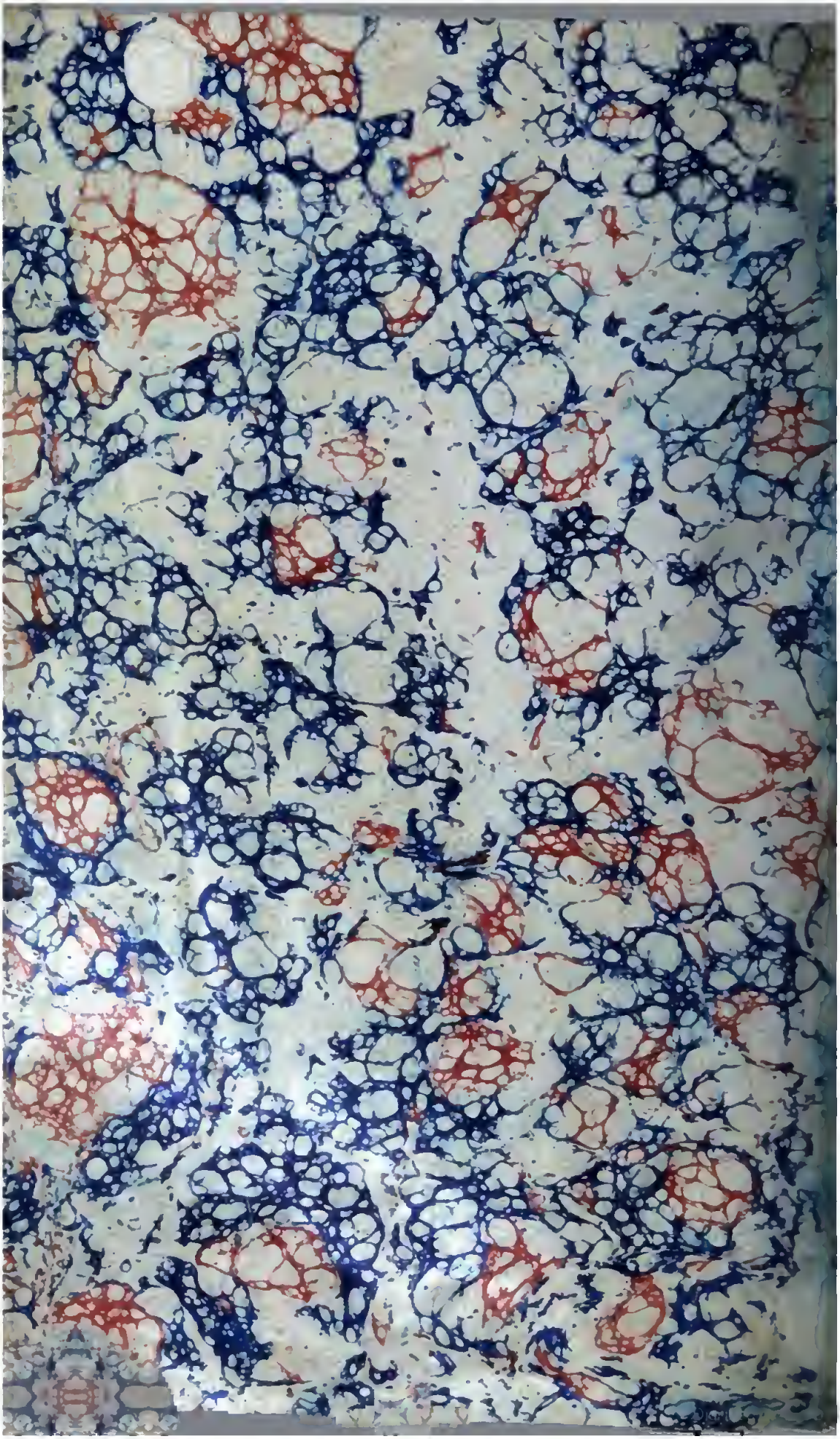
„Ihm iſt wohl!" ſagte Lucie, „ſo wohl, wie ihm hier nie geweſen iſt!"

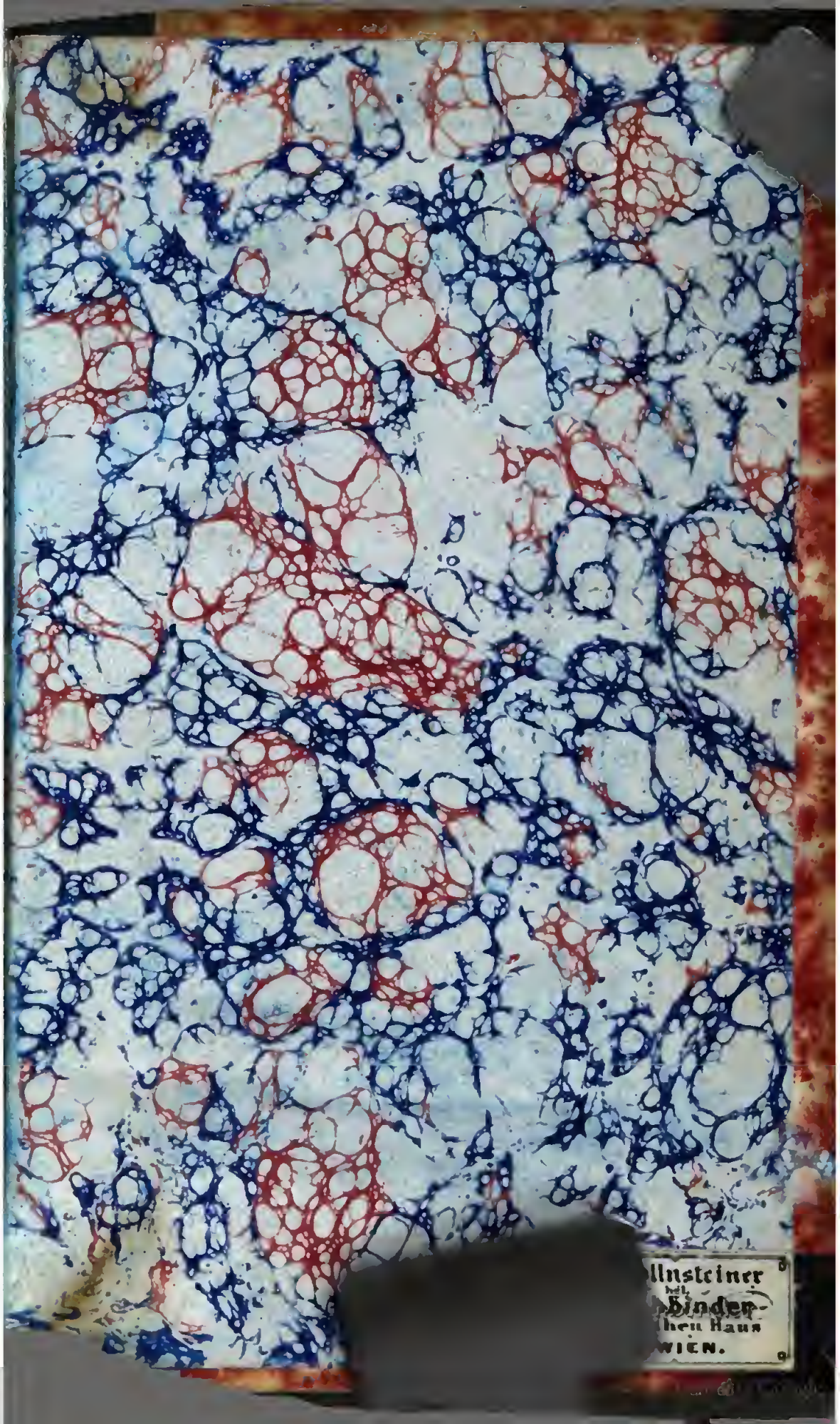
Der Deckel wurde zugeſchlagen, und die Landleute trugen den einfachen Sarg aus dem Hauſe; Lucie folgte mit ihrem Mann und ihren Kindern. Der Weg nach dem Kirchhof war ſchmal; da kam ein herrſchaftlicher Wagen mit vier Pferden ihnen eilig entgegen. Es waren Gäſte, die nach dem Rittergute fuhren; es war der franzöſiſche Marquis und ſeine Gemahlin Naomi.

Die Bauern ſtiegen mit dem Sarge in den Graben hinab, damit die vornehme Herrſchaft vorbei konnte; ſie entblößten ihre Köpfe, und die gnädige Frau, Naomi, ſteckte das Haupt mit dem ſtolzen Blick, mit dem einnehmenden Lächeln heraus und grüßte. Es war ein armer Mann, den ſie begruben. Nur ein Geiger!

Druck von [illegible] in Leipzig.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z177879001




llnsteiner
hel.
Binder-
hen Haus
WIEN.